Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Meine Rostocker Heide : ein Lebensbericht von Paul Babendererde, Gehlsdorf

[Rostock], [1944]

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn831848901

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Meine Rostocker Heide

EIN LEBENSBERICHT VON PAUL BABENDERERDE, GEHLSDORF

1—2

Der Forstinspektor Becker, der von 1791 bis 1841 die Rostocker Heide betreute, hat eine Familiengeschichte geschrieben. Darin erzählt er kalendermäßig sein eigenes Leben und das seiner Vorfahren, Nachkommen und Verwandten. Erhalten sind von ihm außerdem zahlreiche dienstliche Berichte und einige gedruckte wissenschaftliche Aufsätze. Das sind die Quellen. Ihre Sprache ist für uns veraltet und schwer genießbar, ihr Inhalt fesselt uns nur zum Teil. Ich habe mich bemüht, das für die Gegenwart Wissenswerte auszuwählen, und will versuchen, Becker und seine Umwelt durch eine erdichtete Briefreihe an einen Freund wieder lebendig zu machen. Der Verfasser.

ERSTES KAPITEL: 1791

Rostock, den 1. Juni 1791.

Herzensfreund! Begeistert, gerührt hat mich Dein langer, prächtiger Brief. Noch gibt es Freundschaft! Hier in diesen meinen Händen halte ich den Beweis, daß ein Freund sein vor fünf Jahren gegebenes Versprechen hält und treu zu seinem Manneswort steht. Ja, vor fünf Jahren war es. Du und ich, wir beide damals 20 Jahre alt, nein, nicht alt, sondern blutjung waren wir und schauten mit träumenden Jünglingsaugen in die Zukunft. In eine Zukunft, die rätselschwer vor uns lag. Zwei von Jugendsehnsucht erfüllte Rostocker Studenten, Du und ich, wir suchten einen Halt in dem Wirrsal der Welt, und wo fanden wir ihn? Einer an dem andern! An der Brust des Freundes!

Unsere Pfade mußten bald auseinander gehen, das wußten wir. Aber damals, in jenem heiligen Augenblick, da gaben wir uns mit heißem Händedruck das Wort, unser Leben lang im Geiste ungetrennt zu bleiben. Nicht einen ewigen Briefwechsel wollten wir führen, nein, Du als der Verständigere machtest einen besseren Vorschlag: Alle fünf Jahre wollten wir uns gegenseitig Rechenschaft ablegen. Jeder von uns sollte der Beichtvater des andern werden. Und nun habe ich Deinen ersten Bericht in Händen. Fünf Jahre Deines Lebens liegen klar wie ein Stück Weltgeschichte vor mir. Du hast Dein Wort gehalten. Die Reihe ist an mir.

Es treibt mich mit Gewalt, zu schreiben, zu schreiben, zu schreiben. Meine eigenen fünf Jahre, die inzwischen dahin geflossen sind, erheben sich aus dem Grabe der Vergangenheit zu neuem Leben. Und Du, mein lieber Freund, in weiter, weiter Ferne, Du stehst lebendig vor mir, in jeder Pause des Schreibens kann ich Dir die Hand drücken. Ich bin bei Dir und Du bei mir.

Du hast Rostock früher verlassen als ich. Als Mediziner bist Du nach Leipzig geeilt, um die großen Männer der Heilkunst zu hören. Es war in der Morgenfrühe. Noch sehe ich Euren Reisewagen durch das Steintor rollen, dessen eichene Torflügel sich eben knarrend geöffnet hatten. Die Frühsonne schien vergoldend auf das Mauerwerk des Zwingers. Zu Vieren saßt Ihr in Eurem Wagen, mit Bändern und Blumen geschmückt. Wir aber, hoch zu Roß, gaben Euch das Geleit bis zu den Bäumen der Pfeifenteiche. Da hielten wir alle noch einmal still, und es erklang in die Morgenluft das alte Prager Studentenlied: „Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal". Dann ein letzter Händedruck. Wir schwenkten die bunten Mützen, bis in der Ferne die Staubwolke Eures Wagens verschwand.

Aber nun ist Deine Leipziger und auch Deine Straßburger Zeit längst verflossen, und Du lebst in Paris, in dieser rätselvollen, schaurig-schönen Stadt und schaust mit eigenen Augen, wie eine blutige Revolution alte Rechte in den Staub wirft und neue Lehren auf den Thron erhebt.

Ein Widerhall von dem, was bei Euch in Paris geschieht, dringt auch nach Mecklenburg. Viele Briefe von dort bekommen unsere Professoren. Unter denen gibt es Brauseköpfe, die auch in Rostock für die Rechte der Unterdrückten kämpfen möchten. Andere sehen in Eurem Umsturz nichts als finsteres Teufelswerk. Die Dritten schweigen und warten ab, was aus allen feurigen Reden und Beschlüssen herauskommt. Und was haben Frankreichs Männer alles beschlossen! In einer einzigen denkwürdigen Nacht haben sie alle Standesvorrechte abgeschafft! Kein Vorrecht hat der Adel mehr! Aufgehoben sind die Fronleistungen der Bauern! Frei sind auf einmal die Leibeigenen! Mehr als die Hälfte der Franzosen hat klirrende Sklavenketten fortgeschleudert!

Aber noch kann ich diesem Schwung nicht folgen. Allzu viel Ungewolltes drängt sich vor. Briefe aus Frankreich erzählen uns, daß die Freigewordenen ratlos und ohne Brot und Arbeit sind. Keiner will mehr das Land bebauen und sich plagen hinter dem Pfluge. Ich sehe reifes Getreide auf den Feldern, das keiner mäht. Ich höre in den Ställen das hungernde Vieh brüllen, das keiner mehr füttern will.

die in den heißen Eingeweiden der Erde

Aufgehoben sind Frankreichs Klöster. Eingezogen sind die Kirchengüter. Und für den Erlös aus dem Kirchen- und Klostergut druckt man in Paris Papiergeld, aber leider gleich in solchen Massen, daß es wertlos wird wie Falschgeld. Ist das alles wahr? In allen Berichten mischt sich Wahrheit und Lüge. Du aber erfährst mehr als andere, denn Du stehst ja als junger, freier Arzt mitten im Getümmel und reichst Deine helfende Hand den Kranken, gleichviel ob in ihren Adern das blaue kühle Blut des Adels oder rotes heißes Jakobinerblut fließt.

•

Mich hat der Strudel des Lebens noch nicht so gepackt wie Dich. Aber in der Heimat bin ich auch nicht mehr lange geblieben. Du kennst ja die Leiden, die Rostocks alte, ehrwürdige Universität durchgemacht hat. Gott verzeihe es unserm verstorbenen Landesvater, daß er vom Zorn verblendet die Akademie nach Bützow verpflanzen wollte! Gelungen ist es ihm nicht, aber das hat er doch zuwege gebracht, daß ein Vierteljahrhundert lang unsere Universität zerrissen war! Ein Teil in Bützow und ein Teil in Rostock! Wohl ist Bützow für die Studenten nichts weiter geworden als ein Rauf- und Saufnest, aber aus den Rostocker Hörsälen war das Leben entwichen. Nun, der zornige Landesherr ist tot. Der neue Herzog hat ja rasch seinen Frieden mit Rostock gemacht und die zerrissene Alma mater wieder zusammengefügt, da, wo sie immer war, auf dem Rostocker Hopfenmarkt, unserm alten lateinischen Platz. Aber zerstören ist leichter als aufbauen, und lange hat es gedauert, bis der Strom der Wissenschaft wieder ungehemmt in Rostock dahinfließen konnte. In der unseligen Zwischenzeit aber hielt es auch mich nicht länger in der Heimat, und am 3. April 1788 bin auch ich bändergeschmückt aus Rostock herausgefahren.

Nicht aus dem Steintor wie Du, sondern aus dem Kröpeliner Tor. Wieder saßen wir zu vieren im Reisewagen, scheidende Studenten, wandernde Scholaren. Und wieder gaben uns Kommilitonen zu Pferde das Geleit. Am Stampfmüllerteich blieben sie zurück und zogen als Abschiedsgruß die Rappiere. Mein fernes Ziel war Heidelberg. Als ich über Wismar und Gadebusch nach Mölln gelangt war, habe ich gerastet und am Grabe Till Eulenspiegels eine gar heidnische Andacht verrichtet, denn ich fing an, zu begreifen, daß ein Lacher und Spötter, ja einer, den alle andern für einen Narren halten, der weiseste Mann der Welt sein kann.

Von Hamburg brachte mich das Boot über den breiten Elbstrom nach Harburg. Dann aber ging es mit sausender Extrapost über Celle und Braunschweig nach Goslar. Dort öffnete mir ein Empfehlungsbrief wie ein Zauberstab die Pforten eines Bergwerkes. In Grubenkleidung fuhr ich in die Tiefe zu den nackten Bergleuten, die in den heißen Eingeweiden der Erde

ihr Tagewerk schufen. Weiter ging es über Clausthal nach Göttingen zur ersten großen Rast. Neun köstliche Frühlingstage habe ich in Göttingen bei der Mecklenburger Landsmannschaft verbracht, nicht eher ließen sie mich los. Dann schlug ich mich weiter südwärts über Marburg und Frankfurt nach Darmstadt. Aber mein Auge, das bis dahin schönheitstrunken alle Bilder der Reise aufgenommen hatte, wurde stumpf und müde. Ich sehnte das Ende der langen Fahrt herbei und war herzensfroh, als mein Wagen endlich auf der traumhaften Bergstraße dahinrollte und am 30. April 1788 in Heidelberg ankam.

An ein Gespräch erinnere ich Dich, das wir vor fünf Jahren führten. Wir hatten beide beschlossen, uns fernzuhalten von den Saufbrüdern, die da glauben, sie seien nur darum freie Studenten, um das Geld ihrer Väter zu verprassen und mit Wein und Weibern ihre eigene Jugend zu Grabe zu tragen. Du und ich, wir hatten beide viele Geschwister, und wir beschlossen, so rasch wie möglich unsere Studien abzuschließen, um den Eltern unnütze Opfer zu ersparen. Damals sagtest Du: Mit 25 Jahren wollen wir als Männer der Wissenschaft auf eigenen Füßen stehen und unser täglich Brot selber erwerben. Du hast es wahr gemacht. Als Arzt verdienst Du längst Dein eigenes Geld. Aber auch ich habe die Frist innegehalten, und das sei die erste große Neuigkeit dieses Berichtes: Vor zwei Monaten hat man mich zum Forstinspektor für die Rostocker Heide erwählt. Das große Wald- und Heidegebiet unserer Vaterstadt Rostock, zwischen der Ostsee, der Warnow und dem Gelbensander Forste unseres Landesherrn, das ist fortan mein Arbeitsfeld, mein Lebenszweck, mein Königreich. Ja, Du kannst mir Glück wünschen, ich fühle den Druck Deiner Hand.

Aber nun habe ich Springinsfeld in meinem Bericht die Jahre von Heidelberg bis zur Gegenwart leichtfertig übersprungen. Du weißt, daß ich schon in Rostock die Kameralien als Brotberuf gewählt hatte, jene neue Wissenschaft, die erforschen will, wie der Mensch sich die Natur dienstbar macht und wie er die äußere Welt möglichst zweckmäßig gestaltet. In den alten Wissenschaften, der Theologie und der Juristerei, da ist alles im voraus festgelegt. Da weißt Du genau, was Du lernen mußt. Aber meine Kameralia sind erst im Werden, ebenso wie

Deine Medizin. Und so habe ich denn in Rostock und in Heidelberg mancherlei auf eigene Faust getrieben: Ich lernte die praktischen Handgriffe des Maurers und Zimmermanns, entwarf Bauzeichnungen und hörte Vorlesungen über Baukunst. Ich habe das Feldmessen und Kartenzeichnen gelernt, daneben mich in das wunderbare Leben der Pflanzen vertieft, auch fleißig modelliert, musiziert und das Französische geübt. Am liebsten befaßte ich mich mit den Flurkarten großer Güter und zeichnete sie sorgfältig ab. Von Heidelberg aus habe ich botanisiert und auch manche mineralogische Fußreise gemacht, ich habe Bergwerke und Bauernhöfe besucht und wurde von einer großen Stuterei so gefesselt, daß ich am liebsten gleich als Pferdewärter eingetreten wäre.

Alt-Heidelberg, wie reich hast du mich beschenkt! Wir zogen durch den Odenwald und durchwanderten die Kurpfalz und nahmen fröhlichen Unterricht bei den Weinbauern von Landau und den jungen Winzerinnen. Mit dem Hammer beklopften wir die Funde in den Steinbrüchen bei Kaiserslautern und Zweibrücken und standen andächtig vor den stolzen Bauten der alten Kaiser in Speyer. Von allen unsern Wanderungen habe ich genaue Wegekarten skizziert.

Im nächsten Jahre führte mich mein Reiseweg über Frankfurt, Eisenach und Weimar nach Jena. Ich habe es nicht gewagt, wie so viele Reisende, in Weimar unserm großen Dichter meine Aufwartung zu machen. Was hätte ich Goethe sagen sollen oder er mir? Später habe ich es bereut. Ich hätte ihm ein paar kostbare Steine aus meiner Sammlung bringen können, damit hätte ich vielleicht einen Blick aus seinem Götterauge erhascht. In Jena blieb ich lange bei meinem Bruder, der dort Vorlesungen hält. Nicht zünftig studiert habe ich in Jena, aber vielerlei gelernt. Student war ich erst wieder in Göttingen, das ich von Jena aus über Gotha erwanderte. Aber nur wenige Herbstmonate konnte ich in Göttingen zwischen lieben Landsleuten bleiben. Mein Vater rief mich nach Rostock zurück.

Viele glänzende Städte habe ich gesehen im Süden und Westen und in der Mitte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Stolze Kirchen und trutzige Türme habe ich erlebt und genossen. Und doch, lieber Freund, wurde mir das Herz so weit und das Auge feucht, als ich nach langer Fahrt zum erstenmal wieder unser liebes, altes Rostock erblickte. Von Göttingen hatte mich mein Weg über Hannover, Schwerin und Bützow geführt, und da, eines Abends, da sah ich in der Ferne im Glanz der Abendsonne die Türme von Rostock. Es war zwischen Lütten-Stowe und Biestow, ich ließ den Wagen halten, erstieg einen Hügel und schaute nach Jahren zum erstenmal wieder auf unsere liebe Vaterstadt.

Da lag sie in ihrer Pracht. Zur Rechten der hochragende Turm von St. Petri, das Wahrzeichen der Schiffer auf den Wogen des Meeres. St. Nikolai daneben, auf breitem, stumpfem Turmbau der trauliche, dunkle Helm. Und dann St. Marien, diese gewaltige Burg inmitten der Stadt! St. Jakobis anmutiger Turm wies gen Himmel wie der geschmückte Arm eines Heroldes. Neben dem wehrhaften Kröpeliner Tor sah ich verschwommen in der Ferne den Kaiserturm und die drehenden Mühlenflügel auf dem Windmühlenberg. Das Steintor floß fast zusammen mit dem nahen Türmlein von St. Johannis, und rechter Hand davon erkannte ich den Lagebuschturm und sogar die Spekula, die stolz hinausschaute auf Rosengarten und Mühlendamm.

Ich stieg wieder in den Wagen, voller Glück und Stolz, und sagte mir: Das ist deine Heimatstadt, welche andere ist ihr gleich? Dann ging es in rascher Fahrt, an den Pfeifenteichen und am Zwinger vorbei, durch das Steintor in die Stadt. Mein Wagen war der letzte dieses Tages, schon knarrten die Eichenflügel des Tores und schlossen ein Stück meines Lebens ab.

*

Ich habe dann in Rostock vor einem Professorenkollegium, zu dem mein Vater gehörte, die Staatsprüfung in Physik, Mathematik, Naturwissenschaft, Baukunst und Oekonomie abgelegt und den Magistergrad erworben. Geführt habe ich diesen Titel niemals. Wozu? Aber er gab mir das Recht, sogleich Vorlesungen zu halten, und davon habe ich freudig Gebrauch gemacht. 24 Jahre alt, stand ich auf dem Katheder und lehrte die Kameralwissenschaft, so wie ich sie verstand. Das ist ja das Gute in einem neuen Fach, daß einem da keine alten Herren hineinreden. Aber daneben blieb ich ein Lernender und hörte fleißig Mineralogie und Botanik.

Einige Wochen nach der Staatsprüfung nahm mich mein Vater in sein Studierzimmer und sagte mir folgendes:

„Die Stadt Rostock besetzt nächstens ein Amt, das für dich wie geschaffen ist. Sie sucht einen obersten Beamten für ihr Waldgebiet. Man wünscht einen Mann aus alter Rostocker Familie. Du mußt dich bemerkbar machen. Schreib ein kleines Büchlein über den Wald. Die Arbeit kann dein Leben entscheiden."

„Aber, mein Herr Vater!" rief ich erschreckt, „was muten Sie mir zu? Ich soll ein Buch schreiben, nicht aus vollem Herzen, sondern mit listigen Hintergedanken? Ich soll — verzeihen Sie den Ausdruck! — mit der Wurst nach der Speckseite werfen?"

„Nenn es, wie du willst", erwiderte mein Vater. „Du suchst einen Brotherrn für dein Leben. Einen besseren als die Stadt Rostock findest du nicht. Du liebst den Wald, die Welt der Bäume. Du kannst mit heißem Herzen schreiben. Aber schreib es sofort und laß andere Arbeiten liegen. Für den Autor kommt alles darauf an, daß seine Schrift zur rechten Zeit erscheint. Wenn du aber ein nahrhaftes Amt eine Speckseite nennst, dann kannst du auch ruhig mit der Wurst danach werfen."

„Verzeihen Sie, mein Herr Vater, meine törichte Rede", erwiderte ich. „Sie haben recht, und ich danke Ihnen."

Ich habe zwei Monate gearbeitet wie ein Besessener. Die neue Aufgabe packte mich. Bald stand der Gesamtplan fest. „Die in Mecklenburg wild wachsenden Bäume und Sträucher" sollte das Büchlein heißen und hauptsächlich die Nutzhölzer behandeln: Kiefer und Tanne, Eiche und Buche. Als ich mich nun weiter vertiefte in Wurzel und Stamm, Blatt und Blüte, Holz und Rinde, als ich Forstleute und Professoren ausfragte nach tausend Einzelheiten, da ging mir eine Wunderwelt auf, und ich habe schließlich mein Büchlein mit glühender Seele niedergeschrieben. Es wurde sogleich auf meine Kosten gedruckt und machte Aufsehen in der Stadt. „Endlich ein Rostocker, der unsere Bäume kennt!" hieß es. In den Ratssitzungen wurde meine Arbeit besprochen, und als dann der schwerkranke Forstinspektor Rödler sein Amt niederlegte und ich mich mit vielen anderen um dieses Amt bewarb, da wählte man mich.

Freilich, ein lustiges Possenspiel wurde eingeschoben, bevor man mich in Eid und Dienst nahm. Die Väter unserer Stadt sagten sich: „Dieser junge Hermann Friedrich Becker, Sohn des Professors und Pastors Becker, der Enkel des verstorbenen Bürgermeisters Burgmann, er könnte als Sproß alter einheimischer Familien wohl würdig sein, unsere Heide zu betreuen. Hat ja auch durch sein Buch gezeigt, daß er unsere Bäume kennt. Aber versteht er etwas von der Forstwirtschaft? Darüber müssen wir doch ein Zeugnis haben!" Und so schrieb man an den würdigen Oberforstinspektor Wulf in Schwerin, der die Forsten des Herzogs betreut, ob er nicht den gedachten Kandidaten zuvor in der Forstwissenschaft prüfen wolle. „Was ist da zu prüfen?" schrieb der Wulf zurück, „der junge Mann hat ja über Eure Bäume geschrieben, ist das nicht genug?" „Das ist nicht genug", entgegnete kummervoll unser Rat, „wir brauchen für unsere Akten ein Zeugnis schwarz auf weiß." „Meinetwegen", schrieb nun der Wulf, und ich bekam den Befehl, nach Schwerin zu reisen.

Als ich mich aber in Schwerin, wie sich's gebührt, dem Herrn Oberforstinspektor mit tiefer Verneigung vorstellte und meine eingeübte Begrüßung hersagte, da lachte er laut auf und schloß mich in die Arme. „Herzensjunge!" rief er, „ich kenne Seinen Vater und kannte Seinen Großvater. Wollen wir hier Komplimente drechseln? Leiste Er mir lieber bei Tische Gesellschaft und probiere Er meinen Rotwein!" Ein paar Tage später nahm er mich mit auf die Hofjagd und stellte mich unserm gnädigen Herzog vor. Geprüft hat er mich nicht. „Ich sehe ja schon", sagte er, „daß Er eine Eichel von einer Kartoffel unterscheiden kann und daß Er gesunden Menschenverstand hat. Weiter ist im Walde nichts nötig!" Aber ein Zeugnis gab er mir mit, daß ich für mein Amt wohl geeignet sei.

*

Das geschah vor sechs Wochen. Noch habe ich mein neues Amt nicht angetreten und weile noch immer im Vaterhause zu Rostock in dem Zimmer, das meine liebe, gestorbene Mutter zuletzt bewohnte. Aber viele Tage habe ich schon in meiner Rostocker Heide zugebracht. Ich sage „meine" Heide, denn sie ist mir in der kurzen Zeit schon ans Herz gewachsen. Du kennst sie ja gar nicht. Wer setzt denn von Rostock aus seinen Fuß in diesen Urwald, wenn er nicht Jäger oder Holzhändler oder Wilddieb ist? Reden tun sie alle von der Rostocker Heide und nennen sie „das Kleinod der Stadt", aber kennen tut sie keiner. Sie scheuen alle die lange Fahrt auf schlechten Landwegen und wollen nicht mit ihren städtischen Schnallenschuhen im Waldmorast versinken.

Ich war gleich nach meiner Wahl in Rövershagen, um meine künftige Dienstwohnung zu besehen. Noch wohnt dort der arme, kranke Herr Rödler, den ich ablösen soll. Er hat mich freundlich aufgenommen und mich mit den Pächtern und Bauern von Rövershagen bekannt gemacht, auch mit den Jägern und Holzwärtern. Sie alle haben Wagen und wohlgenährte, gute Pferde. So fehlte es mir, wenn ich wiederkam, nie an Fuhrwerk. Jäger und Bauern und Gutspächter haben mich kreuz und quer durch meine Heide kutschiert.

Schon ist die Rostocker Heide meine Geliebte, um die ich geduldig werbe. Sie fällt nicht jedem Liebhaber um den Hals. Sie ist stolz und wild. Sie verschließt sich spröde und will den Freier abschrecken. Da jagt der Sturm durch die Wipfel, da krachen die morschen Aeste hernieder, da sperrt dichtes Gestrüpp die Bahn, da verwirren sich die Fußsteige, da braust an der Seeküste das Meer und spritzt hoch an die weißen Dünen. „Weiche fort aus dieser Wildnis!" scheint der Sturm zu rufen. „Bleib hinter den Mauern deiner Stadt und stecke die Nase in

deine staubigen Bücher! Diese rauhe Einöde ist nichts für verwöhnte Stadtmenschen, sie beherbergt Räuber und lichtscheues Gesindel. Dunkle Mächte bedrohen dich hier!"

Aber ich habe mich nicht abschrecken lassen und geduldig geworben um meine herbe, wilde Heide. Und da hat sie mich bald auch mit andern Augen angeblickt. Weich flutet die Sonne durch die Kronen der Bäume und spielt auf dem Boden um Moose und Farrenkräuter. Es gurrt die Taube, es hämmert der Specht, um die Stämme huscht das Eichhörnchen. Hinter den weißen Dünen ruht heute das ewige Meer in Frieden und Majestät. Ich kose das zarte Grün der Buchen, die eben ihr Frühlingskleid angezogen haben. Ich streichele mit der Hand die weichen Flechten auf der rissigen Rinde einer Eiche, die ihre Riesenarme in die Luft streckt. Ich vertiefe mich in die alten Wegekarten und erobere mir heimlich mein künftiges Königreich. Ich harre geduldig und ohne Waffe im Versteck, um das Reh zu belauschen, wenn es in der Dämmerung aus seinem Tagesversteck heraustritt. Und über mir kreist hoch unter dem blauen Himmel der Seeadler und schwebt dahin, ohne mit den Flügeln zu schlagen. Ich rede mit den Jägern und Waldarbeitern und schaue in ihre wetterharten blauen Augen. — Laß mich abbrechen, lieber Freund, damit ich nicht stundenlang schwärme von meiner Heide.

Ich muß auch darum aufhören, von meinen Werbefahrten durch die Heide zu reden, weil ich Dir in diesem Bericht mit freudig klopfendem Herzen noch eine andere Geliebte vorzuführen habe: ein deutsches Mädchen von Fleisch und Blut, das noch viel lieblichere Augen hat als die wilde Heide. Ja, mein Herzensfreund, das ist nun das zweite große Ereignis, das ich Dir zu melden habe. Ich weiß, daß Du herzlichen Anteil nimmst, wenn ich Dir bekenne, daß der künftige Forstinspektor Hermann Friedrich Becker seine große Dienstwohnung in Rövershagen nicht allein bewohnen wird. Auf dem Lande als Junggeselle zu leben, inmitten der traulichen Zimmer, im großen Garten, zwischen Scheunen und Ställen, zwischen Knechten und Mägden, das wäre ein schlechter Scherz. Wäre ich ein Stadtmensch geworden, ich hätte vielleicht noch gezögert mit der Ehe. Als Landmensch baue ich mir das neue Nest gleich zusammen mit einem geliebten Weibe.

Ich lege Dir einen Schattenriß meines Mädchens bei, damit Du Dich freust an der sanften Wölbung der Stirn, an der fein geschwungenen Nase, an dem lieblichen Munde. Wir kennen uns seit einem Jahre. Eine Fahrt über Land mit einem Professor und einigen Kommilitonen führte uns damals auf das Gut Dölitz bei Gnoien, das wir als Kameraliamänner besichtigten. Da habe ich der Tochter des Hauses zu tief ins Auge geblickt. Wir haben Briefe

gewechselt. Aus ihren Zeilen redete eine zarte Seele, aber auch ein lebensfreudiges Menschenkind mit fröhlichem Herzen, immer aufgelegt zu anmutigem Scherz. Nachdem ich zum Forstinspektor erwählt war, fuhr ich am Karfreitag mit meinem Bruder Valentin nach Dölitz zum Besuch ihrer Eltern. Am Ostersonntagmorgen, als die übrige Gesellschaft zur Kirche gefahren war, spazierte ich mit meinem Mädchen allein im Garten. Da faßte ich mir ein Herz und offenbarte ihr meine Liebe. Sie war gar nicht erstaunt und sagte errötend, aber mit lachendem Munde: „Ja, ich will's mit Ihnen wagen!"

Das war ein Tag! Wie jubelte mein Herz! Oelgard Johanna Kremer heißt meine liebe Braut, sie ist fünf Jahre jünger als ich. Am zweiten Ostertage hielt ich morgens bei ihrem Vater um ihre Hand an. Er hat mich freundlich entlassen, um zuvor mit Frau und Tochter zu reden, und hat mir am Abend den väterlichen Segen gegeben.

*

Rövershagen, den 15. August 1791.

Mein Bericht, den ich um Pfingsten in Rostock begann, ist unvollendet liegen geblieben. Versuch's nur einmal selbst! Nimm ein Weib und tritt ein Amt an mit eigener großer Wohnung, und Du wirst begreifen, welche Unruhe und welch' buntes Treiben damit verflochten ist. Erst heute komme ich dazu, weiter zu schreiben. Ich habe inzwischen den Bürgereid und den Forstinspektoreid schwören müssen und bin am 1. Juli gar feierlich von einem Senator als dem Vertreter des Rats und von zwei Quartierherren als den Vertretern der Bürgerschaft in mein Amt eingeführt worden.

Drei Wochen später, am 22. Juli, war unser froher Hochzeitstag. Die Trauung vollzog mein Vater. Aus seiner Hand empfing ich meine liebe Frau. Es wurde dieser Tag auf dem Gutshof in Dölitz mit aller Freude, allem Jubel und allem Glanz begangen. Wir feierten drei Tage und drei halbe Nächte lang beim Schall der Pauken und Trompeten und beim Klang der Gläser. Dann erst trennte sich die Hochzeitsgesellschaft. Ich nach der Feier noch einmal allein zu Pferde in die Rostocker Heide, kehrte aber zwei Tage später in scharfem Ritt nach Dölitz zurück und fuhr dann mit meiner jungen Frau, ihrem Vater und ihrer Schwester nach Rövershagen. Sie blieben einige Tage bei uns und halfen uns, das neue Heim einzurichten.

Und nun schreibe ich den Schluß dieses Berichts in meiner Amtsstube. Die neue Gänsefeder, die ich eben in den Tintennapf tauche, hat meine liebe Frau eigenhändig und kunstvoll gespalten und angespitzt. In die Sandstreubüchse hat sie mir weißen Dünensand von der Ostsee geschüttet. Durch das Fenster blicke ich über meine Felder hinweg auf den Waldesrand.

Aber trotz allem: Etwas Fremdes hat Gewalt über mich in diesem Amtszimmer. Seitdem ich Ehemann und vereidigter Beamter und Vorgesetzter bin, erscheint mir die Jünglingszeit wie abgeschlossen. Bekomme ich etwa mit fünfundzwanzig Jahren schon ein Amtsgesicht? Das verhüte der Himmel! Aber genug ernste Dinge habe ich zu denken. Ich muß meiner Heide jetzt als rechnender Wirtschafter gegenübertreten. Kühl habe ich zu fragen, wieviel harte Taler Ueberschuß sie im Jahre einbringt und ob ich durch bessere Wirtschaft nicht noch mehr aus ihr herausschlagen kann. Als Mann der Wissenschaft, der nicht umsonst Kameralia studiert hat, will ich die Lehren der Professoren in meinem neuen Reiche erproben.

Sät und pflanzt man hier die Bäume, die in diesem Klima am besten gedeihen, oder soll man es mit anderen Sorten versuchen? Warum werden die großen Räumden, die baumlosen Gebiete, nicht planmäßig aufgeforstet? Warum schafft man nicht ein Netz von festen, geraden Wegen und schließt damit die unzugänglichen Teile der Heide auf? Ist es zu verantworten, daß in diesem großen Wald- und Heidegebiet fast alles Edelwild ausgerottet worden ist durch gewissenlose Schützen und durch die hohen Wildforderungen, die von der Stadt Rostock gestellt werden? Du siehst, Herzensbruder, ich stecke schon mitten in schwierigen Fragen und habe vielleicht nicht weniger zu grübeln und zu forschen als Du zwischen Deinen Instrumenten und Medizinbüchern.

Aber in meinem Tatendrang warnen mich die Spuren meiner beiden Vorgänger. In wohlgelungenen Scherenschnitten hängen ihre Schattenrisse an der Wand meiner Amtsstube. Ich stelle sie Dir beide vor. Der eine ist der Rödler, den ich abgelöst habe, und der jetzt in Rostock lebt. Er hat, wie er mir erzählte, als junger Mensch das Forstfach oder wohl mehr das Jägerhandwerk bei einem herzoglichen Förster erlernt, ist dann aber als Erbe eines kleinen Vermögens in Rostock Kaufmann und Holzhändler geworden. Erst als 50jährigen Mann hat man ihn zum Forstinspektor erwählt, aber schon zehn Jahre später hat er um seinen Abschied bitten müssen. Die Strapazen des Waldlebens haben ihn zerbrochen. Mit Eifer und Arbeitswut wollte er alles selbst anordnen. Er war Tag für Tag bei Wind und Wetter unterwegs, immer in offenem Wagen auf grundlosen Wegen. Schließ-

lich haben Gicht und Podogra und ein zerstörter Magen ihn aufs Krankenbett geworfen. Noch vom Bett aus hat er versucht, alles zu leiten, bis der Arzt ihm Ruhe gebot. Da hat er mit blutendem Herzen sein Abschiedsgesuch geschrieben und vom Rat für seine alten Tage eine Pension von jährlich 150 Talern bewilligt erhalten.

12.

Aber noch viel trauriger ist es seinem Vorgänger, dem Forstinspektor Möller, ergangen. Sein Schattenriß zeigt ein feines Profil. Er trägt noch einen steifen Zopf mit einer Schleife. Er bezog ein jämmerliches Gehalt, von dem er nicht leben und sterben konnte. Um Frau und Kinder nicht hungern zu lassen, trieb Möller mit eigenem und geliehenem Gelde als Forstinspektor einen Holzhandel, aber er wurde betrogen, hatte schwere Verluste, sein Holz wurde beschlagnahmt und er selber von den Gläubigern verfolgt. Möller hatte auch Feinde im Rat und in der Bürgerschaft, und ihm wurde sein Amt gekündigt. Wohl trat der Herzog für ihn ein, aber inzwischen war der verschuldete Mann tiefsinnig und schwermütig geworden. Im Oktober 1780 hat der Forstinspektor Möller, mein Vorvorgänger, seinem Leben durch einen Schuß in die Schläfe ein Ende gemacht.

Seine Tochter hat ihn tot im Garten gefunden, in der Hand die noch rauchende Pistole. Du weißt, wie hart unsere Kirche die Selbstmörder richtet. Sie sagt: Du sollst nicht töten, und der Selbstmord ist die einzige Sünde, die nicht mehr bereut werden kann. Kein Trostwort hatte der Pastor für die verzweifelte Frau und die armen Kinder. Man hat es nicht einmal erlaubt, den Sarg auf die Bahre zu stellen,

mit der man die Toten davonträgt, weil die Bahre durch einen Selbstmörder entweiht würde. So mußten die Waldarbeiter ihm aus Fichtenstämmen seine eigene Bahre zimmern. Schließlich hat man den Forstinspektor Möller ohne kirchlichen Segen wie einen toten Hund in einem Winkel des Röversháger Friedhofs in ungeweihter Erde verscharrt. Ich habe ihm einen Eichenzweig aufs Grab gelegt.

•

Aber ich will mich durch die Spuren meiner beiden Vorgänger nicht schrecken lassen. Ich bin jung und gesund. Noch habe ich im Rat und in der Bürgerschaft Freunde und Gönner. Und schließlich — aber das sage ich Dir nur vertraulich ins Ohr — hat meine Frau mir eine schöne Mitgift ins Haus gebracht. Ihr Vater ist ein wohlhabender Mann. Er wird eine offene Hand haben, wenn jemals die Not an unsere Tür pochen sollte.

Vor fünf Jahren haben wir als törichte Jünglinge viel über Frauen und Mädchen geredet. Heute kann ich Dir sagen: Willst Du eine Frau richtig kennenlernen, so mußt Du sie zunächst einmal heiraten. Bei meiner Frau offenbart sich ein eigener Wille, der in dem jungen Mädchen unsichtbar war. Schon als wir bald nach der Verlobung mit ihrem Vater zusammen mein Forstamt besuchten und durch Stuben und Ställe, durch Scheunen und Garten hindurchschritten, da sagte sie ganz freimütig: Ich bin auf dem Lande aufgewachsen und will auf dem Lande sterben. Hättest Du ein Amt in der Stadt gehabt, so wäre ich heute nicht Deine Braut. Und dann verteilte sie die Zimmer im Hause und gestaltete in Gedanken schon den Garten um. Ich ließ mir das alles gern gefallen und habe auch heute nichts dagegen, daß sie Haus und Geflügelhof und Garten nach ihrem Willen eingerichtet. Meine liebe Oelgard ist eine treffliche Frau, sie umgibt mich mit ihrer Liebe und sorgt getreulich für mich, aber im Hause regiert sie und nicht ich.

Ueber alles hat sie ihre eigenen, klaren Gedanken. Eines Tages erzählte ich ihr, wie ich im Laufe der Jahre die ganze Forstwirtschaft nach den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft umgestalten wolle. Da lächelte sie und gab mir zunächst einen Kuß auf die Stirn. Dann aber sagte sie: „Lieber Becker, denk an deine Vorgänger! Die hohen Herren in Rostock hängen am Alten. Noch sind sie dir gut. Wenn du ihnen aber erklärst, bisher sei alles falsch gemacht worden und jetzt werdest du es richtig machen, dann kränkst du nur ihren Stolz."

Ein ander Mal machte ich ihr klar, daß man die Eichen dann fällen müsse, wenn sie den höchsten Nutzwert haben. Das fordert die Kameralwissenschaft. Läßt man sie länger stehen, dann nehmen sie nur dem jungen Nachwuchs den Raum weg, und in der Mitte der Eichenstämme setzt die Fäulnis ein. Von innen heraus vermodern sie und entwerten. Das kann Jahrhunderte dauern. Wir haben Eichen in unserer Heide, die bald ein halbes Jahrtausend alt sind, von außen ehrwürdig und schon, aber innen sind sie morsch und hohl. Darum fordere ich: Die Eichen niederschlagen, wenn ihr Holzwert den höchsten Stand erreicht hat. Wie man Schweine und Enten schlachtet, wenn sie nach ihrem Fleisch- und Fettgehalt den höchsten Wert haben.

Das ist doch alles klar und unwiderleglich, nicht wahr? Es gilt doch, von allem den höchsten Ertrag zu gewinnen. Aber höre und staune, was meine liebe Frau mir darauf antwortete. Sie setzte sich auf meinen Schoß und sagte:

„Lieber Becker, was bist du für ein schlauer Rechenmeister! Aber sei doch froh, daß überall in unserer Heide die alten Eichen stehen geblieben sind, und daß unsere Urgroßväter den Zeitpunkt versäumt haben, an dem die Bäume reif zum Schlagen waren. Eichen sind nun mal keine Enten und Schweine, das muß ich als Landmannstochter wissen. Die alten Bäume sind die Schmuckstücke unserer Heide, wie die alten Burgen am Rhein und die alten Kirchen und Tore in Rostock. Und wenn die Stadt auch nicht so viel Geld an den Eichen verdient, sie ist ja reich genug! Du bist der Herr im Walde und nicht ich. Aber jede alte Eiche, die innen hohl und morsch ist, und nach außen noch in voller Pracht steht, die findet an mir ihren Fürsprecher, der für ihr Leben bittet."

Ich gestehe Dir: Wenn sie so spricht und mich dabei mit ihren klugen Augen ruhig anschaut, dann gerät meine ganze Wissenschaft und Logik ins Wanken. Und ich frage mich heimlich: Sollte in einem Frauenkopf, der unbeschwert und unverbildet ist, vielleicht mehr Weisheit stecken als unter den Perrücken der Professoren?

Aber nun mache ich Schluß, denn draußen wartet mein Kutscher, der diesen Brief mit nach Rostock nehmen soll. Dort soll er ihn der schwedischen Post übergeben, die von Schwedisch-Stralsund über Rostock nach Schwedisch-Wismar fährt. **So findet er guten Anschluß über Hamburg**

und Brüssel nach Paris. In vier Wochen mag der Brief schon in Deinen Händen sein, wenn nicht Eure Revolutionsmänner einen Sperrgürtel um die Stadt gelegt haben, um keine fremden Gedanken hineinzulassen. Noch einmal drücke ich Dir herzlich die Hand. In fünf Jahren wollen wir von neuem beichten, dann sind wir beide 30 Jahre alt. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß wir in der Zwischenzeit nichts von einander hören. Im Gegenteil! Ich bitte Dich herzlich um häufige Nachricht und will auch selber schreiben.

Unsere Briefe und Berichte — das sehe ich — werden sehr verschieden ausfallen. Ich schlage nun Wurzeln in der Heimat und kann Dir immer nur melden, was in Rostock und in der Rostocker Heide vor sich geht. Aber schließlich kann jeder Platz für den redlich Schaffenden zum Mittelpunkt der Welt werden, von dem der Blick schweifen kann in unendliche Fernen. Du hörst im fremden Lande das donnernde Rad der Weltgeschichte rollen und wirst mir erzählen von Königen und Republikanern, von Feldherren und Staatsmännern. Schon sehe ich die Vorzeichen, daß die Völker Europas im Kampf aufeinander stürzen, daß Reiterscharen den friedlichen Acker zerstampfen und der Himmel sich rötet vom Feuerschein brennender Dörfer und Städte. Unser Jahrhundert geht schicksalbeladen zur Neige. Wir beide, Du und ich, die einst als Rostocker Studenten einen Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen haben, wir wollen uns auch im Wirbel fremder Gewalten nicht umwerfen lassen und einer die Hand des anderen festhalten.

Leb wohl, Freund meines Lebens! Meine Frau läßt Dich herzlich grüßen. Ich umarme Dich.

Dein Hermann Friedrich Becker.

ZWEITES KAPITEL: 1796

Rövershagen, den 21. April 1796.

Herzlieber Freund! Heute ist mein Geburtstag. Ich werde 30 Jahre alt. Fünf Jahre sind vergangen, der Rechenschaftsbericht ist fällig. Darum bin ich heute sehr früh und sehr leise aufgestanden. Noch weiß keiner im Hause, daß ich wach bin. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer, der Kachelofen hat noch von gestern einen Teil seiner Wärme bewahrt. Noch schlafen die Kinder, die Arbeitsleute, die Hunde. Diese heilige, unbestaubte, frühe Morgenstunde gehört mir ganz allein. Du aber sollst Teilhaber sein. Im Geiste zaubere ich Dich her, klar stehst Du vor mir, ich blicke Dir ins Auge und drücke Dir die Hand, um mit Dir allein den Tag und das neue Lebensjahr zu beginnen.

Fünf Jahre bin ich nun Forstinspektor und fünf Jahre Ehemann. Ich bin Vater zweier Kinder. Das dritte ist nicht mehr fern. 1792 wurde uns das erste Kind, der Eduard, geboren. Ihm folgte 1794 der Georg. Möge das dritte Kind ein Töchterlein werden! Wärest Du auch schon Vater, dann würde ich Dir ausführlich erzählen, was für dumme Streiche unser Eduard macht, daß er dennoch ein lieber Kerl ist, daß Georg schon läuft und plappert, und beide gern auf des Vaters Schultern reiten. Aber solche Dinge werden Dir, dem armen Junggesellen, gleichgültig sein. Meine Frau und ich, wir beide wünschen Dir, daß auch Du bald eigene Kinder umarmst, daß Du nicht eines Tages als der letzte Deines Stammes ins Grab sinkst, sondern daß Du das Bluterbe Deiner Ahnen an kommende Geschlechter weitergibst.

Gestorben ist mein Vater. Die Mutter war ihm schon lange vorausgegangen. Seitdem beide tot sind, bin ich reifer, klarer und älter geworden. Es steht nicht mehr zwischen der Ahnenreihe und mir ein noch lebendes Geschlecht. Ich selber halte jetzt die Fahne und die Hellebarde in den Händen als der berufene Wächter unseres Hauses. Nun gar, seitdem eigene Kinder um mich herum aufwachsen, ruht auf mir die Verantwortung des Familienoberhauptes. Keiner ist mehr da, den ich um Rat fragen könnte. Aber alle kommen sie zu mir, wenn sie ratlos sind.

Mein Vater hatte zwei Aemter. Er war erster Pastor an St. Jakobi und außerdem Professor der Theologie und der Mathematik an der Universität. Du weißt, daß die eine Hälfte unserer Professoren vom Herzog, die andere von der Stadt besoldet wird. Alle städtischen Professoren haben noch irgendein anderes Amt: Sie sind Pastor oder Stadtarzt oder Lehrer an der Großen Stadtschule. Die Juristen sind außerdem Notare. So braucht die Stadt nur kleine Professorengehälter zu zahlen.

Auch als erster Pastor einer Rostocker Stadtkirche erhielt mein Vater nur ein geringes Gehalt. Aber er bezog eine Reihe guter Einnahmen aus Vermächtnissen und Stiftungen, die der Kirche im Laufe der Jahrhunderte zugefallen waren. Sie flossen aus Häusern in der Stadt, aus Gütern, aus Bauernstellen und bestanden vielfach aus Korn, Fleisch, Eiern, Holz und anderen Dingen. Mein Vater aber liebte Ordnung und Klarheit und haßte alle unzweckmäßigen Einrichtungen. Er hat vor zehn Jahren alle großen und kleinen Hebungen, die ihm zustanden, zu Geld gemacht und dafür das Rittergut Evershagen erworben und hat es festgelegt, daß der Ertrag dieses Gutes für alle Zeiten seinen Amtsnachfolgern zufällt. Dabei hatte er große Widerstände zu brechen, aber er war der Mann dazu. Das Gut liegt eine Stunde Fußmarsch nordwestlich von Rostock. Als mein Vater es erwarb, war ich 20 Jahre alt. Schöne Sommerwochen haben wir in Evershagen verlebt.

Mein Vater hat kurz vor seinem Tode wie ein Vermächtnis sein Glaubensbekenntnis niedergeschrieben. Er vertritt streng und hart die Augsburger Konfession, so wie sie vor mehr als 250 Jahren abgefaßt worden ist. Ich kann ihm darin nicht folgen. Luther und die anderen Reformatoren, die Väter der Augsburger Konfession, standen unter politischem Druck, sie mußten einen praktischen Weg finden zwischen den Schwarmgeistern, den Päpstlichen, den Zwinglianern, zwischen dem Kaiser und den Landesherren. Nicht etwas Ewiges konnten sie schaffen. Nicht gebunden fühle ich mich durch eine Formel, die vor einem Vierteljahrtausend ausgeklügelt worden ist. Darum kann ich das Glaubensbekenntnis meines verstorbenen Vaters nicht unterschreiben.

Aber auch nicht jenes kurze Bekenntnis, das in dem andern enthalten ist und das wir aus dem Katechismus gelernt haben. Muß ich durchaus glauben, daß es tief unter der Erde eine Hölle für die Verdammten und hoch über uns hinter der Sternenwelt eine Wohnung der Seligen gibt? Daß Christus empfangen oder gezeugt worden ist vom Heiligen Geist? Daß er nach dem Kreuzestod niedergefahren ist zur Hölle? Daß es eine Gemeinde der Heiligen gibt, und daß auch das Fleisch auferstehen wird?

Ich erlebe Gott in der Welt der ewigen Wunder, die mich umgibt. In der Sonne, die mich wärmt, in dem Stern, der Nachts am dunklen Himmel leuchtet, in dem Baum, der sich jährlich neu begrünt, und in dem Werden meiner Kinder. Ich habe meinen Vater tief verehrt. Ihm und der Mutter verdanke ich alles. Aber ich kann mein Denken von niemand mehr in Fesseln schlagen lassen. Als mein Vater in der St. Jakobikirche zur letzten Ruhe beigesetzt wurde, da nahm ich Abschied von ihm, um einen anderen Weg zu gehen als er.

*

Die Räume, in denen wir hier wohnen, haben sich vergrößert. Zwei Zimmer habe ich anbauen lassen. Bei der Gelegenheit ist das ganze Haus ein wenig umgestaltet worden. Aus vier engen Kammern sind durch Wegnahme der Zwischenwände zwei schöne Stuben geworden, einige überflüssige Türen und Fenster habe ich zumauern lassen. Die Planung auf dem Papier und die Beratung mit meiner Frau war ein Quell der Freude, und ich entdeckte, daß ich von meinem verstorbenen Vater den Trieb geerbt habe, alles möglichst zweckmäßig zu gestalten. Sehe ich irgend etwas töricht angeordnet, dann quält es mich wie ein körperlicher Schmerz, und ein heißes Verlangen erfaßt mich, umzugestalten, zu vereinfachen, zu verbessern. Ich bin dankbar dafür, daß mich dieser Trieb beherrscht, es ist ein Tropfen Unruhe, der schließlich zu schöpferischem Schaffen antreibt.

Dieser Trieb, ich fühle es wohl, kann mir das ganze Leben verderben, wenn ich ihn ungezügelt wuchern lasse, denn dann würde er ausarten zu wilder Veränderungssucht, zu eitler Schulmeisterei, und würde alle Ruhe aus dem Leben vertreiben. Ich zügele mich und sage mir immer zunächst, daß alles Bestehende schon an sich ein Daseinsrecht hat. Unsere Vorgänger oder Vorfahren, die das Vorhandene schufen, waren nicht dümmer als wir. Das halte ich mir immer vor Augen und ändere dann nur zögernd und mit Bedacht. Habe ich aber im Hause oder im Walde oder in reiner Geistesarbeit etwas wirklich Zweckmäßiges gefunden und kann damit auch nur ein Zöpflein abschneiden oder eine alte Torheit beseitigen, dann lasse ich mir die Wonne des Umgestaltens nicht rauben.

So fanden wir in unserm großen Garten eine Menge von Obstbäumen, aber Obst hatte mein armer Vorgänger nur wenig geerntet. Und warum? Die meisten Bäume waren zu alt und verholzt, auch waren viele frühtragende Sorten dabei, deren Blüten fast immer den Nachtfrösten im Mai zum Opfer fielen. Das war nun ein Arbeitsfeld, auf dem meine liebe Frau genau so dachte wie ich. Mit wahrer Begeisterung haben wir uns an die Arbeit gemacht und wie die Wüteriche aufgeräumt unter den alten schlechten Beständen. Jeder Baum, den wir zum Tode verurteilten, erhielt wie im Walde ein Schnittzeichen in der Rinde, und dann kamen Waldarbeiter und rodeten das Gezeichnete sauber mit allen Wurzeln aus. Und gleich im ersten Herbst haben wir in Massen Wildlinge gepflanzt und sie im Frühjahr gepropft oder veredelt, wie man jetzt sagt. Aber ich habe vorher genau den Boden des Gartens geprüft, der tiefe Sandstreifen enthält, und habe die neuen Bäume da gesetzt, wo ihre Wurzeln die rechte Nahrung fanden. Ich muß wohl dabei eine glückliche Hand gehabt haben, denn alles ist prächtig gediehen, und schon blickt man mit Staunen auf unsern veränderten Garten und seine wachsenden Erträge.

Die größte Freude daran hat meine Frau. Da ist sie in ihrem Element. Aber nicht nur im Garten, sondern auch im Stall sorgt sie voller Eifer dafür, daß die Natur sich fortwährend erneuert, so wie sie selber aus ihrem Schoße junges Leben in die Welt sendet. Wehe den Knechten und Mägden, wenn sie den jungen Kälbern und Schweinen, den Lämmern und Zicklein und den jungen Küchlein der Hühner, Enten und Gänse nicht ihr Recht zukommen lassen!

So ist meine Frau ein rechtes Landkind geblieben, wie sie es immer war. Ich selber aber habe mich ihr angeglichen und bin im Laufe der letzten fünf Jahre ebenfalls ein Landmensch geworden. Ganz nahe fühlen wir uns unserer Mutter Erde. Sie spendet uns Kraft, sie erhält uns frisch und gesund. Und wenn sich vielleicht in der Studentenzeit eine Schicht Bücherstaub auf meine Seele gelegt hatte, hier draußen im Freien hat der Wind das alles weggeblasen.

Aber als Bauer will ich nicht verbauern. Nicht verbauern und nicht versauern. Und dagegen gibt es für uns ein herrliches Gegengift, das heißt Rostock. Mich trägt mein Fuchsgespann fast jede Woche einmal nach Rostock. Meine Frau kommt seltener hin, denn eine Mutter, die fast immer ein Kind an der Brust nährt oder ein neues Kindlein erwartet, die ist fester ans Haus gebunden als wir. In Rostock klopfe ich an bei den Ratsherren, bei den Professoren der Universität und bei lieben Freunden. Ich beschaue ihre Steinsammlungen und Kristalle, ihre Münzen und Gemmen, ihre Kupfer- und Stahlstiche und lausche auch manchmal ihren Haus-

konzerten. Ich höre die Vorträge in der Gemeinnützigen Gesellschaft und mußte auch selbst dort schon reden. Jedesmal besuche ich unsern lieben alten Professor Schadelock, der immer noch der Bausachverständige der Stadt ist. Er bietet mir die Schnupftabaksdose und schleppt dann eine Mappe mit Zeichnungen heran. Das sind die neuen Gebäude, die in Rostock entstehen, und zu denen er seinen Segen geben muß. Schadelock und die anderen älteren Herren halten noch an der Perrücke fest. Andere tragen den Zopf wie die preußischen Grenadiere. Die Jüngeren folgen der Lehre der französischen Revolution, daß Zopf und Perrücke Unnatur seien, und tragen ihr Haar so, wie die Natur es wachsen läßt, meist aber ein wenig gekürzt. Auch ich gehe so. Das hat mir anfangs den Namen Revolutionsmann eingetragen, aber ich habe zu meinem Teil dazu beigetragen, daß die neue Mode sich durchgesetzt hat.

Dein Waldmensch Hermann Friedrich Becker ist auch Schriftsteller geblieben, und gerade das bewahrt mich davor, zwischen Dunghaufen und Holzauktionen zu vereinsamen. Es schenkt mit befruchtenden Briefwechsel mit fernen, denkenden Menschen. Meine Frau behauptet, daß jeder meiner wissenschaftlichen Aufsätze vom Zweckmäßigkeitsteufel regiert werde, und ein wenig hat sie recht. So habe ich ein praktisches Verfahren entdeckt und beschrieben, wie man die Höhe der Bäume messen kann. Zwei Methoden fand ich vor. Die eine, allzu spitzfindige, machte mit Winkelmessungen und Logarithmen umständliche Berechnungen. Bei der anderen, allzu primitiven, legte sich ein Waldarbeiter auf den Erdboden und kroch wie eine Schlange hin und her, bis er die Spitze einer Stange, die ein anderer Arbeiter bewegen mußte, in gleicher Linie mit der Baumspitze sah. Ich schuf ein paar einfache Tabellen, zwei lange Stangen und einen Holzwinkel mit derben, beweglichen Schenkeln und messe die Bäume ohne lange Rechnerei und ohne Bodenkriecherei. Mein Aufsatz hierüber hat mir beifällige Briefe von anderen Forstmännern eingebracht.

Noch mehr hat meine Arbeit über die mecklenburgische Koppelwirtschaft gewirkt. Sie hat von der Akademie der Wissenschaften in Berlin einen Preis erhalten. Sie enthält wenig eigene Weisheit von mir, sondern sie faßt so einfach wie möglich alles das zusammen, was unsere

heimischen Landwirte erprobt haben. Da Du ein Stadtmensch bist, muß ich Dir den schlichten Grundgedanken der Sache erklären: die alles schaffende Natur schafft selber fruchtbaren Boden. Sie wirkt mit Hilfe des Sonnenlichts, der Wärme, der Luft und des Wassers, sie schafft den Moder, der düngende Kraft besitzt. Aber sie braucht Zeit, und die muß der Mensch ihr lassen. Ich verstehe unter Koppelwirtschaft jede Wirtschaftsart, die den Naturkräften Zeit zum Wirken läßt.

Ein beständiger Acker taugt nichts, wenn der Mensch ihm keine Zeit und keine Ruhe gönnt. Aber ebenso wenig taugen beständige Weiden, die nichts als Ruhe haben, denn die guten Futterkräuter und Gräser leben nur einige Jahre und müssen dann aus ihren Samen neu entstehen. Da nun aber die jungen Kräuter abgefressen werden und der Same nicht zur Reife kommt, so verschwinden auf den beständigen Weiden die guten Futterkräuter. Erst der Wechsel zwischen Ackerland und Weideland, also die Verkoppelung der beiden, schafft den Kräften der Natur freie Bahn.

In Mecklenburg hat sich der siebenjährige oder der siebenschlägige Wechsel bewährt. Das bedeutet: Das Land wird in sieben Teile geteilt, davon drei Teile Aussaat, drei Teile Ruhe als Weideland und ein Teil wird umgebrochen. Das alles klingt langweilig, nicht wahr? Ich aber möchte mit jedem Bauern und jedem Gutspächter beraten, um immer das herauszufinden, was gerade für seinen Boden und seine Wirtschaft das Zweckmäßigste ist.

Mit Glut und Feuer habe ich diese Arbeit über die Koppelwirtschaft geschrieben, aber das Schönste dabei waren die Stunden, die ich vor dem ersten Entwurf mit einem herrlichen Manne zugebracht habe: mit dem Rostocker Professor Lorenz Karsten. Dieser Mann treibt Mecklenburgs Landwirtschaft vorwärts wie kein anderer. Er hat jahrelang vergeblich gerungen, um eine staatliche oder städtische landwirtschaftliche Versuchsanstalt zu erhalten. Dann hat er sich mit geliehenem Gelde selber solche Anstalt geschaffen. Das ist sein „Neuenwerder", der Stolz seines Lebens, das Versuchsfeld aller Koppelwirtschaft. Neuenwerder liegt dicht vor dem Kröpeliner Tor. Da hat sich Karsten zwischen Warnow und Windmühlenberg eine Reihe von Acker- und Wiesenstücken gekauft und in der Mitte Wohnhaus, Scheunen und Ställe gebaut. Hier haust er wie ein Patriarch mit seiner großen Familie. Karg lebt man da, denn es fehlt immer am Gelde, aber wer geistig hungert, der kehrt immer gesättigt aus dem Neuenwerder heim. Stolz sind wir auf unsern Lorenz Karsten. Unter seinem Segen ist meine Schrift entstanden.

Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen: Immer dann, wenn mich meine Schriftstellerei zu lange fernhält vom Walde und vom Felde. Aber sie haben mich zum Mitglied der ökonomischen Gesellschaften in Potsdam und Jena gemacht, in Rostock muß ich die „Gemeinnützigen Aufsätze für den Stadt- und Landmann" herausgeben, und auf meinem Schreibtisch liegt jetzt immer eine lange Reihe zugespitzter Gänsefedern. Die verbrauchten bekommt mein Eduard für seinen Indianer-Kopfputz.

*

An diesem Schreibtisch kommen auch meine dienstlichen Berichte zur Welt. In ihnen kämpfe ich mit der Feder für das, was ich im Walde für zweckmäßig halte. Ich stehe nicht allein, es streiten Kampfgenossen an meiner Seite. Mit mir fordern erfahrene Forstmänner und die Männer der Wissenschaft seit langer Zeit das gleiche: Für jeden Wald einen Wirtschaftsplan, der auf viele Jahrzehnte hinaus alles regelt: die Besamung, den Aufwuchs, die Durchforstung und den Abhieb. Dazu muß der ganze Wald in große Wirtschaftsflächen aufgeteilt werden wie das Feld bei der Koppelwirtschaft. Diese Wirtschaftsflächen oder „Kawel" müssen — darin stimmen alle Sachkundigen überein — von gradlinigen Wegen oder **„Schneisen" begrenzt sein.**

Breit müssen solche Schneisen sein, damit die Sonne den Boden austrocknet und fest macht. Um für eine breite Schneise Platz zu machen, dazu müssen natürlich zunächst viele Bäume fallen, auch alte Stämme. Und das wollen die Rostocker Bürgervertreter nicht. Sie sehen nicht das größere Uebel: Wenn im Walde keine brauchbaren, festen Wege vorhanden sind, dann vermeidet jeder Wagen die alten tiefen Wagenspuren und sucht sich auf eigene Faust neue Wege. Ein schwerer Wagen vernichtet auf solchen Fahrten mehr junge Bäume, als seine ganze Ladung wert ist. Die Schneisenfrage ist bei uns zu einer Glaubensfrage geworden. Wer davon anfängt, der ist für die Rostocker ein Revolutionär. Er wirkt auf sie wie das rote Tuch auf den Ochsen. Jetzt aber muß ich ihnen das rote Tuch hinhalten, und die Wut der Ochsen richtet sich gegen mich.

Ich fand vor fünf Jahren meine Heide als eine Wildnis vor und sah in ihrer Umgestaltung eine Lebensaufgabe. Nachdem ich mich in den ersten Jahren mit den Dingen vertraut gemacht hatte, entwarf ich einen neuen Wirtschaftsplan mit einer großen selbstgezeichneten Karte. Sie enthielt die vorhandenen krummen und winkligen Holzwege und mit roten Strichelchen die von mir vorgeschlagenen geraden Schneisen. Noch nie hat mir eine Zeichnung so viel Mühe und Arbeit, aber auch so viel Freude gemacht wie diese Forstkarte. Als alles fertig war, ließ ich anspannen, fuhr nach Rostock und überreichte meine Arbeit, die wertvoller war als eine Doktorschrift, dem worthabenden Bürgermeister.

Er saß auf reichgeschnitztem Stuhl mit hoher Lehne und streckte mir seine feingebaute Hand entgegen, die ein mächtiger Siegelring verunzierte. Er nahm mein Werk freundlich auf und sagte mir viel Schmeichelhaftes. Dann aber stieg er aus seinem Prunkstuhl heraus und schritt gedankenvoll auf dem weichen Teppich auf und nieder. Noch sehe ich seine dunklen Kniehosen, die weißen Wadenstrümpfe und blanken Schnallenschuhe mit den breiten Bändern. Beim Auf- und Niederschreiten strich er mit den Händen den Pelzbesatz seines braunen Staatsrockes. Die große Perücke machte ihn noch würdiger. Er sprach dunkle Worte von der schwierigen Bürgervertretung und von dem günstigen Zeitpunkt, der abgewartet werden müsse. Dann entließ er mich, indem er gnädig die Hand auf meine Schulter legte.

Später erfuhr ich, daß meine Arbeit dem versammelten Rat vorgelegt worden sei. Ich wartete und wartete, aber es erfolgte nichts. Nachdem ich ein volles Jahr gewartet hatte, erbat ich meine Arbeit zurück. Aber niemand wußte, wo sie geblieben war. Erst jetzt, vor einigen Monaten, hat sie sich beim Großreinmachen wiedergefunden, und zwar über der Tür des Ratszimmers. Dorthin hatte

man sie gelegt, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn einmal die Stimmung der Bürgerschaft für die Waldreform günstig sei. Nur war solch günstiger Zeitpunkt noch immer nicht eingetreten. Ich nahm meine Arbeit zurück, um sie nicht wieder abzugeben.

Ich beschloß, nicht mehr als Gesamtreformator des Waldes aufzutreten, sondern Schritt für Schritt kleine zweckmäßige Veränderungen durchzusetzen, und zwar durch das Heidedepartement. Das ist unsere Heideverwaltung, die aus einigen Männern des Rats und der Bürgerschaft besteht. Aber leider wechseln diese Herren alle zwei Jahre, und wenn einer sich gerade eingearbeitet hat, dann tritt ein ahnungsloser Neuling an seine Stelle. Diese Männer nun suche ich zu beeinflussen und muß jeden auf seine Art nehmen. Der eine ist Großkaufmann und denkt bei der Heide nur an die Masten seiner Schiffe. Der andere ist Tischler und braucht billiges Holz für seine Schränke und Särge. Der dritte ist Schneider und möchte sich mit dem kostbarsten Holz seine Werkstatt recht warm machen. Aber jeder ist durchdrungen von seiner Würde und seinem hohen Amt.

Es ist ein Unglück für unsern Wald, daß solche Männer hineinzureden haben. Einen Landmann vom Segen zweckmäßiger Koppelwirtschaft zu überzeugen, ist leicht, denn er sieht die Früchte schon in wenigen Jahren. Im Walde aber geht es immer um Zeiträume von 100 oder 150 Jahren. Was wir heute schaffen, kommt erst unsern Enkeln zugute. Die Leute aber planen lieber von der Hand in den Mund. Was nach hundert Jahren aus unserem Walde wird, das regt sie nicht auf.

Aber wenn der Forstmann mit Zeiträumen rechnet, die über ein Menschenleben hinausgehen, dann lernt er dabei eins: die Geduld. Auch ich habe Geduld gelernt und lasse die Hoffnung nicht fahren, daß auch über unserer Waldung einst die Sonne der Wissenschaft ihre Strahlen verbreiten wird. Noch ist es nicht so weit. Noch werden meine klarsten Vorschläge mißverstanden und auf den Kopf gestellt, und es verstreicht die edle, kostbare Zeit. Einmal machte ich den Vorschlag, den Sitzungen des Heidedepartements beiwohnen zu dürfen, um Auskünfte zu erteilen. Das wurde empört zurückgewiesen. „Was ich mir wohl einbildete!“ hieß es.

Rövershagen, 12. Mai 1796.

Dieser vor drei Wochen begonnene Brief ist liegen geblieben. Mancherlei Pflichten zerrten mich hin und her. Nach Rostock rief man mich, damit ich einen Vortrag halten solle. Unsere Kinder waren ernstlich krank. Kurzum, es fehlte die beschauliche Muße zum Schreiben. Die ist jetzt wieder da, und ich kann fortfahren. Aber inzwischen ist mir eine große Freude widerfahren: Dein Fünfjahresbrief ist eingetroffen. Ich habe ihn dreimal langsam durchgelesen und komme aus dem Staunen nicht heraus. Was Du da berichtest, das ist ja nicht das Schicksal Frankreichs, sondern Europas!

Halb Europa schließt sich gegen Frankreich zusammen. Alle Welt glaubt, daß es nun zu Ende gehen muß mit der Revolution, oder in der Jägersprache, daß so viele Hunde des Hasen Tod sein müssen. Aber da geschieht vor unsern Augen dieses Wunder, das mir erst durch Deinen Brief verständlicher geworden ist. Frankreich hat seinen König hingerichtet, seine Adligen ermordet, es hat sich selber zerfleischt in blutigem Bürgerkrieg. Aber als nun die Feinde von allen Seiten die französische Heimat angreifen, da steht dieses Volk im Sturm vereint und holt aus seiner Tiefe Kräfte hervor, mit denen es die ganze Welt abwehrt. Du schreibst, daß Frankreich todesmutige Volksheere auf die Beine gestellt habe, rasch ausgehoben und noch rascher ausgebildet, geführt von verwegenen jungen Generalen, und Du nennst mir einen Namen, den ich mir für die Zukunft merken soll: Bonaparte.

Es wird mir schwer, das alles zu begreifen. Wir hatten uns so tief hineingelebt in die Gedankengänge, daß sich die Menschheit aufwärts bewege zum Licht, zum allgemeinen Frieden. Aus den Jahrhunderten blutiger Kriege, sinnlosen Menschenmordens, sollten gesittete, verständige, geläuterte Geschlechter emporwachsen. Alle Menschen sollten Brüder werden und auf glücklichen Bahnen Hand in Hand dahin wallen. Wir haben alle insgeheim an solche glückliche Zukunft geglaubt. Auch der Umsturz in Paris schien mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dem fernen hohen Menschheitsziele näher zu führen.

Und nun sprechen doch wieder die Mordwaffen wie in wilder Urzeit. Frankreichs Volk ist ein Soldatenvolk geworden. Der Handwerksgeselle, der Bauernsohn, der Student, der junge Bettler und der schleichende Wilddieb, sie sind auf einmal alle nur Franzosen, sie schultern die Muskete und werden zu einer verschworenen Kampfgemeinschaft, unüberwindlich, unangreifbar! Oh, lieber Freund, sollten wir uns alle geirrt haben, und sollte in den Volksseelen doch etwas anderes schlummern als Bruderliebe? Sollte in der Tiefe das wilde Urtier gelauert haben, ungebändigt und riesenstark?

Ja, es ist so. Kaum zweifle ich noch daran. Und ein heißes Weh packt mich, wenn ich dann auf unser deutsches Volk blicke, das nichts ahnt von den Urkräften, die in seinen Tiefen noch träge schlafen. Dem harten Soldatenvolk, das an unserer Westgrenze aufgestanden ist, können wir nichts Stahlhartes entgegenstellen. Kraftlos und willenlos, zerrissen in hundert Zwergstaaten, müssen wir die deutschen Lande bis zum Rhein preisgeben. Wer weckt uns deutsches Mannestum, daß auch wir endlich die Waffe in die Hand nehmen?

Ungehemmt vom Waffenlärm, geht inzwischen in Paris die Revolution weiter. Sie stoßen die katholische Kirche vom Thron und setzen auf ihren Platz die Göttin der Vernunft, um auch sie bald wieder abzusetzen und eine Staatsreligion des höchsten Wesens aufzurichten. Lauter unfaßbare Dinge: Blutmenschen, die erst die andern und dann sich gegenseitig umbringen, und die auch ihre alten Götter morden, sie erringen an Frankreichs Grenzen Sieg auf Sieg.

Und doch hat der alte Gott, auch wenn er amtlich abgesetzt ist, dafür gesorgt, daß die französischen Bäume ebensowenig wie meine Kiefern in der Rostocker Heide in den Himmel wachsen. Auf den Meeren ist England Sieger geblieben. In Afrika und Asien jagen die Engländer die Franzosen aus den Kolonien. Und wir Deutschen dichten und denken und staunen. Ob wir nicht besser täten, Kriegsschiffe zu bauen wie die Engländer? Damit auch wir bereit sind, wenn einmal die Welt jenseits der Ozeane neu **verteilt wird?**

Dich aber verstehe ich, daß Du das blutgetränkte Frankreich verlassen hast und mit einer Schar von Adligen nach London entwichen bist. Nun stehst Du wie auf einem Leuchtturm und blickst von Deiner Insel auf Europas Festland. Meine Gedanken weilen bei Dir. Ich habe Engländer kennen gelernt, die mir viel von ihrer Heimat erzählt haben. Du schreitest durch das Volksgewimmel der Riesenstadt London, Du stehst vielleicht auf einer der Brücken, die über die Themse führen, und blickst auf die Schiffe und Kähne unter Dir. Du sitzest am englischen Kamin, in dem die Holzklötze knistern und ihren flackernden Schein ins Zimmer werfen. Und da Du mit Adligen gekommen bist, so wirst Du auch die Landsitze der englischen Lords besuchen mit ihren grünen Rasen und weiten Parks und vielleicht mit neuen Freunden über Stock und Stein auf die Fuchsjagd reiten. Wäre ich an Deinem Platze, ich würde erforschen, welche Erträge der Acker in England bringt, welche Viehrassen man züchtet, und was man aus den wenigen Wäldern macht, die auf der Insel noch übrig geblieben sind.

Du bist für mich der einzige Mensch, mit dem ich offen über die Dinge der großen Welt reden kann. Darum muß ich Dir einen politischen Kummer beichten, den hier keiner begreift. Ich war nie ein Preußenfreund, denn allzu hart hat der große König unsere Heimat ausgeplündert. Aber heute bin ich ein Preußenhasser geworden. Preußen hat in meinen Augen die deutsche Sache verraten, es hat sich mit Frankreich vertragen und seine Verbündeten im Stich gelassen. Ich denke an unsern Kaiser Franz, der jetzt mit Oesterreichs Heeren allein steht im schweren Kampf, ich denke an die deutschen Länder am linken Rheinufer, die nun durch Preußens Schuld den Franzosen geopfert werden.

Aber das begreift hier fast niemand. In Rostock hat Preußen auf einmal viele Freunde gewonnen, weil jetzt ganz Norddeutschland neutral ist und wir in Mecklenburg auch. Unsere Kaufleute und Schiffer reiben sich vergnügt die Hände: Jetzt — so heißt es — gehen uns die Kämpfe der andern nichts mehr an, jetzt segeln wir unter neutraler Flagge unbehelligt auf allen Meeren, jetzt streichen wir die Gewinne ein, die die andern nicht mehr machen können, weil sie in Kriege verstrickt sind! Neutral! Für den Kaufmann ein herrliches Wort, für mich ein Wort der Schande!

Aber vielleicht haben unsere Schiffer und Kaufleute recht, denn im Grunde haben wir Mecklenburger als Bürger eines ganz kleinen Staates gar kein Recht, uns um die Politik der Großen zu härmen. Die machen doch, was sie wollen, und wir müssen froh sein, irgendwo im sturmgeschützten Winkel ein Stilleben zu führen und unsern Handel zu treiben. Sobald wir die Kreise der Großen stören, zermalmen sie uns.

Dein Brief, lieber Freund, enthält eine Stelle, die mich tief bewegt hat. Du schreibst, Du habest zwischen all den Herrlichkeiten, die Du in England genossen, und zwischen allem Jammer, den Du da gesehen hast, immer ein leises Heimweh nach unserm lieben alten Rostock gehabt. Und darum soll ich Dir irgend etwas von der Stadt schreiben, Du seiest dankbar für jedes Wort. Das hob mich empor. denn nun erscheint mir unser stiller Erdenwinkel nicht mehr unwichtig neben Eurer Weltstadt. Und Du, lieber Freund, sollst mir jetzt Deinen Arm geben, und wir wollen zusammen die Stadt durchpilgern wie vor zehn Jahren, als wir die Studentenmützen trugen.

Wir kommen von Rövershagen. In einer guten Stunde hat uns mein Wagen in rascher Fahrt ans Petritor gebracht, wir steigen aus und überlassen den Wagen und die dampfenden Pferde dem Kutscher. Mag er sie durchs Petritor zum Ausspann führen. Wir bleiben außerhalb der Stadtmauer und wandern am Hafen entlang. Kennst Du noch die Namen unserer zwölf Strandtore vom Wendentor bis zum Fischertor? Wir lassen sie alle zur Linken liegen und gehen die schattige Strandallee entlang. Die Rostocker wundern sich, daß die Alleebäume hier nicht gedeihen wollen und binden doch immer wieder die Pferde hier an und lassen sie die Rinde abschälen. Sieh, wie würdig da vor dem Lazarettor neben der Grube der Herzogliche Soldat auf und ab stolziert! Er steht da als Wachtposten für die Herzogliche Accise, für diese Zollmauer, die unsere Stadt umgibt. Nichts darf ja unverzollt das Tor passieren, und der Soldat mit dem schwarzen Tschako und dem dicken Schnauzbart beschaut jede Wagenladung und jeden Korb, ob auch das Prüfungszeichen der Accisemänner daran ist.

Hast Du linker Hand auf die alten Klostermauern von Sankt Katharinen geachtet? Was ist da jetzt alles drin! Ein Waisenhaus für die verlassenen Kinder, ein Zucht- und Werkhaus für die Landstreicher und leider auch ein Gefängnis für die armen Wahnsinnigen, die man immer noch einsperrt wie Verbrecher. Wie gefangene wilde Tiere schauen sie hinter den Eisenstäben ihrer Fenster sehnsüchtig ins Freie.

Wir haben das Wasser der Grube auf der Brücke überschritten und sind ans Ende der Allee und damit an das verfallene Mönchentor gelangt. Und nun, eine Strandbrücke neben der anderen! Laß uns auf die Koßfelder Brücke treten und Umschau halten! Da klopfen die Frauen und Mädchen auf den Waschstegen neben der Brücke die nasse Wäsche. Du freust Dich ebenso wie ich über die kräftigen nackten Arme. Es ist nicht wahr, daß auf den Waschstegen ein Geschnatter herrscht wie im Gänsestall, aber ganz schweigend läßt sich doch die Arbeit zwischen redseligen Kameradinnen nicht machen!

Wenn wir auf den Kopf der Brücke treten, stehen wir eigentlich mitten in meiner Rostocker Heide, denn aus meinem Walde stammen ja die meisten Schiffsmasten rings um uns. Zum Beispiel die auf der Brigg dort. Ich kenne sie genau, sie hat gerade Leder und Felle aus Riga gebracht. Und da ist eine Galeass fertig zur Ausfahrt, sie bringt Korn nach Hull in England. Aber sie ist nur halb beladen worden. Du weißt ja, wie flach unsere Fahrrinne ist, den Rest nimmt sie erst auf der Warnemünder Reede aus den Leichterschiffen auf. Der Schoner dort segelt nächstens mit Gerste nach Norwegen und bringt Tran und Stockfische zurück.

Wir gehen weiter. Am Burgwalltor gibt es keine Strandbrücke, denn da steht ja am Wasser der Kran. Sieh, er hebt mit seinen Kettenarmen gerade einen fetten jütländischen Ochsen aus dem dänischen Segler heraus! Und nun kommen wir zur Ballaststelle, dem Heiligtum aller Rostocker Jungen! Weißt Du noch, wie wir da Seeräuber und Engelsmann gespielt haben? Einmal hatten wir eine Prinzessin geraubt und sie gefesselt und ihr einen Knebel in den Mund gesteckt. Das arme Würmlein war meine Schwester, und mein Vater hat mir am Abend seine Meinung mit dem Stock auf den Hosenboden geschrieben.

Der breite Strand vom Schnickmannstor bis zum Fischertor ist jetzt ein riesiger Schiffsbauplatz, aber er ist fast zu eng geworden, so viel wird da gebaut. Wir können bei dem Getöse kaum unser eigenes Wort verstehen. Wer macht eigentlich mehr Lärm, die Aexte und Sägen, die da krachen und quietschen, die rasselnden Ketten oder die Mäuler der lustigen Schiffszimmerleute mit ihrem Singsang und ihrem Rufen und Schreien, oder sind es die Fuhrleute mit ihrem Schimpfen und Peitschenknallen? Von all dem Holz, das da neben den einzelnen Helgen aufgestapelt ist, stammt auch wieder das meiste aus meiner Heide. Aber wir können nicht so viel heranschaffen, wie die Schiffsbauer brauchen. Die Bohlen dort sind aus Danzig gekommen.

Durch welches Tor wollen wir nun in die Stadt? Nehmen wir das Badstüber, dann kommen wir geradewegs zur Universität. Und da will ich Dir etwas Neues zeigen, das zu unserer Zeit vor zehn Jahren noch nicht fertig war. Das ist die neue Bibliothek, so wie sie jetzt im Weißen Kolleg am Hopfenmarkt eingerichtet ist. Ihre närrische Geschichte habe ich mir von alten Professoren genau erzählen lassen.

Als der verstorbene Herzog Anno 1760 seinen großen Schildbürgerstreich gemacht und einen Teil der Rostocker Akademie nach Bützow verlegt hatte, da wollte er seiner Schöpfung ein wenig Glanz geben und schuf in Bützow eine Gelehrten-Bücherei. Ein großer Reitstall auf dem Bützower Schloßhof wurde dafür umgebaut. Er wurde gefüllt mit allem, was in Schwerin entbehrlich war. Da waren genug Stapel uralter Bücher, halb vermodert in vergessenen Winkeln. Es wurde alles ausgegraben und nach Bützow geschafft und von dem Professor Tychsen geordnet. Zwischen manchem Trödel war auch viel Wertvolles. Nur an Benutzern der Bücher fehlte es in Bützow.

Als unsere Stadt dann mit dem neuen Herzog Frieden geschlossen hatte und die zerrissene Universität wieder vereinigt wurde, da kamen die Bützower Bücherschätze nach Rostock. Hier war auch schon allerlei vorhanden. Aber für die Rostocker Büchermassen hatte man 1732 im Weißen Kolleg keinen Platz mehr gehabt und alles in die Butterkapelle der St.-Jakobi-Kirche geschafft. Da haben nun die Schätze fünfzig Jahre lang recht feucht gelegen und wurden nun nach dem großen Friedensschluß wieder ans Tageslicht gezogen und mit den Bützower Büchern vereinigt. Schenkungen und Ankäufe brachten neuen Zuwachs, und dann hat man endlich auch reichlichen Raum freigemacht. Im alten Weißen Kolleg hat man aus Zimmern, Holzkammern und Pferdeställen eine schöne Bibliothek mit großem Lesesaal geschaffen. Rings um den Saal Arbeitszimmer, Handschriftenräume, Münz- und Altertumskabinette.

Und nun komm, lieber Freund! Wir treten in den Lesesaal und nehmen an einem der großen Tische Platz. Ist es nicht schön hier? Kannst Du Dir denken, daß dies für mich einer der liebsten Plätze in Rostock ist? Diese köstliche Stille! So ist aus dem Bützower Narrenspiel noch etwas Gutes erwachsen. Nur eins ärgert mich. Das ist die Inschrift über der Ein-

gangstür. Der Bibliotheksvater, Professor Tychsen, ein Kenner der morgenländischen Sprachen, mußte sein Licht leuchten lassen. Er hat den Herzog bewogen, über der Eingangstür in hebräischer Sprache das Wort aus dem Alten Testament anbringen zu lassen: „Also baute Salomo seinen Tempel unvergleichlich". Ich verstehe kein Hebräisch und Du auch nicht. Ein deutscher Spruch war den Herren wohl nicht gut genug.

Wir treten wieder ins Freie. Da liegt vor uns der Hopfenmarkt, und in seiner Mitte das liebe Auditorium Magnum. Wir brauchen nicht einzutreten, es ist alles unverändert. Und nun gehen wir unter dem Durchgang des Herzoglichen Palais in die Schwaansche Straße, vorbei am Exerzierplatz und am alten Michaeliskloster, das sie längst zum Zeughaus, zur Waffenkammer, gemacht haben. Aber was da drinnen noch steht an alten Donnerbüchsen, das taugt nicht viel, das Beste hat der Alte Fritz uns weggenommen. Wir kommen an das verschlafene, altersmüde Schwaansche Tor, das meist geschlossen ist, weil hier ja doch keine Landstraße mehr einmündet. Aber wir haben Glück! Heute ist es offen.

Wir schreiten hindurch und steigen auf den Hohen Wall hinauf, um hoch oben ein Stück Weges rund um die Stadtmauer zu machen. Aber heute nur bis zum Steintor. Da liegt noch wie früher zur rechten Hand der Wallgraben mit seinen fetten Aalen und dahinter all die grünen Bürgergärten. Als Forstmann frage ich Dich: Sollten hier auf dem Hohen Wall nicht schöne Baumreihen gepflanzt werden? Zur linken Hand haben wir den langen Schießgraben, wo gerade lustig geknallt wird, und ich denke an die Ballspiele, die wir als Schüler im alten Schießgraben geübt haben. Das liebste Spiel war für mich „Kuhlsaeg!" Kennst Du es noch? Jeder von uns stand als Wächter mit einem Knüppel vor einem Erdloch, einer „Kuhle", und der große Ball war die Sau, die „Saeg", deren Treiber für sie eine Kuhle erobern mußte.

An einem Glanzpunkt Rostocks führt dann unser Weg vorbei: am neuen Theater. Wir sehen es vom Hohen Wall aus hinter der Stadtmauer liegen. Heute abend besuchen wir es. Jetzt aber umschreiten wir den Zwinger, diesen alten Geschützturm, der wie ein grimmiger Wächter das Steintor beschirmt. Was hatten wir als Kinder für herrliche Versteckplätze hinter seinen dicken Mauern! Ich kannte als Junge jeden Winkel im Zwinger.

Gleich sind wir am Ziel. Durch das Steintor wieder hinein in die Stadt. Nur noch einen flüchtigen Blick auf die baufällige Johanniskirche, dann aber — und höher klopft uns das Herz! — über den Neuen Markt geradeswegs hinunter in den Ratskeller. Der soll heute unsern Rundgang durch Rostock beschließen.

Sieh, da ist ein lauschiger Platz, da unter den Bogen der alten Gewölbe mit den Wappen der Hansestädte! Da haben unsere Ahnherren gesessen, die vor einem halben Jahrtausend ihre Schiffe aussandten, und da sitzen auch heute wieder unsere Schiffsherren und verhandeln ihre Frachten.

Schaff Er uns den besten Wein, Kellermeister! Nein, nicht den französischen, er würde uns schmecken wie Revolutionsblut. Bring Er einen deutschen Tropfen vom grünen Rhein! Stoß an, Bruder, Deutschland soll leben! Und Du sollst leben, und das Mädchen, das einst Deine Frau sein wird! Ja, und auch meine Frau und meine Heide und unser altes Rostock, stoß an, sie alle sollen leben!

Dein Hermann Friedrich Becker.

DRITTES KAPITEL: 1801

Rövershagen, den 2. September 1801.

Du Weltenbummler! Du Ozeansegler! Du ruheloser Wanderer und lieber, lieber Freund! Da liegt nun vor mir Dein Bericht über die letzten fünf Jahre, und ich lese immer wieder darin. Wie ein Adler, der hoch in den Lüften schwebt und stolz auf das Getümmel tief unten herabblickt, so hast Du die Jahrhundertschwelle überflogen! Ich wiederhole mir Deine entscheidenden Flüge, um mich zurechtzufinden auf Deiner wilden Lebensbahn: London, das Dich nach Deiner Pariser Zeit aufnahm, hat Dich nicht allzu lange festgehalten. Und ich glaubte Dich jahrelang dort. Du aber sagtest: Dem jungen Arzt steht die ganze Welt offen, ihn braucht man überall! Und unbeschwert von Weib und Kind, von keinem Amt festgehalten, schnürst Du Dein Bündel und schaust aus zu neuem Fluge, Du mein kreisender Raubvogel!

Da siehst Du ein starkes Schiff im Londoner Hafen, seeklar nach Kanada, und mein lieber Rostocker Junge zögert nicht lange und fährt als Schiffsarzt mit. Nicht die jungen Städte da drüben in der neuen Welt halten Dich fest, Du ziehst mit den Siedlern in die Urwälder, Du reitest durch die Prärien, Du rauchst in den Hütten der Indianer die Friedenspfeife. Auf einem Floß treibst Du stromabwärts den gewaltigen Mississippi, und im französischen Amerika, in St. Louis und im neuen Orleans übst Du Deine Pariser Revolutionssprache. Du erlebst draußen in der Ferne neuen Krieg zwischen England und Frankreich, Du siehst, wie sich dort die wenigen weißen Männer gegenseitig totschlagen, und Du pflegst die Opfer der Kämpfe, die Verwundeten und Verstümmelten. Und eines schönen Tages triffst Du wieder mit einem Segler in London ein, ausgelüftet durch den Ozean, aber noch immer sind Deine Augen nicht gesättigt, Du mit Deinem ewigen Fernweh hast noch keine Ruhe!

Dann aber hat Dein Schicksal Dich ereilt! Die Herren der russischen Gesandtschaft in London haben von dem deutschen Arzt gehört und holen ihn ans Krankenlager eines hohen Würdenträgers. Dieser Kranke spricht deutsch, ist ein Balte im Dienste des russischen Kaisers, Du machst ihn gesund, aber seine junge, schöne Tochter gewinnt das Herz meines lieben, alten Weltenbummlers. Gesegnet sei der Tag, an dem der Pastor Eure Hände zum ewigen Bunde zusammengelegt hat! 1799 war es, noch im alten Säkulum, Du warst 33 Jahre alt, und die höchste Zeit war es für Dich, ein liebendes Weib Dein eigen zu nennen.

Und nun hast Du Dir ein schönes Haus gebaut, aber nicht in London oder Paris, nicht in Kanada, nicht in Deutschland, nein, mein lieber Freund muß immer eigene Wege gehen und neue Straßen wandern. Von London hat Euch die Viermastbark „Kaiserin Katharina" nach Rußland gebracht, und seit einem Jahre bist Du ein begehrter Arzt in der vornehmen Welt von St. Petersburg.

Aber auf allen Weltenfahrten, überall in weiter Ferne hast Du Dir — wie Du schreibst — ein stilles Heiligtum in einem Winkel des Herzens bewahrt, und dieses Heiligtum ist Deine Rostocker Heimat. Mir wurden die Augen feucht, als ich in Deinem Briefe die Stelle las: „Schreib mir von Rostock, schreib mir von Röversdagen und von Deiner Heide! Damit kühlst Du wohltuend meine heiße Stirn! Wandere mit mir über die Landwege zu den Strohdächern unserer Dörfer, nimm mich mit an die Ostsee und erquicke mein heimatdurstiges Herz! Sprich von Frau und Kindern, erzähle, ob Deine Kühe und Schweine gedeihen, und wieviel in Rostock der Roggen und der Weizen kostet."

Ich beginne mit dem, was mir am nächsten liegt: Wir haben jetzt vier Kinder. Eduard ist neun Jahre alt und hat einen Hauslehrer, der auch dem siebenjährigen Georg das Lesen und Schreiben beibringt. Lisette ist mit ihren fünf Jahren die eifrigste Spielmutter geworden. Meine liebe Frau wird nicht müde, ihren **Puppen aus bunten Flicken** Kleiderchen

zu nähen. Gustav ist zwei Jahre alt, aber er steht schon fest auf den Beinen und fürchtet sich nicht vor unseren großen Hunden, auch nicht vor dem Ziegenbock. Wir sind mit unseren vier Kindern noch nicht zufrieden, sondern hoffen, daß uns der Himmel noch mehr beschert. Meine Frau hat sie alle an ihrer Brust genährt. Sie ist diesen Sommer sechs Wochen im Bade Pyrmont gewesen.

Unsere kleine Gutswirtschaft macht uns viel Freude und manchen Kummer. Letzten Sommer zerschmetterte der Hagel alle unsere Feldfrüchte. Bald darauf warf der Sturm unsern unzweckmäßig gebauten Holzschuppen um. Das wurde mir Anlaß zu einem Aufsatz über windfeste Gebäude. Aber vor Feuersbrünsten sind wir gnädig bewahrt geblieben, auch das Vieh ist gediehen, und auf der Weide springen unsere Kälber und ein schwarzes Füllen. Wir fühlen uns wie jeder Landmann eingefügt dem ewigen Wechsel von Saat und Ernte, Wachstum und Welken. Wir sind hier selber ein Stück Natur wie der Baum im Walde oder wie die Kuh auf der Weide.

Stolz bin ich auf eine Dreschmaschine, die ich nach eigener Erfindung anfertigen ließ. Nicht nur wir, auch die benachbarten Pächter und einige Bauern haben sie benutzt. Und einen ruhelosen Geist wirst Du mich nennen, wenn ich Dir verrate, daß ich in Rostock zusammen mit einem Kaufmann eine kleine Zichorienkaffeefabrik angelegt habe. Sie hat mir im letzten Jahre schon einen bescheidenen Ueberschuß eingebracht.

Als Schriftsteller hatte ich einen schönen Erfolg. Die Admiralität in Kopenhagen hatte folgende Preisaufgabe ausgeschrieben: „Wie pflegt man einen Wald, um daraus das beste Schiffsbauholz zu gewinnen?“ Ich habe mit der zehnjährigen Erfahrung des Forstmannes eine Arbeit geschrieben und eingereicht. Sie hat in Kopenhagen den Preis erhalten. Du sollst teilnehmen an meinem Werklein. Aber dazu muß ich Dir genauer erzählen, um was es sich handelt.

Der Schiffbau verwüstet unsere Wälder. Zu einem großen Kriegsschiff werden über tausend Eichen gefällt. Besonders braucht der Schiffbau Krummhölzer für die Gerippe der Schiffe. Um sie zu gewinnen, haut man jetzt die schönsten Bäume um, und verwendet von ihnen nur kleine Teile.

Schnurgerade Stämme erfordern die Masten, die Rahen, die Kielhölzer. Dazu nimmt man auserlesene Kiefern und Fichten, in deren schlankem Wuchs die Natur ihr Bestes geschaffen hat. Ferner pflanzen wir Buchen, deren Holz sich unter Wasser gut hält, für die Außenplanken. Wir ziehen Lärchen, die dreimal schneller wachsen als die Eichen, und ersetzen aus ihnen das schwindende Eichenholz. Und dazu Ulmen, weil deren Holz von Kanonenkugeln nicht splittert. Der wichtigste Baum für den Schiffbau aber bleibt die

Eiche. Ihr kann der Forstmann durch Menschenkunst die Form geben, die der Schiffbauer für seine Krummhölzer braucht. Dazu habe ich bestimmte Vorschläge gemacht.

Junge Eichenstämme werden im März mit eisernen Winkeln gebogen. Im November, wenn die Blätter gefallen sind, wird das Zwangsstück abgenommen. Dann sind die neu gewachsenen Holzteile in der krummen Lage fest geworden. Stärkere zusammenstehende Eichen werden durch Flaschenzüge aneinander gekettet. Aber das begehrte Krummholz kann auch dadurch erzielt werden, daß alle Zweige auf einer Seite des Baumes weggenommen werden. Dann zieht die Wucht der anderen Zweige den Baum krumm.

Wenn so der Forstmann aus einer einzigen Eiche durch Kunst viele Krummhölzer zieht, dann werden nicht mehr die schönsten Eichenhorste auf der Suche nach Schiffrippen verwüstet. So dient die zweckmäßige Planung dem Walde und dem Schiffbau. Das, lieber Freund, sind einige Grundgedanken aus meiner Schrift. Auf die erste Seite habe ich das Wort gesetzt:

Auf leerem Raum
Pflanz einen Baum
Und pflege sein,
Er bringt dir's ein.

Mein Büchlein ist in deutscher und dänischer Sprache erschienen. In feines Leder gebunden, übersandte ich es dem Kronprinzen von Dänemark, unserm Herzog und dem Erbprinzen, dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland. Von allen hohen Herren erhielt ich sehr gnädige Antworten. Meine Frau lachte mich aus. Sie sagte: Du nutzest deinen Gewinn aus wie ein alter Kaufmann!

*

Die Genugtuung über den Erfolg meines Schiffbaubüchleins hat mich hinweggetragen über all die Klötze, die man mir in Rostock in den Weg wirft. Da ist ein Ausschuß von vier Herren. Sie hießen früher Heidedepartement und jetzt Heideverweser. Durch ihre Hände geht alles, was ich an den Rat berichte. Sie sind mein Kreuz und zu meinem Sarge die Nägel. Mit ihnen kämpfe ich um meine Schneisen, um die notwendigen geraden **Wege, die den Wald aufschließen sollen.**

37—38

Eine fast fertige Schneise darf ich nicht weiterbauen. 200 Taler Strafe sind mir angedroht worden, wenn ich es wage, noch einen Baum auf dieser Strecke zu fällen. Inzwischen sind die alten, winkligen Waldwege schlechter und schlechter geworden. Ich bekomme immer wieder Befehl, sie auszubessern, und dabei mache ich unmerklich das Krumme glatt. So habe ich eine ziemlich grade Waldstraße ohne den Segen der Heideverweser zustande gebracht. Der Lohn war ein grober Verweis. Ich warte in Geduld, bis eines Tages verständigere Leute auf den Stühlen der Heideverweser sitzen.

Man versucht noch auf andere Art, mir das Leben zu verleiden, und verlangte sogar von mir, ich solle keine Aufsätze mehr in wissenschaftlichen Blättern schreiben, oder sie wenigstens vor der Drucklegung irgend einem Kamel im Rostocker Rathaus vorlegen. Ich habe geantwortet, meine freie Feder ließe ich mir nicht aus der Hand nehmen, und — habe dann keine weitere Antwort bekommen.

Mit vieler Mühe habe ich wüste Stellen im Walde mit Eichen besamt. Ich mußte die Arbeit einstellen, weil die Heideverweser dafür keinen Arbeitslohn bewilligten. Sie erklären, meine unnützen Ausgaben seien ein fressender Wurm am Säckel der Stadt. Kurz und gut, eine Zeitlang war mir alle Arbeit so verleidet worden, daß ich ernstlich daran gedacht habe, in andere Dienste zu treten. In Schwerin ist der Oberforstmeister Wulf gestorben, der Betreuer der Herzoglichen Forsten. Ich habe versucht, sein Nachfolger zu werden, und habe darüber in Doberan mit unserm Herzog gesprochen. Der hohe Herr hörte meine Bitte wohlwollend an, auch das Kammerkollegium war mir günstig, aber schließlich hat der Oberjägermeister des Herzogs einen seiner Freunde in die Stelle hineingebracht.

Heute bin ich ganz froh, daß aus dem Wechsel nichts geworden ist. Zu den Hofschranzen in Schwerin hätte ich wohl doch nicht gepaßt. Meine Frau hat mich umarmt, als ich ihr sagte, daß wir in Röversdagen bleiben. Sie will hier stillvergnügt leben und sterben und verlangt von mir, daß ich mich über nichts ärgern und über alles Dumme lachen soll. Vielleicht lerne ich eines Tages diese Lebensphilosophie von ihr. Noch bin ich nicht so weit.

Aber eins lerne ich hier doch: Den unvermeidlichen Dingen ihre guten Seiten abzugewinnen und der Natur zu folgen, wenn sie stärker ist als wir Menschen. Dafür ein Beispiel. Auch ohne große Waldreform ist es meine Pflicht, die Wüsteneien in der Heide allmählich aufzuforsten. Sind es Sandschollen, so lassen sich Kiefern, Fichten und Birken säen. Ist der Boden zu naß, so zieht man Gräben. Die meisten Wüsteneien aber sind völlig überwuchert mit Heidekraut. Hier müßte man immer wieder pflügen und die Wurzeln des Heidekrauts verbrennen, bis der Boden mürbe geworden ist.

Aber das alles ist leichter gesagt als ausgeführt. Wir haben nicht so viel Geld und nicht so viele Hände, um alles Heideland in Waldboden zu verwandeln. Vor vierzehn Tagen, zur Zeit der Heideblüte, fuhr ich mit meiner Frau durch solche Urheide. Meine Frau war begeistert. Sie jubelte. „Was kann es Schöneres in der Welt geben", sagte sie, „als diese weiten, stillen Flächen mit blühendem Heidekraut! Hier und da eine Kiefer, und überall der Wacholder, dazwischen in der Luft die summenden Bienen und oben der blaue Himmel! Nirgends" — so sagte sie — „ist es in deiner Rostocker Heide so schön wie hier, wo sie ihren alten Namen mit Recht trägt. Von diesem reinen Heideland sollte einiges für immer unberührt bleiben! Hier hat der liebe Gott ein Meisterstück geschaffen!"

Als ich ihr sagte, daß ihr Wunsch wohl für unsere Lebenszeit erfüllt würde, weil wir niemals genug Arbeitskräfte haben, um alles Heideland in Waldboden zu verwandeln, da klatschte sie froh in die Hände. Dann wollte sie mir leise Peitsche und Zügel aus der Hand nehmen und sagte schmeichelnd: „So laß sie doch wachsen, Becker, diese schlichte rote Heide, und freue auch du dich daran!"

Ich hielt die Pferde an. Wir stiegen aus und lagerten uns mitten in der blühenden Heide. Wir Männer begeistern uns langsamer als die Frauen. Wir denken immer: „Erstens, zweitens, drittens" und müssen alles wohl begründen. Aber schließlich habe ich doch Feuer gefangen. Ja, lieber Freund, die stille, weite Heide ist schön. Es war so feierlich ringsum. Wir waren weit und breit die einzigen Menschen in der Gottesstille. Da hatten wir eine Stunde des Glücks wie ein junges Liebespaar. Ich habe meine Frau geküßt und ihr gedankt, daß sie mit ihrem

schnellen, beweglichen Geiste mich aus törichtem Kummer hinausgeführt und mir die Augen geöffnet hat zum stillen Staunen über ein Wunder meines Waldes. Ich glaube, wir bleiben jung, wenn wir nie aus dem Staunen herauskommen.

Auf der Heimfahrt war meine Frau sehr vergnügt. Sie sagte: „Ich bin eine Intrigantin. Du bist der grimmige Polizist, der die Verbrecher des Waldes verfolgen soll. Die Verbrecher sind das Heidekraut und der Wacholder. Du sollst sie ausrotten und verbrennen. Und nun habe ich den Verfolger auf unsere Seite gezogen, nun steckt er heimlich mit uns unter einer Decke!" Ich drückte ihr die Hand und sagte: „Ich will ruhig mitschuldig werden. Wenn unser Herrgott die wüsten Stellen im Walde mit Heidekraut und Wacholder bevölkert, dann müssen wohl auch diese Verbrecher ihr Daseinsrecht auf der Welt haben."

*

Was für das Heidekraut gilt, das trifft auch für das Raubwild zu, das ich von Amts wegen verfolgen muß und das ich heimlich beschütze. Vor einiger Zeit hatte ich zu berichten, daß unsere Jäger in einem Jahre 120 Taler Schießgeld erhalten haben für alle die erlegten Krähen, Häher, Eulen, Eichhörnchen, Füchse, Marder und Iltisse. All dieses Getier und noch vieles andere hat der Rostocker Rat für Raubwild erklärt, und die Herren haben sich geärgert, als sie in meinem Bericht folgenden Schlußsatz lasen:

„Was ist denn Raubwild? Werden die Krähen ausgerottet, so gedeihen die Mäuse. Die Häher pflanzen viele Eichen an, wenn sie die Eicheln in die Erde scharren und manche vergessen. Die Eulen sind Mäusejäger. Man sollte es den Raubtieren überlassen, sich gegenseitig zu vertilgen. Der Fuchs verfolgt das Eichhörnchen, der Sperber verfolgt die Krähen. Fangen mag man die Füchse und Marder, weil sie den Rehen und Hasen Schaden tun, aber man schone die Adler und Reiher, den Uhu und den Dachs, die schon so selten geworden sind."

Dieser Bericht hat mir einen scharfen Tadel eingebracht. Um ihn zu verschmerzen, habe ich mich in einer Lichtung auf den Rücken ins weiche Gras gelegt und einen Adler betrachtet, der gerade über mir majestätisch seine Kreise zog.

Weniger Erbarmen habe ich mit den wildernden Hunden und Katzen, die sich in der Heide herumtreiben. Ich schieße jede Katze und jeden Hund nieder, der mir im Walde vor die Flinte kommt, und sporne auch meine Jäger dazu an. Ich halte auf die alte Vorschrift, daß alles Hundevieh der Heidedörfer, das nicht angekettet ist, schwere Knüppel zwischen den Beinen mit sich schleppen muß, um dem Wilde nicht gefährlich zu werden. Nur die wohldressierten Hunde laufen frei herum.

Aber das gefährlichste Raubtier bleibt der Mensch. Freischützen streifen genug in der Heide. Kein Jäger darf andere Menschen in seinem Hause aufnehmen, auch nicht seine Söhne und Schwiegersöhne, denn sie sind doch alle heimliche Schützen. Kürzlich entdeckte ich, daß der Holzwärter in Markgrafenheide eine Rostocker Familie in seinem Hause hatte und beköstigte. Ich habe sie sogleich vertreiben müssen und stimme darin mit dem Rat überein, der angeordnet hat, daß keine überflüssigen Menschen sich in der Heide einnisten dürfen. Nur weiß ich leider nicht, wie weit meine eigenen Jäger Wilddiebe sind. Aber ich muß mich zügeln, um Dir nicht gar zu viel von Jägern und Wild zu erzählen, denn eine Frage Deines letzten Briefes harrt noch auf Antwort. Du willst wissen, wie bei uns die **armen Leute leben.**

40

Es gibt in Röversh agen 25 Einlieger-familien. Sie hausen zur Miete in langgestreckten Strohdachkaten. Diese sind schlecht gebaut, die meisten haben gar kein Fundament, in vielen lassen sich die Fenster überhaupt nicht öffnen. Aber alle diese Katen stecken voller Menschen, jede Einliegerfamilie hat ein ganzes oder halbes Dutzend Kinder. Unsere Einlieger haben ein winziges Stück Land, meist zwei Schweine, eine Kuh und ein paar Hühner. Sie sind unfrei, ortsgebunden und verpflichtet, auf den Gutshöfen oder im Walde zu arbeiten, auch die Frauen und die größeren Kinder.

Bekomme keinen Schreck, lieber Freund, acht dieser Familien sind mir persönlich, dem Forstinspektor, dienstbar. Jede von ihnen hat mir alljährlich ohne Lohn 26 Mannestage und 26 Frauentage zu leisten. Würde ich auf die Hofdienste dieser Leute verzichten, dann wäre mein Dienstland fast wertlos, denn freie Arbeiter gibt es hier kaum. Ich muß den Gutsbesitzern zustimmen, die im Landtag erklären, für die Abschaffung der Hofdienste sei die Zeit noch nicht gekommen.

Nach unsern Gesetzen hat der Gutsherr oder Pächter das Recht zu körperlichen Strafen, wenn die Dienstleute ihre Arbeit nicht gut verrichten. Halseisen, Gefängnis, Stockschläge darf er verhängen. Auf manchen Rittergütern in Mecklenburg wird davon Gebrauch gemacht. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich solche Dinge nicht kenne und nicht kennen lernen will.

Ich habe viel mit unsern armen Leuten zu tun. Sie haben Vertrauen zu mir gefaßt. Ich erlaube ihnen, im Walde Reisigholz und Beeren zu sammeln und nehme sie gegen unsere Jäger in Schutz. Ich dränge die Stadt bei jeder Gelegenheit, die verfallenen Katen auszubessern. Meist erreiche ich nur, daß Bauholz bewilligt wird und die Leute selber zimmern müssen, so gut sie können. Eine brave arme Frau faßte sich kürzlich ein Herz und bat mich, ich möchte ihnen allen recht oft billige Fische verschaffen. Das wäre so leicht, wenn nicht eine alte Dummheit dazwischenstünde.

Wir haben an unserm Ostseestrande an der Heide vier Fischerbuden, die seit Jahren mit allen Fischereigeräten an vier Röversh äger Einlieger verpachtet sind. Aber drei davon sind keine rechten Fischer und fangen nur selten etwas. Nur der vierte, der alte Suhr, ist mit Leib und Seele im Fischerboot, er stellt mit seinen Söhnen die Netze und er allein bringt manchmal Fische zum Verkauf, aber — wie wenig Zeit hat er! Hof- und Walddienste tagaus tagein, er und die Söhne, und nur in der Nacht kommen sie auf die See. Nun bat mich die arme Frau im Namen der andern: Macht doch den Suhr von allen andern Arbeiten frei und gebt ihm allein die ganze Fischerei, dann [illegible]

haben wir armen Leute das ganze Jahr billige Fische! Ein vernünftiger Vorschlag! Ich habe sofort einen langen Bericht an den Rat gemacht, aber ich warte vergeblich auf Antwort.

42.

In einem der Einliegerhäuser fand ich einmal einen jungen Verwandten, der sich auf der Wanderschaft befand und hier eingekehrt war. Es war ein blonder, aufgeweckter Bursche, er war in Frankreich gewesen und schlagfertig in seinen Antworten. Zuletzt fragte er mich ganz dreist: „Warum gibt es überhaupt Armut in der reichen Welt? Muß denn das sein? Luft und Wasser ist für jeden da, warum nicht auch Brot und ein Dach über dem Kopf?“ Du siehst: Die uralte Revolutionsfrage wird auch hier gestellt, und keiner kann sie beantworten.

Auch ich nicht. Aber ich versuche, den armen Leuten auf meine Art zu helfen, sie herauszureißen aus ihrem Stumpfsinn. Was tun die Männer jetzt nach Feierabend? Sie rauchen schlechten Tabak aus allerhand Blätterwerk, verpesten damit die Luft der engen Stube, sitzen am Ofen und schlafen ein. Sie haben ja nichts gelernt als grobe Feldarbeit. Mit den Frauen und Mädchen ist es nicht viel besser. Sie können freilich spinnen, aber wie? Kaum eine versteht, einen guten Faden zu drehen. Sie machen es so wie ihre Mutter, die es auch nicht verstand.

Da habe ich nun eingegriffen. Ich habe für die armen Rövershäger Kinder zwei Industrieschulen eingerichtet, eine für Knaben und eine für Mädchen. Die Mädchen lernen spinnen, stricken, nähen und flechten und erhalten für ihre Arbeiten einen bescheidenen Lohn. Die Knaben müssen zunächst auch flechten und Holzpantoffel machen. Später will ich noch andere Fächer hinzunehmen, vor allem Holzschnitzerei und Leinenweberei. Ich habe mir das zum Muster genommen, was im Halleschen Waisenhause erprobt ist, und das, was kürzlich in der Schweiz ein gewisser Pestalozzi eingerichtet hat.

An Schülern fehlt es in meinen Industrieschulen nicht, denn die Häuser der armen Leute sind alle vollgestopft mit Kindern. Meist Blondköpfe mit blauen Augen und gesund und kräftig trotz aller Armut. Wenn sie herangewachsen sind, dürfen sie nicht eigenmächtig fortgehen, sie sind ortsgebunden. Aber da wir solchen Ueberfluß an Jugend haben, geben wir ihnen gern die Abzugserlaubnis, wenn sie Arbeit in Rostock suchen wollen. Sie kommen nicht nur aus Rövershagen und der Heide. Aus allen Kämmerei- und Hospitaldörfern der Stadt strömt die Jugend nach Rostock. Dort sind sie froh, auch ohne Lohn ein Unterkommen als Knecht oder Magd zu finden. Daher ist in jedem vornehmen Hause in Rostock so viel Dienerschaft. Sie kostet eben nichts. Bei Euch in Rußland wird es so ähnlich sein. Die Tüchtigen und Fleißigen arbeiten sich in Rostock langsam empor. Einige lernen sogar die hochdeutsche Sprache. Oft bleiben sie wie treue Haushunde immer bei demselben Herrn und erhalten mit der Zeit auch Lohn. Nur ans Heiraten dürfen sie nicht denken. Und das treibt sie wieder aufs Land zurück, wenn in ihrem Heimatdorf eine Katenwohnung frei wird.

•

Für unsere armen Leute in den Einliegerkaten und ihre Kinder tue ich alles, was in meinen Kräften steht. Aber hart und kalt betrachte ich das Bettelvolk, das sich hier in Stadt und Land umhertreibt. Die Bettelei ist in den letzten Jahren zu einer wahren Landplage geworden. Zerlumpte Frauen mit kleinen Kindern gehen mit dem Bettelsack von Tür zu Tür und jammern und heulen. Dabei sind es meist gar nicht die eigenen Kinder der Frauen, sondern sie haben sie sich für die Bettelei von andern geliehen. Arbeitsfähige gesunde Kerle strecken die Hände nach Almosen aus. Und der Landmann gibt diesen unverschämten Gesellen das wenige, was er hat, aus Furcht, daß der andere ihm sonst Haus und Stall anzündet. Es klingt hart, lieber Freund, ist aber wahr: Wie der Hund von Flöhen, so wird der Bauer von Bettlern geplagt.

Einmal entdeckte ich im Walde einen Einspännerwagen, vollgefüllt mit Butterbroten, alten Kleidern und anderen Dingen, die zusammengebettelt waren. Sechs Leute hatten sich zu einer Bettlerbande vereinigt und sich einen Wagen und ein Pferd gekauft. Damit fuhren sie von Ort zu Ort, versteckten den Wagen irgendwo und plünderten täglich von früh bis spät ein Dutzend Dörfer aus. Sie heucheln Frömmigkeit, sagen Gebetsformeln und versprechen den Gebern einen Gotteslohn. In einer verrufenen Schenke laden sie abends ihre Bettelbeute ab. Und diese Menschen leben gut, sie trinken Kaffee und essen Kuchen und sind von allen Nahrungssorgen befreit, da sie für ein paar Worte alles erhalten.

Ich habe versucht, der Bettlerfrage auf den Grund zu gehen. Sie war in Rostock ebenso schlimm wie auf dem Lande, ja fast noch schlimmer, denn dort durfte zweimal in der Woche eine Schar von Hunderten mit ihren Bettelsäcken singend und betend durch die ganze Stadt ziehen und an jede Haustür klopfen. Das war die berüchtigte „Lange Reihe". Davon sind jetzt endlich die Rostocker Bürger erlöst worden. Ich habe lange mit dem mutigen Manne gesprochen, der diesen Krebsschaden in Rostock ausgebrannt hat. Es ist der Senator Dr. Schröder, der selber als Kind viel gehungert hat und die Armut kennt. Er ist ein warmherziger Freund der Armen, aber nicht der Bettler. Er hat in Rostock ein Armenhaus geschaffen. Er bringt die Landstreicher ins Werkhaus, wo sie ihre Mahlzeiten abarbeiten müssen. Die Bürger, die er von der „Langen Reihe" befreit hat, zahlen heute ein Armengeld, und die Hungernden wissen jetzt, wo sie einen Teller Suppe und ein Stück Brot bekommen. Dr. Schröder hat dazu eine strenge Armenordnung geschaffen. Wer jetzt noch einem Bettler etwas gibt, der macht sich strafbar.

Ich habe versucht, das Rostocker Beispiel in Rövershagen nachzuahmen, und habe hier eine private Armenanstalt geschaffen. Dazu haben wir einen alten Katen benutzt. Ein Hausvater regiert hier. Kranke und Schwache bekommen bei ihm umsonst etwas zu essen, wenn sie nicht zu den umherstreichenden Bettlerbanden gehören. Wer gesunde Knochen hat und noch arbeiten kann, der kann sich beim Hausvater sein Stück Brot verdienen, aber allzu leicht wird es ihm nicht gemacht. Das Ergebnis meiner Mühen ist, daß das arbeitscheue Gesindel nicht mehr nach Rövershagen kommt. Mir haben die Landstreicher öfter aufgelauert, aber ich habe meine gute Flinte bereit, und wenn ich die nur erhebe, dann verschwindet die feige Gesellschaft hinter den Büschen.

*

Aber nun hast Du genug Wald- und Dorfgeschichten gehört. Glaube nicht, daß sie mir den Sinn verengen. Nein, mit heißem Herzen verfolge ich alles, was draußen in der großen Welt vorgeht. Meine Neuigkeiten erfahre ich nicht nur aus den dürftigen Zeitungsblättern, sondern noch mehr von Rostocker Ratsherren, Kaufleuten und Professoren, die Briefe aus aller Herren Länder erhalten. So bin ich einigermaßen im Bilde in unserer Zeitgeschichte.

45—46

Mit Staunen habe ich die Taten des Generals Bonaparte verfolgt. Er hat einen Kopf wie ein alter Römer. Wie kurz und bündig spricht er zu seinen Soldaten! Kein Wunder, daß sie für ihn durchs Feuer gehen. Gleich Kartenhäusern stürzen all die kleinen Reiche in Italien unter seinem Hammer zusammen. Er schlägt die kriegsgeübten Heere der Oesterreicher.

Auf einmal taucht derselbe Bonaparte in Aegypten auf, schlägt die Ungläubigen an den Pyramiden und will vom Nil den Sprung nach Indien machen. Aber da trifft ihn ein Blitz im Rücken. Seine ganze Flotte wird von einem Manne vernichtet, der mich ebenso fesselt wie er selber, von dem Engländer Horatio Nelson. Auch das ist ein Kerl! Verliert in einer Seeschlacht ein Auge, in der andern einen Arm, aber totzukriegen ist er nicht.

Nelsons Kanonen haben auch in unserer Nähe, vor Kopenhagen, gedonnert. Mehrere Dänen haben mir berichtet, was sie erlebt haben an dem furchtbaren 2. April 1801. Fünf Stunden haben Nelsons Schiffskanonen das friedliche Kopenhagen beschossen. Und alle dänischen Schiffe hat der Nelson in den Grund gebohrt oder als Beute weggeführt. Dabei mußte ich denken: Wieviel schöne Eichenstämme und wieviel Krummholz!

Diesen Seeräuber Nelson habe ich von Angesicht zu Angesicht gesehen und mit ihm gesprochen. Das kam so: Als er seine Arbeit in Kopenhagen getan hatte, brauchte er frischen Proviant. Er hat ihn sich auf der Reede von Warnemünde geholt. Drei mächtige englische Kriegsschiffe haben eine Woche lang vor unserer Küste geankert. Die Rostocker Bäcker und Schlächter haben die Engländer versorgt. Aber zu gepfefferten Preisen! Und die Herren vom Rostocker Rat haben dem Lord Nelson einen feierlichen Besuch abgestattet, in blauem Frack, Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen und mit dem Dreispitz unter dem Arm. Nelson hat zu ihrer Ergötzung allerlei Manöver aufführen lassen und seine Matrosen die Masten hinauf und hinunter gejagt. Ich selber bin mit ein paar Rostocker Herren ebenfalls auf den englischen Kriegsschiffen gewesen. Wir durften sie uns genau betrachten. Der Nelson dachte wohl: Diese Landratten verstehen ja doch nichts davon! Aber wir hatten seekundige Leute unter uns, die die Augen aufgemacht haben.

Außer Bonaparte und Nelson beschäftigt mich noch ein dritter Kriegsmann unserer Tage, der Russe Suworow. Der Mann steigt mit seinem ganzen Heere über die Alpen, genau wie Hannibal vor 2000 Jahren! Wie habe ich mich als Schüler und Student für Hannibal begeistert! Ich habe mir kürzlich von einem Rostocker Professor die besten Alpenkarten verschafft und habe Hannibals und Suworows Uebergänge eingezeichnet. Wer kannte vor zehn Jahren die Namen Bonaparte, Nelson, Suworow? Wer dachte daran, daß in unsern Tagen auf der eisigen Höhe der Alpen und in der Sonnenglut Aegyptens um das Schicksal Europas gekämpft würde? Und die Monarchen der mächtigsten Reiche, wo sind sie geblieben? Der König von Frankreich enthauptet von seinen Untertanen, der Kaiser von Rußland erwürgt von seinen Offizieren! Mir ist, als ob nichts mehr feststünde auf dieser Welt. Ich finde einen Halt unter meinen Eichen, die ruhig grünen wie vor tausend Jahren, und an meiner Ostsee, die weiter rauscht, wie sie vor zehntausend Jahren rauschte.

Ja, lieber Freund, wild bewegt ist die Welt wie ein tosendes Meer. Und die Wellen pflanzen sich fort bis nach Rostock. Auch wir spüren hier die fernen Kriege, aber vorläufig haben wir Vorteil von ihnen. Unter neutraler Flagge fahren die Rostocker Schiffe nun schon sechs **Jahre lang an allem Kanonendonner vor-**

über. Für unsere Handelsherren und Schiffer ist eine goldene Zeit angebrochen. Sie sind mit den Hamburgern und Lübeckern die lachenden Erben der andern geworden, denn die Schiffe der Franzosen und ihrer Vasallen werden von den Engländern gekapert, unsere aber nicht. Seitdem Holland zu Frankreich gehört, ist es mit der Schiffahrt der Holländer vorbei. Aber überall schreien die Menschen nach Getreide, nach Schiffsraum! Wo in den Häfen früher die Holländer und Franzosen anlegten, da liegen heute unsere Ostseeschiffe und löschen und laden. Unsere Rostocker Handelshäuser haben Zweiggeschäfte aufgemacht in Bordeaux und Marseille, in Malaga und Barcelona, in Genua und Neapel. Da sitzen die Söhne unserer Kaufherren und leiten die reichen Frachten auf Rostocker Schiffe, denn alles will sicher fahren unter neutraler Flagge.

Unsere Briggs und Schoner und Galeasse reichen bei weitem nicht für alle die Frachten. Darum kaufen wir mit geliehenem Gelde die Schiffe der Holländer und Italiener und setzen auf ihnen unsere Flagge. Wir fahren zwischen Malaga und Neapel unbehelligt hin und her und verfrachten Oel und Wein und die Früchte des Südens. In weiter Ferne schließt der Rostocker Schiffer seine Frachtverträge ab, und wenn er heimkehrt nach langen Fahrten, dann bringt er einen Sack voll blanker Goldstücke mit. Uebrigens hat unsere Stadt kürzlich ihre Schiffsflagge verändert. Der Rostocker Greif prangt nicht mehr auf blau-weiß-rotem Grunde, denn das sind die holländischen Farben, und mit denen wollen wir nicht verwechselt werden. Wir führen jetzt den schwarzen Greif im gelben Felde, aber wenigstens der Greif ist unverändert geblieben.

So sind wir Kriegsgewinnler geworden. Reichtum strömt in unser Land. Noch nie haben die Gutsherren solche Kornpreise gehabt wie heute. Und all ihren Segen schaffen sie zum Rostocker Hafen. Wismar und Stralsund sind ja schwedisch. Vor unsern Stadttoren stauen sich die Kornwagen in langen Reihen. Am Strande wimmelt es von Menschen, die Korn auf die Schiffe schleppen oder neue Schiffe bauen. In den Rostocker Straßen entsteht ein stolzes Haus neben dem andern. In der Koßfelder- und Mönchenstraße, am Neuen Markt und am Hopfenmarkt, überall wird gebaut. Und auf dem Lande, auf den großen Gütern, da schwelgen die Baumeister in Plänen und Entwürfen, sie bauen fürstliche Schlösser für die Gutsherren, und die Gärtner legen herrliche Parks an.

Unser Landesherr bleibt nicht zurück. Er hat das stille Doberan in einen großen Badeort verwandelt. Da haben sie Rasthäuser und Lusthäuser für Fremde gebaut. Ein Kurhaus, ein Theater, ein herzogliches Wohnhaus kommen hinzu. In ihren Prunkkarossen fahren die Badegäste jeden Tag zum Heiligen Damm und baden dort in der Ostsee. Des Herzogs Leibarzt ist der Rostocker Professor Vogel. Er verkündet als neues Evangelium, daß man in einem Seebade gesund wird, und so kommen die reichen Leute aus den Ländern, in denen man Krieg führt, um hier im neutralen Mecklenburg den Frieden zu genießen und ihre Dukaten und Gulden loszuwerden. Und weil sie so viel Geld mitbringen, hat unser Herzog in Doberan auch eine Spielbank geschaffen. Da wird gespielt bei Tag und Nacht.

Ich aber frage mich: Wird dieser Goldstrom, der so plötzlich in unser Land und in unsere Stadt geleitet wird, uns zum Segen oder zum Fluch werden? Wird diese Herrlichkeit lange dauern, in der wir die Gewinner sind von allem Kriegsleid, das die andern Länder verwüstet? Ich kann mich nicht mitfreuen über die goldene Zeit, in der wir Neutralen leben, und ein drohendes, warnendes Zeichen hat uns der Himmel schon gesendet! Dieses Himmelzeichen muß ich Dir, lieber Freund, genauer schildern, es ist die viel verspottete Rostocker Butter-Revolution, für mich ein sehr trauriges Ereignis.

•

Ja, so war es. In den Kriegsgebieten lagen die Felder wüst und unbebaut. Wir aber schickten unsere Lebensmittel in die Ferne und erzielten Kriegspreise. Aufkäufer ritten durch unsere Dörfer und sicherten sich Korn, Fleisch und Butter. So stockte die Zufuhr der Bauern, die bisher den Rostocker Markt versorgt hatten. Die Preise zogen an. Auf einmal war die Teurung da. Die Arbeiter und kleinen Handwerker in Rostock konnten sich keine Butter mehr kaufen. Unruhige Geister hetzten die Menschen in den Kneipen auf. Dummerweise hatte ein Ratsherr, der selber mit Butter handelte, in seinem Leichtsinn gesagt, das Volk solle sich nur Heringslake aufs Brot streichen.

Am 29. Oktober 1800 rotten sich in Rostock viele Menschen auf dem Neuen Markt zusammen. Ihre Wortführer kommen in die Ratsstube und verlangen billige Butter für jedermann. Das ganze Rathaus füllt sich mit Menschen. Ein Butterwagen, der über den Markt fährt, wird gestürmt. Schon drängen die Leute in die Lagerkeller der Großhändler und holen die Butter heraus. Soldaten, die auf den Markt rücken, werden verhöhnt. Menschengruppen ziehen johlend durch die Straßen und fordern vor jedem Kaufhaus Lebensmittel. Die klügsten der Kaufleute spenden der wildgewordenen Menge Butter und Bier und vor allem **Branntwein.**

Den anderen Kaufleuten aber werden Türen und Fenster zertrümmert. Die Menschen dringen in die Wohnungen und zerschlagen Möbel und Bilder, Glas und Porzellan. Die Schlimmsten sind die Weiber, nicht nur in Paris, sondern auch in Rostock. Sie rauben aus den Wohnungen Kleider, Wäsche und Bettzeug. Die Männer aber steigen auf die Schiffe, die im Hafen liegen. An Bord ist genug Butter und Branntwein verstaut. Alles wird herausgeholt und verteilt. Aus dem Zuchthaus brechen die Insassen aus und plündern und saufen mit. Der Senator Dr. Neuendorff nimmt sich den Tumult vor seinem Hause so zu Herzen, daß er sich eine Kugel in die Schläfe schießt.

Die Herren vom Rat erlassen mit schlotternden Knien Notverordnungen. Sie setzen die Preise herab. Die Lebensmittelausfuhr über See wird gesperrt. Die Volksmenge verlangt einen Butterpreis von acht Schilling für das Pfund. Er wird sofort bewilligt. Das alles wird unter Trommelschlag bekanntgemacht. Auf dem Neuen Markt gibt es auf einmal Butter in Menge. Vergebens werden alle ermahnt, sich mit einem oder zwei Pfund zu begnügen. Von Güstrow her rücken herzogliche Soldaten in Rostock ein. Sie müssen wieder zurück, weil auch in Güstrow Unruhen ausgebrochen sind. Dort hat es schon Tote gegeben. Nun stellen sich die Rostocker Studenten dem Rat zur Verfügung. Sie ziehen mit Säbeln und Schlägern durch die Straßen. Aber reichliche Butter und reichlicher Branntwein haben schon die Kraft des Aufruhrs gebrochen. Auf das wüste Treiben folgt nur noch der Katzenjammer.

Am 4. November ziehen unter Trommelwirbel unsere Bürgerfähnlein und die Garnison auf dem Markt auf. Sie verteilen sich auf alle Straßen und holen Räuber und Raubgut aus den Häusern. Die Masse der Verhafteten wird so groß, daß viele im Auditorium Magnum und in den Karzern der Universität eingesperrt werden müssen.

Das, lieber Freund, war die Rostocker Butter-Revolution. Wir haben Lehren daraus gezogen. Die Ausfuhr von Kartoffeln und Speck aus Mecklenburg ist jetzt verboten. Die Stadt Rostock hat für die armen Leute ein Kornmagazin eingerichtet und die Preise ganz niedrig festgesetzt. Als das alte Jahrhundert zu Ende geht, im Dezember 1800, ist unser Markt in Ordnung: Es ist wieder Butter genug da für jedermann.

Aber das Jahr 1801, in dem wir jetzt leben, hat noch ein trauriges Nachspiel gebracht. Das waren die harten Strafen der verurteilten Aufrührer. Die meisten erhielten zwanzig oder dreißig Peitschenhiebe auf den bloßen Rücken, und zwar öffentlich auf dem Neuen Markt. Auch die Frauen. Dazu wurde der vor fünf Jahren abgebrochene Schandpfahl, der Kaak, wieder aufgerichtet. Dort wurden sie ausgepeitscht, von dort wurden die aus Rostock Verbannten zum Tore hinausgetrieben. Viele mußten auch tagelang am Schandpfahl stehen, mit einer Tafel auf der Brust. Darauf stand geschrieben: „Butterräuber" oder „Spitzbube".

Du, lieber Freund, hast die blutige Revolution in Paris erlebt. Dir muß die kleine Rostocker Geschichte wie ein Kinderstreich vorkommen. Mir war das Ganze ein tiefer Schmerz. Das Bitterste waren mir die schweren Strafen, die in der Hauptsache arme Verführte betroffen haben.

*

Im Rostocker Hafen liegt heute ein Segler klar für die Ausfahrt nach St. Petersburg. Der Schiffer soll diesen Brief mitnehmen. Mein Kutscher bringt ihn in die Stadt. Er ist ein flotter Reiter und wartet schon neben dem gesattelten Pferde, das ungeduldig den Boden scharrt. Ich schließe den Brief und drücke Dir die Hand. Meine Frau grüßt Euch herzlich. Deiner lieben Frau meine Verehrung.

Wir haben die Jahrhundertschwelle überschritten. Ein neues Zeitalter ist angebrochen. Werden die Menschen emporsteigen zu höherer Gesittung? Werden sie einander morden in blutigen Kriegen? Die Tore sind geöffnet. Wir schreiten hindurch. Vielleicht werden wir hinaufgetragen zu lichten Höhen. Vielleicht bald zermalmt vom grausamen Schicksal.

Dein Hermann Friedrich Becker.

VIERTES KAPITEL: 1806

Rövershagen, den 6. September 1806.

Bester meiner Freunde! Es hat mir diese Nacht keine Ruhe gelassen. Beim Schein der ersten Dämmerung bin ich aufgebrochen und über die Felder gewandert, die Schrotbüchse über der Schulter, damit die Menschen glauben mögen, ich pürsche auf Feldhühner. Aber ich wollte nur allein sein und habe an hochgelegener Stelle beobachtet, wie die Morgensonne für kurze Zeit zwischen tief hängenden, dunklen Wolken hindurchbrach. Dann zog sich die Wolkendecke zu, fest und undurchdringlich.

Und nun sitze ich in meiner Arbeitsklause und drücke Dir im Geiste die Hand, zum ersten Male der Vierzigjährige dem Vierzigjährigen. Beide sind wir in das Jahrzehnt der reifen Männer eingetreten. Wie gern möchte ich heute mit Dir in Gedanken königlich aus großer Höhe auf das Treiben und Wimmeln der Menschen herabblicken. Es gelingt mir nicht. Die Wolken hängen zu tief. Die politischen Wolken. Sie bannen den Blick auf die Erde, auf die Heimaterde, die bald von Menschenblut gerötet sein wird.

Wie schmelzender Schnee schwindet uns der Friede unter den Händen. Daß er nicht mehr zu retten ist, davon bin ich fest überzeugt. Hast Du auch wie ich den heißen Schmerz empfunden, als vor ein paar Wochen der Kaiser die Krone des Reiches niederlegte und wir einen tausendjährigen Traum begraben mußten? Es gab hier Menschen, die sich darüber freuten. Sie sagten: Das alte Reich ist tot, es lebe das neue! Das ist für sie der Rheinbund, dem immer mehr deutsche Fürsten beitreten. Ein neues Reich, sagen sie, fest verbündet mit Frankreich. Bald haben wir ein vereinigtes Europa, sagen sie. Und diese blinden Leute weisen darauf hin, daß ja Preußen unversehrt und größer sei als je, und uns nun schon zehn Jahre lang Neutralität und goldenen Frieden gesichert habe. Mir erscheint Preußen wie ein schwankender Baum, dessen Stamm die Waldarbeiter schon halb durchgehauen haben. Er zittert schon. Er wird stürzen und uns alle mitbegraben. Unsere Rostocker Seeleute behaupten, daß schon die preußischen Schiffe aus allen fremden Häfen flüchten, um nicht gekapert zu werden. Mit Krieg rechnen sie fest. Wir haben in diesen Tagen schon einen kleinen Krieg im Rostocker Rathaus gehabt. Das kam so:

Der Rostocker Kaufmann und Ratsherr Ludendorff hat zwei im Hafen von Bordeaux liegende Stettiner Schiffe gekauft, um sie unter Rostocker Flagge vor der Beschlagnahme zu retten. Er verlangt in der Ratsstube, man solle ihm schleunigst für die Schiffe Rostocker Pässe ausfertigen. Ein anderes Schiff von ihm liegt schon segelfertig im Rostocker Hafen, um die Pässe nach Bordeaux zu bringen. Unser Bürgermeister Zoch will die Pässe ausstellen, aber heftig widerspricht der Ratsherr Levenhagen, der selber Schiffe in Bordeaux liegen hat. Er erklärt, die Rostocker Flagge werde in ganz Frankreich gefährdet, wenn sie preußische Schiffe decke. Sie haben sich im Rat nicht geeinigt, Ludendorff hat einen reitenden Boten nach Schwerin geschickt, um die Entscheidung des Herzogs einzuholen.

Gerade im Anblick der düsteren Wolken, die jetzt über unseren Häuptern hängen, muß ich Dir der Wahrheit gemäß berichten, daß die vergangenen fünf Jahre für unsere Vaterstadt Rostock friedlich und segensreich waren. Wir haben immer neuen Gewinn aus der Neutralität gezogen, und wenn jetzt auch Hungerzeiten kommen sollten, dann wollen wir die genossenen fetten Jahre nicht vergessen. Alles schwimmt im Gelde, auch der Herzog. Er hat schon im Jahre 1803 den Schweden die Stadt Wismar abgekauft. Die Rostocker sind darüber gar nicht erfreut, denn

jetzt sind wir nicht mehr der einzige Hafen des Landes und werden bald die Kornausfuhr mit Wismar teilen müssen. Wenn nicht der Feind uns beiden die Seewege versperrt. Noch haben die Wismaraner uns nicht viel gestört. Es dauert ja lange, bis sie erst solche Fäden angeknüpft haben, wie wir sie in der Hand haben.

•

Nicht nur unsere Stadt, sondern auch mein Haus hat in den vergangenen fünf Jahren den Segen des Himmels erfahren. Meine Frau hat mir noch eine Tochter geschenkt, so daß wir jetzt fünf Kinder haben. Sie hatten bisher einen Hauslehrer, der uns aber vor kurzem verlassen hat, um ein Amt anzunehmen. Wir haben bisher keinen guten Nachfolger für ihn gefunden. Ich unterrichte jetzt meine Kinder selbst und freue mich, daß ich sie dadurch erst richtig kennen lerne. Die Mutter und der Hauslehrer kannten die Kinder. Aber der Vater? Er war meist im Amt oder im Wald und wurde den eigenen Kindern fremd. Nun habe ich leider nicht so viel Zeit, um den ganzen Unterricht selbst zu machen. Die Lateinstunden erteilt unser Rövershäger Pastor Wolf. Er ist mir ein lieber und froher Nachbar mit einer guten Frau und vielen Kindern. Er hat erst vor wenigen Jahren den alten Pastor Wehner abgelöst, der uns zu finster und glaubenseifrig war. Für ihn waren wir alle nur reife Teufelsbraten. Wir freuen uns, daß jetzt auf unserer Rövershäger Kanzel auch die liebe Sonne leuchtet und nicht nur das Höllenfeuer.

Während ich mit Hilfe des Pastors den Geist unserer Kinder pflege, wird auch ihr Körper geschmeidig gemacht, und zwar von dem Herrn und der Frau Lion in Rostock, die ihnen zweimal wöchentlich Tanzunterricht erteilen. Ist das für die Kinder ein Ereignis! Unsere Jungen sind beim Tanzen unbeholfen wie junge Bären, aber ihre Schwester, die zehnjährige Lisette, setzt ihre Füße recht geschickt und ist schon zum Paradetierchen der Madame Lion geworden. Zur Tanzstunde werden die Kinder auf meinen Wagen gepackt, bei einer Tante in Rostock kleiden sie sich um, und kurz vor Dunkelheit ist der Wagen mit der singenden und lachenden jungen Bande wieder hier. Dann stürzen sie wie die Wölfe auf ihr Abendessen.

Beim Unterricht habe ich meine Kinder das Gedicht von der Glocke lernen lassen, daß der im vorigen Jahr allzu früh gestorbene Schiller geschaffen hat. Was in diesem Gedicht von einem deutschen Bürgerhause gesagt wird, das trifft auch auf uns zu: „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus". Ja, ich habe für meine wachsende Familie wiederum neue Zimmer angebaut und habe mir vom Rövershägener Stellmacher und von Rostocker Tischlern auch neue Tische, Stühle und Schränke, Truhen und Fach-

werke bauen lassen. Dazu hatte ich Eichen- und Eschen-, Ahorn- und Walnußstämme jahrelang austrocknen lassen, denn als Forstmann will ich kein rissiges und verzogenes Holz im Hause haben.

Ich baue so viel Getreide, wie ich für unser Brot brauche, und lasse so viel Vieh schlachten, daß meine Frau in ihrer Vorratskammer immer genug Fleisch hat. Milch, Butter und Käse liefern unsere Kühe, Eier unsere Hühner, der Garten versorgt uns mit Obst und Gemüse. Ich bin Teilhaber an unserer neuen Heringsreusenfischerei, die uns und das ganze Dorf nicht nur mit Heringen versorgt, sondern auch mit Schollen und Dorschen. Einige Hasen für das eigene Haus darf ich mir frei schießen, jeden Rehbraten bezahle ich nach der Taxe. So leiden wir bei Tische keine Not, aber für Kleider, Pferde und Wagen, und vor allem für die Handwerker reichte doch mein Gehalt nicht ganz aus, und ich mußte mir einige hundert Taler leihen. Als freilich ohne mein Wissen meine Frau ihrem Vater das schrieb, da bezahlte er großzügig meine Schuld, und — denke Dir! — bald darauf gewann ich noch einige hundert Taler in der mecklenburgischen Lotterie, so daß wir aus aller Not waren.

Das war recht gut, denn ich hatte schon, um zu sparen, ein Reitpferd verkauft. Nun konnte ich mir bei einem Riemer in Wittstock einen bequemen, in Federn hängenden Stuhlwagen bauen lassen, und als ich darin zum ersten Male mit meiner Frau über Land fuhr, da packte uns beide ein Herrengefühl, als wären wir ein Königspaar, das durch sein Reich fährt. In dem neuen Wagen habe ich im letzten Sommer alte Freunde in Wismar, Schwerin und Güstrow besucht. Meine Frau aber fährt jetzt öfter zu ihren Eltern nach Dölitz.

•

Wir hatten die letzten beiden Jahre schwere Stürme, die meinen Wald strichweise so verwüstet haben, als hätte dort der Feind gehaust. Gesunde, stolze Bäume liegen am Boden, darunter herrliche Stämme für Schiffsmasten und Tragebalken. Und so wie hier die Bäume, liegen anderwo die herrlichsten Menschen niedergemäht auf den Schlachtfeldern. An die denke ich immer, wenn ich durch meine Windbruchstellen reite und frage mich dann: Wird auch über uns bald die Sichel des Todes dahinfahren?

Mehrmals kam der Sturm, der die Heide verwüstete, aus Nordost. Das ist für uns der gefährlichste Wind, denn er

treibt die Wasser der Ostsee von Euch — von Rußland und Finnland — mit Urgewalt zu uns. Dann steigt hier das Meer so hoch, daß es über die Dünen hinüber in unsere Forsten einbricht. Große Waldgebiete sind vom Sturm und von den Meereswogen gepackt und fast kahlgeschlagen worden. An manchen Stellen steht das Seewasser noch immer so hoch, daß man dort weder reiten noch fahren kann. Zwischen Markgrafenheide und Rosenort ist vor meiner Zeit durch solchen Meereseinbruch aller Baumbestand vernichtet worden, denn in dem meergetränkten Boden sterben die Bäume ab und wachsen nicht nach. So ist die größte unserer Räumden entstanden, einst reicher Wald, jetzt dürftige Wiesen.

Das alles ist die Folge unserer offenen Lage an der See. Dazu kommen noch die kalten Nebel, die sich aus dem Meere erheben und wochenlang über unserm Walde hangen. So lange aber der Nebel drückt, kann das Holz nicht wachsen. In den ersten Jahren dachte ich: Wie gut hat es der Forstmann, der im Binnenlande vor solchen feindlichen Gewalten sicher ist. Aber je länger ich hier bin, desto mehr liebe ich gerade die rauhe Waldkante dicht am Meer. Anders als sonst sehen hier die Bäume aus. Die dauernden Westwinde drücken die Aeste der Kiefern alle nach Osten. Windflüchter nennen wir diese Bäume, und ich möchte sie nicht entbehren. Sie stehen ganz nahe den Dünen. Unter ihnen ruht sich's bei Windstille und Sonnenschein doppelt schön. Manche Stunde bringe ich dort zu, den Blick durch die Zweige der Windflüchter auf ziehende Wolken gerichtet oder weit hinausschauend auf das ewige Meer. Meist glänzen am Horizont weiße oder farbige Segel unserer Briggs und Schoner, Fischerboote gleiten dahin, Möwen tauchen in die Wellen und erhaschen Fische, oder sie schweben als schneeweiße Lichtgestalten in der blauen Luft. Ihr Kreischen ist mir lieb und teuer wie der Gesang der Lerche.

•

Nebel, Stürme und Salzwasser gehören zum Gesamtbild meiner Heide. Aber dazu gehören auch die Bauernschweine, die zur Mast in den Wald getrieben werden, sobald die Eicheln von den Bäumen fallen. Du sollst die Welt meiner Schweine kennenlernen. Wir haben ja viele Tausende alter und junger Eichen, die einen reichen Fruchtsegen auf den Waldboden schütten. Kein besseres Schweinefutter als Eicheln, sie machen das Fleisch der Tiere fest und kernig. In manchen Jahren liegen die Eicheln in solchen Massen da, daß man sie fortschaufeln könnte. Dann ist es Zeit, die Schweine der umliegenden Dörfer in die Heide zu treiben, und darauf warten die Bauern, die Gutspächter und ich. Die Schweine sind unsere Helfer bei der Aussaat. Die Eicheln und Bucheckern müssen von den Schweinen in den Boden eingewühlt werden, um

gut zu gedeihen, denn was keimend an der Oberfläche liegen bleibt, das gedeiht nicht. Die Tiere finden dabei für sich selber noch Eicheln genug, vertilgen nebenbei viel Ungeziefer und werden fett.

Wer Schweine in den Wald eintreiben will, der entrichtet an die Stadt eine kleine Taxe. Davon bezahlen wir den Lohn für den Masthirten, der nach altem Brauch ein Röversháger Kind sein muß, und behalten dann für die Stadtkasse meist noch einen Ueberschuß von 100 Talern. Gemästet werden aber auch solche Schweine, für die nichts gezahlt wird. Das sind unsere Freischweine, oder wie Pastor Wehner sagt, die Studenten mit einem Stipendium. Auf je hundert Schweine werden für jeden Jäger, für den Pastor und für mich zwei Freischweine eingejagt. Kommen also tausend Schweine in die Heide, so habe ich freie Mast für 20 Schweine, aber das ist nur in ganz reichen Eicheljahren der Fall.

Jedem in die Heide eingejagten Schwein wird das Zeichen seines Eigentümers in das Ohr gebrannt. Das geschieht auf dem Hofe des Jägers in Hinrichshagen, der dabei für jedes Tier fünf Schilling bekommt. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Quieken und Schreien auf dem Forsthof ist, wenn die Massen der Schweine angetrieben und gebrannt werden. Länger als bis Neujahr dulden wir keine Schweine in der Heide, denn die eingewühlten Eicheln müssen dann Ruhe haben, um im Frühjahr ungestört zu keimen.

*

Die im Wald wühlenden Schweine sind meine Freunde, ich hege und pflege sie. Aber meine Feinde sind die Weidekühe im Walde, die wenig Milch geben und unsere jungen Bäume abfressen. Wie schreien die Landleute, wenn das Wild ihre Kornfelder verheert, aber wie unbedenklich jagen sie ihr Vieh in den Wald, um dort das Holz verheeren zu lassen. Ein Rind oder ein Pferd kann im Walde mehr verderben, als es selbst wert ist. Es ist für den Forstmann ein Stich ins Herz, wenn er alle die jungen Bäume sieht, denen die Krone fehlt oder denen die Herzteile abgebissen sind. In früherer Zeit war der ganze Wald voller Vieh, die Weide im Walde war wichtiger als die Holzwirtschaft. Gutsherren, Bauern und Einlieger überschwemmten den Wald mit ihrem Vieh und pochten auf uralte verbriefte Rechte. Aber auf mein Drängen haben die Rostocker Juristen begonnen, die alten Rechte anzufechten oder

abzukaufen. Ich helfe ihnen dabei, indem ich die Viehzüchter aufkläre. Viele sehen bereits ein, daß bei zweckmäßiger Koppelwirtschaft eine Kuh auf gut gepflegter Weide mehr Milch gibt als zwei Kühe im Walde. Manche haben darum schon freiwillig ihr Vieh aus dem Walde zurückgezogen. Einige haben die Hälfte ihrer Kühe abgeschafft und erzielen von der kleineren Herde mehr Milch als früher von der großen.

Ja, lieber Freund, meine Rostocker Heide birgt nicht nur Holz und Wild, sondern noch mancherlei: wühlende Schweine, weidende Kühe, Torf zum Ofenheizen, der noch immer auf einen guten Torfkanal wartet; Teer und Pech, für die noch ein guter Teerofen fehlt; Eichenrinde für unsere Lohgerber, die sich leider nur dann von den Stämmen ablösen läßt, wenn sie im Frühjahr gefällt werden, also zur Saftzeit, in der sonst kein Forstmann Bäume niederschlägt. Aber die Heide schenkt uns auch Rohr für Haus- und Scheunendächer. Von dem Rohr oder Schilf laß mich erzählen.

Es ist zum Dachdecken hier unentbehrlich, denn es fehlt an gutem Dachstroh. Wir werben das Rohr auf unseren nassen Brüchen, an denen wir wahrhaftig keinen Mangel haben. Aber um die Brüche kämpfen das Rohr und die Erle. Bekommt die Erle die Oberhand, dann geht das Rohr aus. Steht aber das Rohr recht dicht, dann läßt es keine Erlen mehr zwischen sich hochkommen. Unser bester Rohrplatz ist der Heilige See. Er liegt nicht weit vom Rosenort, da, wo die große Räumde beginnt. Der Heilige See sieht recht unheilig aus, er ist halb verlandet, ganz flach und steht in guten Jahren dicht voll Rohr. Aber der Boden rund um den See ist so morastig, daß das Rohr nur dann geschnitten werden kann, wenn der See eine Eisdecke trägt. Kommt einmal ein Winter ohne Frost — einmal habe ich es erlebt —, dann ist der ganze Rohrreichtum auf dem Heiligen See nicht zu erreichen, nicht auf Booten und nicht auf Planken, wir haben alles vergeblich versucht.

*

Es gibt in meiner großen Rostocker Heide nur wenig Wild. Allzu viel ist in den letzten Jahren abgeschossen worden. Die Hauptschuld trägt der große Wildappetit der Stadt Rostock. Nach dem Wildreglement habe ich dem Ratskollegium und den beiden Quartieren der Bürgervertretung alljährlich insgesamt 40 Stück Großwild zu liefern, und zwar so über das ganze Jahr verteilt, daß die Herren zu allen Jahreszeiten Wildbraten haben. Ferner verschenkt der Rat gern „Ehrenwild". Kommt etwa ein fürstlicher Gast in die Stadt, dann läßt der Rat sich nicht lumpen und verehrt dem Gast ein Fäßchen Wein und ein Stück Wild dazu. Und dann hat noch jeder Bürger das Recht, zu einer Hochzeit seiner Kinder oder zu einem Jubiläum ein Stück Wild nach fester,

niedriger Taxe zu erhalten. Er zahlt für einen Hirsch sechs Taler und für ein Reh zwei Taler. Das nennen sie ihr „Deputatwild".

Dazu kommt noch ein geheiligter Brauch: Die Rostocker Schützenzunft darf sich zu ihren Schmäusen nach dem Königschuß drei Hirsche und sechs Rehe selber schießen. Das spielt sich nach uralter Sitte so ab: Die Herren der Schützenzunft schicken zunächst unsern Jägern und Treibern Bier, Wein und Branntwein und kommen dann selber mit ihren Familien und Freunden zur Treibjagd. Dabei wird so viel unnützer Lärm im Walde gemacht, daß das aufgescheuchte Wild, das von den Kugeln verschont bleibt, über die Grenze in die herzoglichen Wälder flüchtet.

Du siehst: alle wollen Wild haben, Rat, Bürgerschaft, Ehrengäste, Hochzeitsbürger und Schützenzunft. Aber so viel Wild, wie die Rostocker gern verschlingen möchten, ist einfach nicht da. Und wo nichts ist, da hat auch der Rat sein Recht verloren. Man hat schon viel zu viel niedergeknallt und weder Hirschkühe noch Schmaltiere geschont. Man hat die Hirsche zur Brunstzeit weggeschossen, und die Folge war, daß dann die letzten Hirschkühe ins Herzogliche hinüberwechselten. Was aber umgekehrt aus der fürstlichen Waldung zu uns herüberkommt, das wird von meinen Jägern und Jägerburschen, die den ganzen Tag durch die Heide streifen, schon an der Grenze erlegt. Dann heißt es immer: Sonst wäre es ja doch wieder ins Herzogliche entwichen!

Unsere Jäger hießen noch vor fünfzig Jahren Heideschützen. Sie hatten keinen Forstinspektor über sich und haben damals ohne Aufsicht schlimm gehaust und das Wild fast ausgerottet. Heute unterstehen mir fünf Jäger, von denen die jüngeren Holzwärter heißen. Da ich gerade einen neuen Jäger angestellt und vereidigt habe, so kann ich Dir genau sagen, wie solch ein Jäger lebt. Er hat freie Dienstwohnung mit großem Garten, freie Weide für zwei Pferde und fünf Kühe. Er hat freie Heuwerbung auf einer großen Wiese, dann erhält er jährlich achtzehn Scheffel Roggen, zwölf Scheffel Gerste, vierundzwanzig Scheffel Hafer, aber für das ganze Jahr nur hundertzwanzig Taler Gehalt. Abfallholz kann er sich als Brennholz nehmen, seine Schweine kann er zur Eichelmast in den Wald treiben.

Die Jäger verschaffen sich Nebenverdienste. Sie machen Wagenfahrten für die Holzkäufer, sie verkaufen Schinken und Würste, Kälber und Eier, die sie mit manchen Fahrgelegenheiten nach Rostock schaffen können. Bedenklicher ist es, daß ihnen hohe Trinkgelder zugesteckt werden,

wenn sie dem Schiffsbauer und dem Zimmermeister die schönsten Baumstämme heraussuchen, aber wer soll sie daran hindern? Sie haben auch alle einen heimlichen Bierausschank. Ich habe es längst aufgegeben, den Jägern gegenüber den strengen Herrn zu spielen. Ich muß mit ihnen leben, und sie haben so viele Gelegenheiten, mir zu schaden und Kummer zuzufügen, daß es schon besser ist, sich gut mit ihnen zu stellen. Leicht ist das nicht, denn die Einsamkeit im Walde macht die Jäger zu harten Querköpfen, aber allmählich werde auch ich einer.

Vor Jahren besuchte mich aus dem Preußischen ein alter Forstmeister und sagte: „Rohr und Teer, Lohe und Torf und Schweinemast, das sind lauter lächerliche Nebendinge. Um die mögen sich die Förster kümmern. Auch das Wild ist mir gleichgültig, mögen andere es totschießen. Ein rechter Forstmeister ist nur Holzmensch. Aus dem Holz zieht er den Gewinn, der alles andere trägt. Bäume will ich ziehen und Bäume pflegen, alles andere ist dummes Beiwerk!" Ich habe damals heimlich gelächelt über den fanatischen alten Herrn. Heute verstehe ich ihn. Wer freie Hand in seinem Walde hätte, der sollte sein gesamtes Leben den Bäumen widmen. Er käme zu nichts anderem.

•

Holz, Holz! Bäume, Bäume! fordern sie von mir in Rostock. Viel mehr als ich liefern kann. Aber auch für die Rostocker Stadtdörfer soll ich Holz schaffen. Jammerschade, daß nicht jedes Dorf seinen eigenen Wald hat! Nun soll ich der Retter sein. Bauholz für Wohnhäuser, Scheunen und Ställe, Holz für Brücken, Pfosten und Zäune, dazu noch Brennholz, alles soll ich für die Stadtdörfer schaffen.

Rostock besitzt viele Güter und Dörfer. Wohl keine Stadt im ganzen Ostseegebiet hat solch gewaltigen Landbesitz. Auf den Dörfern habe ich viel zu tun. Alljährlich muß ich mit anderen Sachkundigen die Dorfgebäude besichtigen, denn alles auf den Dörfern gehört der Stadt und ist verpachtet. Wir beschließen, was ausgebessert, abgebrochen und neu gebaut werden soll. Das Holz dazu schaffe ich. Zu Rostocks Stadtdörfern kommen noch die Güter und Dörfer der Rostocker Hospitalien vom Heiligen Geist und vom Sankt Georg. Weißt du eigentlich, was Hospitalien oder Hospitäler sind? Ursprünglich Wohlfahrtsanstalten der Kirche, die ihr Riesenvermögen in Landbesitz anlegte, mit der Zeit nur noch große Gutsverwaltungen unter der Aufsicht der Stadt. Auch die Hospitaldörfer muß ich besuchen. Zu ihnen gehört zwar ein wenig Wald, aber Holz aus der Heide brauchen auch die Hospitäler.

Heute, lieber Freund, sollst Du mich auf einer Rundfahrt durch einige Stadtdörfer begleiten. Noch sind sie vom Kriege unberührt. Wer weiß, wie sie bald aussehen, wenn erst der Feind im Lande ist!

Wir fahren zunächst nach Willershagen. Das Gut, das Dorf, und der im Halbkreis um das Dorf liegende schöne Wald war hundert Jahre lang an das Kloster Ribnitz verpfändet und ist erst vor 25 Jahren wieder eingelöst worden. Seit dieser Zeit gibt es für den Willershäger Wald, der an die Rostocker Heide stößt, ein besonderes Forstkollegium. Das ist mir vorgesetzt, ebenso wie das der Rostocker Heide, und so muß ich zweien Herren dienen. Oft habe ich vorgeschlagen, diese beiden Kollegien zu vereinigen, aber es geschieht nicht. Warum auch eine Sache vereinfachen, wenn sie sich verzwicken läßt?

Aus dem Willershäger Wald fahren wir südwärts nach Vogtshagen zu einem Trauerspiel. Hier hat das Hospital zum Heiligen Geist vor 50 Jahren die meisten Bauern gelegt, weil sie ihre Pacht nicht zahlen konnten, und hat aus ihrem Land ein großes Pachtgut gemacht. Die armen gelegten Bauern sind hofdienstpflichtig geworden, und auch die letzten fünf Bauern, die man auf ihren Höfen gelassen hat, haben Hofdienste erhalten. Wir fahren durch den Hospitalwald von Cordshagen weiter durch Herzogsland und Klosterland zu den großen Rostocker Stadtgütern Bentwisch, Bartelsdorf und Kassebohm. Siehst Du dort die junge Schonung? Da habe ich vor ein paar Jahren ein neues Gehölz angelegt. Wir haben ein großes Stück Land mit Sandboden von Kassebohm und Riekdahl abgetrennt und unter meiner Leitung mit jungen Kiefern besät. Es ist ein langgestreckter Hügel, den sie den Kramonsberg nennen, und meine Schonungen heißen schon jetzt die Kramonstannen. Ich habe das Ganze mit einem breiten Graben umgeben und die früher hindurchführenden Wege alle sperren lassen, damit keiner das Wachstum meiner jungen Kiefern stört. Wir aber fahren einmal ringsherum und auch vorsichtig hindurch, denn Du mußt doch das Werk meiner Hände bewundern.

Jetzt kommt eine lange Fahrt, denn wir wollen noch zwei Reichtümer von Sankt Georg besuchen und mit ihnen den Tag beschließen, das sind Schlage und Göldenitz, beide über zwei Meilen südöstlich von der Stadt. Schlage ein fettes Bauerndorf, auf jedem Strohdach ein Storchnest. Aber Göldenitz ist mir wichtiger, denn dazu gehört mein geliebtes Göldenitzer Moor. Das ist ein weltentlegenes Paradies, das nie ein Fremder betritt. Da gibt es Sumpfhühner und Reiher und andere Vögel, die Du sonst nirgends findest. In dem kleinen Waldstück neben dem Moor horsten die Reiher, die weiten Erlenbrüche sind undurchdringlich. Du kannst Dir einbilden, in Rußland zu sein, so still und menschenleer ist es hier.

Wir sind am Ende. Du hast heute etwas von dem gesehen, was Rostock östlich der Warnow besitzt. Zurück nehmen wir die alte Landstraße, die von Demmin in Pommern herkommt und auf der die Postwagen fahren. Wir kommen noch einmal durch das hochgelegene Kassebohm und sehen die Stadt Rostock mit ihren Kirchen und Toren zu unsern Füßen.

Vorbei am Weißen Kreuz, unserer alten Studentenkneipe. Denkst Du noch an die schöne blonde Schenkin, die uns da die schäumenden Bierkrüge reichte? Die Pferde greifen aus. Sie wissen, daß die Stadt nahe ist und der Stall und der Hafer. Entlang am Mühlendamm mit seinen Wassermühlen und ihrem ewigen Geklapper und dem Brausen um die Räder. Und nun durchs Mühlentor in die Stadt hinein! Aber bekomme keinen Schreck, lieber Freund, unser altes Mühlentor steht nicht mehr. Ein neues Ding ist da entstanden, sie nennen es ein zeitgemäßes Portal. Davon erzähle ich Dir, wenn wir erst in der Herberge beim Kruge Bier sitzen. Wir fahren an der Nikolaikirche vorbei, hinauf die Wasserstraße, über den Markt und machen Halt in der Steinstraße vor der Hamburger Herberge. Da habe ich beim Gastwirt Markus schon vor acht Tagen Quartier bestellt, denn Rostock ist überfüllt mit fremden Gästen. Wir steigen aus. Der Wärter mit der langen Lederschürze führt unsere Pferde in den Stall, und wir machen Rast. Wenigstens einen vollen Tag, damit die Gäule neue Kräfte sammeln für unsere zweite Landfahrt.

So! Nun haben wir uns vom Reisestaub befreit und freuen uns, daß wir einen Platz am Fenster gefunden haben. Da sehen wir die Rostocker Bürger, wie sie in der Mitte der Straße auf dem breiten Stein nach Hause eilen zum Abendessen. Und während unser Schweinebraten schmort, erquicken wir uns an einem kühlen Trunk Rostocker Bieres, und ich erzähle Dir, wie man vor fünf Jahren das alte Mühlentor zum Tode verurteilt hat.

Es war um die Zeit unserer Butterrevolution. Die Kaufleute und Reeder wurden reich. Die meisten wollten sich

mit dem überflüssigen Gelde neue Häuser bauen. Es wurde soviel gemauert, daß die Ziegelsteine knapp wurden. Da entdeckte der reiche Schiffsreder Peter Burchard einen neuen Weg, sich Mauersteine zu verschaffen. Er machte dem Rat den Vorschlag, er wolle auf seine Kosten das Mühlentor abreißen lassen und ein zweckmäßigeres neues Tor bauen, wenn man ihm dafür die Steine aus dem alten Tor überließe. Er redete immer nur vom häßlichen und baufälligen Mühlentor, das die ganze Gegend verunziere und für den Wagenverkehr viel zu eng sei. Man verlangte, er solle eine Zeichnung des neuen Mühlentors vorlegen, so wie er es sich denke. Das tat er, und siehe, zu dem neuen Tor gebrauchte er sehr wenig Steine: Nur zwei große, dicke Säulen wollte er als Stützpunkte für die Torflügel. Die Säulen soweit auseinander gerückt, daß tatsächlich für den Wagenverkehr viel Platz gewonnen wurde. Die Säulen so, wie man jetzt baut: Griechisch-römisch, oben mit Urnen abgeschlossen. Der Rat sagte schließlich ja, Burchard riß das alte Tor ab, baute sich aus den gewonnenen Ziegelsteinen ein schönes Wohnhaus und setzte an Stelle des Mühlentors die beiden Säulen, die nun die Torflügel tragen. Du hast es ja gesehen. Neumodisch und zierlich sieht es aus, aber mir fehlt das alte, wuchtige Tor, wenn es auch eng und düster war.

Was dem Burchard gelungen war, das versuchten nun auch andere. Ein Reeder wollte das Petritor abbrechen und nannte es alt und baufällig. Aber der Bauberater der Stadt, unser alter Professor Schadelock, berichtete, das Petritor sei ganz fest und könne noch Jahrhunderte überdauern. So ist aus dem Plan nichts geworden, und das Petritor steht noch heute.

Aber von unseren Stadttoren haben sie inzwischen das alte Mönchentor abgebrochen und durch ein neues ersetzt. Das alte stand schon recht schief, so daß dem Strandwärter, der oben im Tor seine Wohnung hatte, auf dem Tische immer die Lampen und Gläser umfielen. Weißt Du, daß wir vor gut zweihundert Jahren beinahe ein herrliches, neues Mönchentor erhalten hätten, so groß und schön wie unser Kröpeliner Tor? Ich habe es auf einem alten Wandbilde gesehen, das in unserem Ratsarchiv liegt und das ein gewisser Vicke Schorler gezeichnet hat. Der hat schon das neue Tor in sein Stadtbild mit hineingemalt, so wie es geplant war, aber

in Wirklichkeit ist damals das alte Mönchentor stehen geblieben, das sich in unsern Tagen auf die Seite neigte und umfallen wollte. Der Rat unserer Stadt hat es im Jahre 1802 abgebrochen und ein neues gebaut. Da gerade in der Mönchenstraße die Schiffsreeder und Kaufleute sich Wohnhäuser bauten, so wurde ihnen das Tor angepaßt. Es ist ein solides, schönes Bauwerk geworden, mit den unvermeidlichen Urnen auf dem Dache. Oben im Tor ist auch wieder eine Strandwärterwohnung.

Man wollte an dieser Stelle etwas Zeitgemäßes und Ansehnliches wohl auch deshalb errichten, weil hier am Mönchentor ja der Mittelpunkt unseres Pfingstmarktes ist, und dann jeder Fremde durch das Tor hindurch muß. Lieber Freund, es wäre wirklich Zeit, daß Du einmal wieder unsern Rostocker Pfingstmarkt erlebtest! Ich besuche ihn regelmäßig Jahr für Jahr, immer mit Frau und Kindern, und alle kehren wir reich beladen mit guten und schlechten Jahrmarktwaren nach Hause. Es ist auf dem Pfingstmarkt nicht viel anders als zu unserer Jugendzeit: Wilde Tiere und bunte Wachsfiguren, Schauerbilder und Schaukeln. Jetzt gibt es auch Karussells, das sind große Drehscheiben mit Wagen und Holzpferden darauf. Noch immer wie früher gellende Musik und Ausschreier, Wunderdoktoren und Tausendkünstler und Seiltänzer, und in allen Verkaufsbuden die Juden, die nur dieses eine Mal im Jahre Rostock betreten dürfen. Sie kommen zum Pfingstmarkt in großen Scharen. Draußen vor dem Steintor im Gasthaus „Altona" an der Reiferbahn versammeln sie sich schon tagelang vorher, geben dort ihre Judenbälle und warten auf die Stunde, da am Pfingstmontag der Nachmittagsgottesdienst zu Ende ist und mit allen Kirchenglocken der Pfingstmarkt eingeläutet wird. Dann strömen sie durchs Tor in die Stadt und bauen ihre Tische und Buden auf, handeln vierzehn Tage lang und kehren mit gutem Verdienst heim, die meisten nach Hamburg.

Ihr habt auch in Petersburg einen berühmten Jahrmarkt mit buntem Volkstreiben und vielen Herrlichkeiten. Du magst jetzt verwöhnt sein, aber dennoch glaube ich: Wenn wir beide wieder Arm in Arm durch das Gewühl des Rostocker Pfingstmarktes gingen, wir hätten wieder unsere helle Freude daran, wie einst als junge Studenten.

*

Du bist noch immer bei mir, lieber Freund, im Geiste so nahe wie je. Wir sind nun einen Tag durch die Straßen Rostocks gewandert, die Pferde haben sich ausgeruht, und ein neuer blauer Septembertag soll uns durch das Rostocker Landgebiet westlich der Warnow führen. Wir besteigen den Wagen, hüllen uns in warme Decken und fahren früh am Morgen zum Steintor hinaus.

Zunächst nach Gragetopshof. Bei diesem Kämmereigute denke ich immer an den Mordstein auf dem Neuen Markt in Rostock. Du entdeckst ihn nahe der Koßfelder Straße im Pflaster: ein Stein mit einem eingehauenen Kreuz. An dieser Stelle ist vor 200 Jahren ein Mord geschehen. Der Pächter von Gragetopshof, ein vornehmer junger Herr, hat hier aus Eifersucht und Zorn einen andern jungen Herrn erstochen, der grade nach seiner Trauung aus der Marienkirche kam und mit seiner jungen Frau und allen Hochzeitsgästen feierlich über den Markt schreiten wollte. Hier, wo der Stein liegt, lag der junge Ehemann in seinem Blute. Der Mörder aber ist entwichen und ist in fremden Kriegsdiensten ein hoher Offizier geworden.

Das Hospital zum St. Georg hat hier südlich von Rostock ein schönes Bauerndorf mit einem kleinen Wald: es ist Niendorf, an der Straße nach Schwaan. Wir freuen uns an den traulichen Strohdächern und an den behäbigen Bauern in ihrer alten Tracht. Sie haben es gut, denn weit und breit hat das Hospital keine Höfe, auf denen die Niendorfer Dienste verrichten könnten, und so leben sie unbehelligt. Das gilt auch für das nahe Lütten-Stowe, das aber dem andern Hospital gehört, dem zum Heiligen Geist, und nun kommen wir ganz in das Reich des Heiligen Geistes. Ihm gehören Groß-Schwaß, Barnstorf und Bramow. So weit jetzt das Auge reicht, ist alles Heiligengeistfeld. Es reicht im Osten bis an die Mauern der Stadt.

Während wir durch Bramow fahren, haben wir zur Rechten die breite Warnow. Ist es nicht eine Freude, auf dem Strom alle die Segler zu sehen, die da stromauf, stromab streben? Aber mir ist leider, als triebe alle diese Schiffe schon eine ruhelose Angst vor dem nahenden Krieg, und als wollten sie, solange der wankende Friede noch steht, rasch ihre letzte Fahrt wagen. Wir fahren weiter nach Norden, noch immer den blauen Strom zur Rechten, und kommen durch das herzogliche Dorf Marienehe. Hier hat einst das reiche Kartäuserkloster gestanden, dem alle Dörfer der Umgegend gehörten, aber das ist seit Luthers Zeit vorbei, und der lachende Erbe von all dem Klosterreichtum ist unser Herzog geworden.

In Groß-Klein haben wir wieder Rostocker Boden unter den Füßen. Da, ganz nahe, ragt schon der Kirchturm von Warnemünde, aber gradeaus kommen wir zu Lande nicht durch. Das Wasser des Breitlings schiebt sich dazwischen. Mit einem Boot wäre es gar nicht weit. Wir müssen nach Westen den weiten Umweg über Elmenhorst und Diedrichshagen machen, und das sind nun unsere letzten Rostocker Dörfer. Sie haben vor 50 Jahren ihre große Zeit gehabt. Damals wollte ihr Grundherr, das Hospital zum St. Ge-

auch in Elmenhorst und Diedrichshagen die Bauern legen und große Pachthöfe schaffen. Alles war schon bereit. Der Feldmesser hatte schon seine Arbeit getan, die Pächter waren ausgewählt, und die Bauern sollten ihr Land räumen. Aber da haben sie sich fest zusammengeschlossen und geschworen, nicht aus ihren Höfen zu weichen und sich lieber totschlagen zu lassen. Sie haben sich mit Beilen bewaffnet vor dem Dorfeingang aufgestellt und die Pächter nicht hineingelassen. Sie haben den Herzog zur Hilfe gerufen, sie haben Prozesse angestrengt, sie haben gebeten und gedroht, . . . und das Ende vom Liede war, daß den Herren im Hospital die Lust zum Bauernlegen verging. So haben wir hier noch unverfälschte Bauerndörfer von alter Art. Wir wollen ganz langsam hindurchkutschieren und uns freuen an den knorrigen Männern und den stolzen Frauen. Sie haben die Scholle ihrer Väter festgehalten, und mit etwas Strandräuberei und Schmuggelhandel schlagen sie sich recht gut durch.

Wir aber, lieber Freund, haben unsere Rundfahrt beendet. Wir übernachten in Warnemünde bei dem Vogt, der mir ein guter Bekannter ist, und morgen lassen wir uns mit unserem Wagen über den Strom setzen und fahren am Ostseestrande entlang bis Markgrafenheide und dann durch den Wald nach Rövershagen zurück. Und wenn uns alle die Dorfnamen durch den Kopf wirbeln wollen, dann nehmen wir die große Mecklenburgkarte, die uns Herr von Schmettau geschaffen hat, und überblicken noch einmal das große Landgebiet unserer lieben Heimatstadt.

*

Rövershagen, den 1. November 1806.

Lieber Freund! In fliegender Eile und mit bebendem Herzen schreibe ich dieses. Wir werden Kriegsschauplatz. Reste der preußischen Armee, die bei Jena und Auerstädt vor vierzehn Tagen zerschlagen worden ist, retten sich durch Mecklenburg an die Küste. Die verfolgenden Franzosen sind ihnen auf den Fersen.

Aber eben kommt ein Bote auf Schleichwegen — er ist den Soldaten ausgewichen — und bringt die Nachricht, daß heute eine Rostocker Brigg nach St. Petersburg ausfährt. Sie ankert noch auf der Reede von Warnemünde. Der Schiffer will diesen Brief an Dich mitnehmen. Er will versuchen, vor Winters Einbruch Eure Stadt zu erreichen. Wenn das Eis im Finnischen Meerbusen schon zu dick sein sollte, dann hofft er wenigstens bis Reval zu gelangen und dort zu überwintern. Sicherer als in Rostock scheint es ihm da zu sein. In Warnemünde erreicht ihn mein Briefbote, wenn er an den Dünen entlangreitet. Eine knappe Stunde habe ich noch Zeit zum Schreiben. Heute nacht soll dieser Brief schon auf hoher See sein und in einigen Wochen vielleicht in Deinen Händen. Aber weiß ich denn überhaupt, ob Du noch in St. Petersburg bist?

Nachdem Du vor fünf Jahren erzähltest, daß Du Dir in Rußland ein Haus gebaut hast und dort mit Deiner jungen Frau eingezogen bist, habe ich nur zwei ganz kurze Briefe von Dir erhalten. Der letzte Brief meldete, Du seiest im Jahre 1805 mit der russischen Armee als Arzt ins Feld gerückt, seiest durch Wien gekommen und habest nach der großen Schlacht bei Austerlitz grausige Wunden bei Tausenden von Soldaten gesehen und habest mit Deinen Händen nur wenig helfen und retten können. Seitdem habe ich von Dir keine Nachricht.

Nun aber heißt es ja, daß Rußland das geschlagene Preußen nicht im Stich läßt und daß Eure Armee in Ostpreußen steht. Ob das wahr ist? Und ob Du wieder dabei bist? Der Krieg wirbelt die Menschen durcheinander. Ferne Freunde verlieren sich aus den Augen. Trotzdem geht dieser Brief ab wie immer. Irgendwo und irgendwann mag er Dich erreichen.

Ich habe viele Jahre in Frieden Bäume gepflanzt und Bäume gefällt, habe Berichte geschrieben und Frau und Kinder gehegt und mich um die Politik der großen Welt wenig gekümmert. Seit einem Jahre ist das anders. Da ist so viel an ungeheuren Dingen geschehen, daß wir alle hineingerissen werden in die Räder der Weltgeschichte. Nun liegt auch Preußen am

Boden. Die Franzosen, die hier im Lande erscheinen, treten auf wie in Feindesland. Rostocker Kaufleute meinen, wir hätten beizeiten den Kniefall vor Napoleon tun sollen, jetzt sei es zu spät. Ich aber sage, es ist gut so. Wenn wir schon untergehen, dann als stolze Männer und nicht als winselnde Knechte.

Hier wird die ganze Küste von Franzosen besetzt. In den Dörfern der Umgegend wird geplündert. Dicht an Röversshagen zog ein französisches Streifkorps unter dem General Savary vorbei. Noch sind wir selber verschont geblieben. Einige Tage war meine Familie nach Markgrafenheide geflüchtet. Warnemünde liegt voller Franzosen. Ob dieser Brief trotzdem durchkommt?

Draußen ziehen Viehherden vorbei. Das sind die Kühe aus dem herzoglichen Dorf Mönchhagen, die von den Bauern in die Rostocker Heide getrieben werden. Ich verwehre es ihnen nicht. Jetzt gibt es nicht mehr städtische Forsten und herzogliche Dörfer, sondern wir sind nur noch deutsche Landsleute, die einander helfen müssen.

Der Bote muß fort, ich schließe den Brief und umarme Dich, lieber, teurer Freund! Meine Frau grüßt Dich und Deine liebe Frau. Unter den Prüfungen, die der Himmel uns schickt, wollen wir aufrecht bleiben.

Dein Hermann Friedrich Becker.

FÜNFTES KAPITEL: 1811

Röversshagen, den 29. Dezember 1811

Herzensfreund! Ein stilles Weihnachtsfest liegt hinter mir. Unser Land ist tief im Schnee begraben. Die letzten Tage des Jahres versuche ich immer, mir einen Ueberblick zu schaffen über das, was dieses Jahr mir gegeben und genommen hat. So wie der Kaufmann am Jahresende seine Bestände aufnimmt und seinen Abschluß macht. Damit bin ich fertig. Das ganze Jahr 1811 ist mir noch einmal lebendig geworden mit all seinem Leid. Drei Tage habe ich noch Frist, Versäumtes aus diesem Jahre nachzuholen. Versäumt habe ich bisher den Fünfjahresbericht an Dich, der fällig war. Aber er soll noch vor Jahresschluß fortgehen, das habe ich mir fest versprochen.

Deinen beschaulichen Brief habe ich schon im Sommer erhalten. Ihr habt in Rußland fünf Friedensjahre gehabt. Deine acht Kinder wachsen heran und machen den Eltern Freude. Ihr habt die Sommermonate auf Eurem Gut in Estland und den Winter in Petersburg gelebt. Du bittest immer wieder, ich solle Dich besuchen. Ich wage es nicht, meinen Wirkungskreis auf längere Zeit zu verlassen, er hält mich allzu fest. Vielleicht später, wenn ich mich aus ihm herauslöse und die Arbeit jüngeren Männern überlasse. Aber noch gehören wir nicht zu den Alten. 45 Jahre sind wir beide alt, in der Vollkraft unserer Manneszeit, in jenem Abschnitt des Lebens, da die Augen besonders klar und kühl geworden sind, um die Wirrnisse der Welt zu durchdringen.

*

Wenn man unter Krieg nur Blutvergießen versteht, dann haben auch wir fünf Friedensjahre genossen. Und doch war es Kriegszeit, denn es waren Jahre der Knechtschaft für die Unterlegenen. Du drängst mich in Deinem Brief, Dir aus-

führlich zu erzählen, was ich und meine Rostocker Heide und unsere liebe Vaterstadt in diesen Jahren der Schmach erlitten haben. Wir haben es nicht besser und nicht schlechter gehabt als das übrige Deutschland. Aber es war kein graues, stumpfes Sklaventum, kein eintöniges Kettenrasseln der Gefesselten, nicht ein unmännliches Klagen und Jammern. Es war ein Auf und Nieder von Furcht und Hoffnung, von Schatten und Licht. Den Ueberblick, den Du verlangst, sollst Du haben. Ich kann ihn nur dadurch geben, daß ich mein Tagebuch zur Hand nehme. Sonst wüßte ich nicht immer zu sagen: Dann war dieses und dann war jenes. Ich will kurz zusammenfassen, was uns die einzelnen Jahre gebracht haben.

*

1807: Preußen zerschlagen am Boden. Die großen Festungen haben den Siegern ohne einen Schuß die Tore geöffnet. Eine Stadt hat mich getröstet. Sie liegt nahe an der Ostsee wie wir. Kolberg hat mannhaft widerstanden und sich bis zum Frieden gehalten. Ein Kolberger Schiffer war hier. Er hat uns erzählt, was in seiner Stadt die Bürger und die Soldaten geleistet haben. Uns allen waren die Augen feucht, aber das Herz schlug wieder freier bei dem Gedanken, daß es noch Männer gibt.

In Tilsit haben zwei Kaiser die Welt geteilt. Sie haben Mecklenburg am Leben gelassen. Unser Herzog ist in sein Land zurückgekehrt und sitzt wieder auf seinem Thrönchen. Aber nicht umsonst. Wir gehören seitdem zum Rheinbund. Das heißt auf deutsch: Wir sind Knechte Frankreichs geworden. Freilich, dem Namen nach sind wir seine lieben Verbündeten. Dem Herzog haben sie einen französischen Intendanten an die Seite gesetzt, er ist der wirkliche Herr im Lande. Er war auch bei mir im Hause, der Herr Brémont. Er war auch in Rostock und ist von der Universität zum Ehrendoktor ernannt worden. Nicht nur die geprügelten Hunde wedeln mit den Schwänzen und lecken die Stiefeln ihrer Herren. Du solltest lesen, was damals geschrieben wurde: Europa endlich vereinigt! Unter der Führung des größten Mannes der Weltgeschichte! Nur Rußland und England noch außerhalb des großen, neuen Reiches! Das ganze übrige Europa ein Volk von Brüdern!

Unsere Schiffahrt ist tot! Auf hoher See kaperten die Franzosen und die Engländer um die Wette. Zum zweiten Male haben die Engländer Kopenhagen in Brand geschossen. Der Sund wurde gesperrt, aber das war uns gleichgültig, unsere Schiffe lagen ja doch im Hafen am Pfahl und verfaulten.

1808: Friedhofsruhe in ganz Europa. Nur in Spanien kämpfen sie noch in den Bergen um ihre Freiheit. Aber aus Preußen dringt seltsame Kunde, aus dem gefesselten und zerstückelten Preußen! Dort heben sie die Leibeigenschaft der Bauern auf. Sie schaffen für die Soldaten den Stock und die Spießruten ab. Sie machen bürgerliche Menschen zu Offizieren. Sie lassen die Bürger mitarbeiten am Wohl ihrer Stadt. Aus einem Preußenhasser werde ich ein Preußenbewunderer.

Wir in Rostock haben andere Dinge im Kopf: Wir müssen den Franzosen plötzlich 50 Rostocker Schiffe stellen. Schwierig wird die Erdkunde. Wir bekommen neue Landkarten und müssen umlernen. Wo liegen Magdeburg, Hannover und Halle? Sämtlich im Königreich Westfalen! Du denkst, in Westfalen liegen Städte wie Dortmund, Soest und Arnsberg? Falsch! Die liegen im Großherzogtum Berg! Wo aber liegen Osnabrück, Münster und Köln? Im Kaiserreich Frankreich! Das ist unsere neue Erdkunde! Es ist nicht zum Lachen, sondern zum Weinen!

Als Forstinspektor darfst Du kein saures Gesicht machen, wenn hohe französische Offiziere in prächtigen Karossen mit Frauen und Dienern bei Dir vorfahren, um Hirsche zu schießen. Nein, Du hast sie liebenswürdig zu begrüßen und ihnen guten Wein vorzusetzen, und dann hast Du Jäger und Treiber zusammenzurufen und dafür zu sorgen, daß die hohen Herren Jagdtrophäen mit nach Hause bringen. Den Damen aber darf Deine Frau Süßigkeiten anbieten.

*

Das Jahr 1809 war für uns ein leichteres und besseres als die anderen Jahre. Oesterreich erhob die Waffen gegen Frankreich, und aus Mecklenburg zogen alle Franzosen ab, weil sie an der Donau gebraucht wurden. Da haben wir uns einen langen Sommer hindurch einbilden

können, wieder freie Menschen zu sein. Es war eine herrliche Zeit, wenn es auch nur ein Traum war. Unsere Schiffe konnten ausfahren, wenn sie für die Ladung eine Kaution stellten. Auf einmal war wieder Leben im Rostocker Hafen. An der Küste haben wir bei Markgrafenheide und bei Rosenort auf den Dünen gestanden und die Segel gezählt, die wir da draußen auf dem Meere sahen. Am liebsten aber war ich auf den Kaufmannsbrücken in Rostock, um mit eigenen Augen das Leben und Treiben auf der Warnow zu sehen. Wir bildeten uns ein, eine neue Zeit habe begonnen.

Durch die Tore aber drangen eines Tages andere Soldaten, keine Franzosen! Es war der preußische Major Schill mit einer stattlichen Schar deutscher Männer. Sie wollten das ganze Land mit sich fortreißen zum Freiheitskampf gegen Napoleon. Sie hatten mehrere Tage die Stadt besetzt. Sie holten alles hervor, was sie an Lebensmitteln, an Tuchen für Uniformen und an alten Kanonen fanden, dann aber ging es in Eile weiter nach Stralsund, denn die Verfolger waren hinter ihnen. Viele junge Leute jubelten ihnen zu, einige schlossen sich an, aber die Herren im Rat konnten nur finstere Gesichter machen und sich ein paar Tage fügen, denn sie wußten, daß hinter dem Major Schill keine Macht stand. Bald ist ja der kühne Mann dann in Stralsund überwältigt worden.

Wir hörten auch von Andreas Hofer und dem Freiheitskampf der Tiroler, und wir hörten, daß Napoleon bei Wien geschlagen sei, aber es war lauter eitle Hoffnung. Die Franzosen blieben doch zuletzt die Sieger, und am Ende des Jahres kehrten sie auch nach Rostock zurück und an unsere Seeküste. Und da war es wieder vorbei mit der Rostocker Schifffahrt. Von Warnemünde bis zum Fischland setzte sich eine Postenkette mit vielen Zollwächtern fest, um das Land abzusperren von der See. Franzosen waren darunter nur wenige, die meisten waren Rheinbundtruppen aus Hessen und Schwaben. An der ganzen Küste meiner Rostocker Heide stellten sie Alarmstangen mit Teertonnen auf, um Signalfeuer anzuzünden. In Rostock sperrten sie die Tore. Auf den Jakobikirchturm setzten sie einen Wachtposten. Wir glaubten alle, die Engländer würden in Warnemünde landen, aber sie kamen nicht.

•

1810: Das war das Jahr der schwersten Einquartierungen. Ich hatte monatelang in meinem Hause einen Hauptmann, einen Leutnant und 33 Mann. Sie kamen im Hochsommer und blieben bis zum Jahresende. Sie verlangten täglich Fleischsuppen, Braten und Weißbrot, die Offiziere auch täglich Wein. Und wehrlos war ich, wenn die Herren in den Wald zogen und das Wild nicht waidgerecht erlegten, sondern meist nur krankgeschossen

Unsere Jäger in Markgrafenheide und Torfbrücke hatten die Häuser voll von Zollbeamten und Soldaten.

Aber schlimmer noch stand es mit den Einquartierungen in Rostock. Dabei ist manch einer bettelarm geworden. Neben den Lebensmitteln für die Soldaten und Offiziere mußten immer neue Steuern und Kontributionen aufgebracht werden. Es nutzte gar nichts, zu murren. Besser war es, so zu tun, als trügen wir alle schwer, aber gern die großen Opfer für das glorreiche neue Europa. Dann ließ sich manchmal eine Erleichterung erreichen, besonders wenn einem hohen Herrn ein Extrageschenk zugesteckt wurde.

Zweimal wurde in diesem Jahre Rostock nach englischen Waren durchsucht. Durchwühlt wurden alle Speicher und Lagerkeller. Auch das wurde weggenommen, was schon vor vielen Jahren erworben war. Es wurde alles angeblich nach Frankreich geschafft, aber wir wissen, daß das meiste unterwegs hängen geblieben ist an den Händen der Proviantmeister und Intendanten. In diesem Jahre mußten wir wieder neue Erdkunde lernen: Lübeck, Hamburg und Bremen waren Städte des Kaiserreichs Frankreich geworden.

*

Und nun, lieber Freund, kommt das Jahr 1811, das in wenigen Tagen zu Ende geht. Es war das schlimmste aller dieser Jahre. Freilich, der März brachte den Rostockern eine große Festlichkeit: da wurde die Taufe des französischen Kaisersohnes mit einer Messe in der Marienkirche, einer Truppenparade und einem Ball in der Sozietät gefeiert. Manche nahmen teil, nur um öffentlich zu zeigen, daß sie gehorsame Diener der Franzosen waren. Ich konnte mich das ganze Jahr vor französischen Besuchern kaum retten. Einmal kam der Divisionsgeneral Friant mit vielen Offizieren und Dienern. Sie schossen vier Rehböcke. Bald darauf hatte ich die Ehre, in meinem Hause den Marschall Davoust zu begrüßen, der jetzt Herzog von Auerstädt und Fürst von Eggmühl heißt. Er kam mit seiner hohen Gemahlin und dem Erbprinzen von Mecklenburg, mit sieben Generalen und einer Menge anderer Offiziere. Sie fuhren in zehn Prachtkutschen vor, jeder Wagen mit vier Pferden bespannt. Dann kamen noch die Wagen für die Dienerschaft. **Sie haben mich völlig kahl gefressen.**

Wir haben in diesem Jahre auch eine seltsame Menschenjagd erlebt. Es wurden plötzlich 600 Rostocker Seeleute für französische Schiffe gefordert. Gestellt wurden schließlich weniger als 100, weil alles geflüchtet war. Große Prämien hat der Rat ausgesetzt für den, der freiwillig ging, und für den, der einen flüchtigen Schiffer zur Stelle schaffte. Es hat wenig genützt. In der Rostocker Heide hat es damals von versteckten Seeleuten gewimmelt. Wir haben keinen verraten und manchen Hungernden satt gemacht.

Vor vier Monaten, Ende August, kam vom französischen Oberkommando der Befehl an den Herzog und den Rostocker Rat, bei Barnstorf ein Lager von 800 Holzbaracken für 10 000 Mann und für 500 Pferde zu schaffen. Die Kosten hatte das ganze Land Mecklenburg zu tragen. Es wurde ein Raum abgesteckt, der von Barnstorf bis zum Klosterbach und von der Kayenmühle bis zum Tannenkamp am Parkentiner Weg reichte. Was rings herum an Tannen stand, sollte als Bauholz für die Baracken abgeholzt werden. Ich hatte es abzuschätzen. Es reichte nicht entfernt. Aus der Rostocker Heide und aus den Doberaner Wäldern kam noch viel Holz hinzu. Aus ganz Mecklenburg aber strömten die Wagen mit Heu und Stroh, mit Korn und Mehl und lebendem Vieh in Barnstorf zusammen. Alles Bier für das Lager wurde in Rostock gebraut. Schon Ende September war alles fertig, und im Oktober übten die Soldaten vor dem Marschall Davoust. Napoleon selbst wurde erwartet, er kam aber nicht.

So hatten wir auf einmal vor den Toren Rostocks eine zweite Stadt, die mit ihren Barackenstraßen und ihren 10 000 Einwohnern fast eben so groß war wie unsere Vaterstadt. Für die Rostocker war das eine Erleichterung, denn alle Häuser waren vorher vollgestopft mit Einquartierten, die nun ins Lager kamen. Die Rostocker Gastwirte und Krämer richteten am Rande des Lagers Ausschankstätten und Verkaufsbuden ein und haben sehr viel Geld verdient. Loses Dirnenvolk aus dem ganzen Lande fand sich am Lager zusammen. Weit und breit wurden alle Aecker und Felder zertreten und zerstampft. Im November hatten die Soldaten des Lagers in meilenweitem Umkreis schon alle Bäume abgehauen, um sich Brennholz zu verschaffen. Aber vor vierzehn Tagen wurde es so kalt, daß sie das Lager räumen mußten. Seitdem sind in Rostock wieder alle Häuser voller Soldaten.

Heimliches Gerede hört man überall: der Kaiser plane einen großen Krieg gegen Rußland. Ganz Europa solle gegen die Russen marschieren, und solche Lager wie das Barnstorfer seien schon die Vorbereitungen dazu. Ich glaube noch nicht daran.

Einen Angriff der Franzosen auf das Holz unserer Rostocker Heide habe ich im Jahre 1807 abgeschlagen. Darauf bin ich stolz und will Dir die Geschichte erzählen. Der französische Intendant in Schwerin hatte den Gedanken, es müsse sich durch einen außergewöhnlich großen Holzabhieb in der Rostocker Heide für die Franzosen eine leichte Kriegsbeute machen lassen. Von dem Schreiben des Intendanten an die Stadt habe ich mir eine Abschrift aufbewahrt. Es lautete kurz und bündig:

Schwerin, 7. février 1807.

Messieurs! Veuillez, je Vous prie, au reçu de la Présante me présenter un rapport détaillé sur la fôret de Rostock, Quelles sont les coupes à faire? Quel avantage peut elle offrir dans son exploitation? J'ai l'honneur de Vous saluer avec une haute considération.

L'intendant du Mecklembourg
Brémont.

Man rief mich durch einen reitenden Boten nach Rostock. Ich habe mit dem worthabenden Bürgermeister und den Heideverwesern lange beraten und bin schließlich beauftragt worden, den Bericht an den Intendanten zu machen. Natürlich in deutscher Sprache. In diesem Bericht habe ich in aller Ehrerbietung vor den Siegern und Machthabern stark betont, daß die Heide das Privateigentum der Stadt ist, daß sie seit mehr als einem halben Jahrtausend dazu bestimmt ist, den großen Holzbedarf der Stadt und ihrer Schiffahrt zu decken, daß aber dazu ihr Holz bei weitem nicht ausreicht. Und dann habe ich geschildert, wofür das Holz gebraucht wird. Für unseren Seehafen in Warnemünde! Die Natur hat dort nichts für uns getan. Keine Bucht und kein Landvorsprung sind da. Unser Warnowfluß würde bald vom Seesand zugeschwemmt werden, wenn er

nicht durch das kunstvolle Bollwerk der Steinkisten gegen die Gewalt der offenen See geschützt würde. Und dann habe ich geschildert, welche ungeheuren Massen von Eichen und Kiefern notwendig sind, um diese Kisten zu erhalten, und daß die ganze Rostocker Heide nicht ausreichen würde, wenn alle Kisten auf einmal neu gemacht werden müßten.

Sieh, lieber Freund, und dann habe ich in meinem Bericht den Franzosen weiter herumgeführt durch Rostock, und habe ihm das Strandbollwerk und die Pfähle auf der Warnow mit ihrem großen Holzbedarf beschrieben, habe ihm der Stadt Land- und Strandbrücken gezeichnet und die Wasserleitungen und den jährlichen Holzbedarf aufgeführt, den das Brennholz der Bürger erfordert. Und zum Schlusse habe ich, so dramatisch ich konnte, den Intendanten darauf hingewiesen, daß er nach seinen eigenen Worten das Wohl des ihm anvertrauten Landes fördern wolle und sicherlich nicht die Seestadt dieses Landes durch außergewöhnlichen Abhieb ihrer Baumbestände vernichtend treffen wolle.

Mein Bericht wurde mit wenigen Zusätzen im Rathause abgeschrieben und vom Bürgermeister unterschrieben. Eine schriftliche Antwort aus Schwerin kam nicht. Aber eines Tages erschienen der Intendant Brémont und der Gouverneur Laval mit Begleitern und Dienern in Rostock und ließen sich von einigen Herren des Rats und der Quartiere der Bürgerschaft nach Röversh̃agen begleiten. Ich nahm sie alle gastlich auf, schonte nicht meine letzten Weinvorräte und glänzte durch mein fließendes Französisch. Die Rostocker Herren überließen es mir, die Sache der Stadt zu führen. Nun war es unser Glück, daß kurz vorher Mecklenburg in den Rheinbund aufgenommen und damit unser Herzog dem Namen nach souveräner Fürst und Verbündeter Napoleons war. Hierauf spielte ich oft und deutlich an und feierte die verbündeten Staaten, die das neue geeinigte Europa unter der Führerschaft des erhabenen Kaisers bildeten. Ich fühlte bald heraus, daß Brémont auf einen gewaltsamen Eingriff in unsern Wald schon verzichten wollte und nach einem ehrenvollen Rückzug suchte. Das Ende des mehrtägigen Besuches und unserer Heiderundfahrten war, daß der große Beutezug gegen unser Heideholz unterblieb. Ich erhielt von den Rostocker Herren viele heimliche Händedrücke und stehe seitdem mit dem Rat und den Heideverwesern in allerbestem Verhältnis.

Der außergewöhnliche Holzhieb in meiner Heide, den ich im Jahre 1807 abgewehrt habe, ist drei Jahre später doch erfolgt, aber nicht für die Franzosen, sondern für die bedrängte Rostocker Stadtkasse. Wir haben es so still gemacht, daß die Franzosen nichts davon gemerkt haben. Die Kriegslasten hatten die Finanzen unserer Stadt im Jahre 1810 so erschöpft, daß selbst für dringende laufende Ausgaben einfach kein Geld mehr vorhanden war. Man hatte schon Steuern auf künftige Jahre erhoben, man hatte Anleihen auf Anleihen bei den reichen Bürgern der Stadt gemacht, aber auch die fettesten Steuerzahler waren inzwischen mager geworden und konnten nichts mehr herbeischaffen. In der Not sollte ein ungewöhnlicher Holzhieb in der Heide helfen, und darüber habe ich lange mit den Heideverwesern beraten. An deren Spitze steht jetzt mein lieber Freund, der Senator Dr. Schröder, der Schöpfer unserer Armenordnung. Mit Schröder und seinen Herren kam ich zu einer schönen Lösung:

Man hätte nach meinen Vorschlägen in den letzten fünfzehn Jahren 8100 große Eichen fällen können, hatte aber nur 6800 geschlagen. Der Unterschied konnte sofort gefällt werden und die Stadtkasse entlasten. Aber auch Buchen und Kiefern und Erlen stellte ich zur Verfügung, freilich unter der Bedingung, daß ich selber ganz freie Hand bekam in der Auswahl der Bäume. Was ich dabei erreichen wollte, sagte ich meinem Dr. Schröder ganz offen: eine Reihe breiter Schneisen durch die Heide, das Ziel meiner Wünsche, seitdem ich Forstinspektor bin. Die Heideverweser sagten ja, und ohne die Quartiere der Bürgerschaft zu fragen, habe ich fünf große Schneisen quer durch die Heide gehauen. Die wichtigste war mir die große Ost-West-Schneise von Hinrichshagen nach Markgrafenheide, die dann als Landstraße nach Warnemünde weiterläuft.

Einen Kampf gab es zum Schluß aber doch noch. Das zweite Quartier der Bürgerschaft entdeckte unseren heimlichen Schneisenbau und schrie Zeter und Mordio. Wir stellten uns auf den Standpunkt, daß die Heideverweser über solche Forstsachen selbständig zu beschließen haben. Das bestritt aber der Syndikus des Quartiers, der Rechtsprofessor Eschenburg, und

78–79

als gewiegter Jurist brachte er allerhand Beweise dafür, daß nur Rat und Bürgerschaft gemeinsam solche Eingriffe in unseren Wald verantworten könnten. An den Schneisen, die fertig waren, ließ sich freilich nichts mehr ändern, aber die Fortsetzung der Arbeiten hat der verwünschte Eschenburg doch verhindert. Um nicht vor den Augen der Franzosen inneren Krieg hervorzurufen, und dabei unseren Holzhieb an die große Glocke zu hängen, beschloß der Rat, daß die Fortsetzung des Schneisenbaues vorläufig zurückgestellt werden solle. Das ärgert mich natürlich, aber ich füge mich äußerlich, lasse in Wirklichkeit doch weiter aushauen und werde kommende Verweise zu meinen Akten legen. Der Ruhm bleibt mir, daß ich in meiner Forstinspektorzeit dem Walde die wichtigsten Wege verschafft habe. Etwas Schneisenarbeit will ich gern meinen Nachfolgern überlassen.

Unser Senator Dr. Schröder, der Freund der Armen und mein lieber Schneisenhelfer, ist uns inzwischen durch den Tod entrissen worden. Seinem Wunsche gemäß hat er seine letzte Ruhestätte auf dem Gertrudenfriedhof vor dem Kröpeliner Tor gefunden, da, wo die Bettler und Heimatlosen beerdigt werden. Da ruht er nun inmitten seiner Armen. Ich werde diesen Mann nie vergessen.

*

Seit einem Jahre sind die Franzosen eifrig am Werk, Rostock und Warnemünde zu befestigen. Sie fürchten offenbar, die Engländer könnten hier landen und die schwachen französischen Besatzungen überwältigen. Ja, manche sehen große Ereignisse heraufziehen. Sie glauben, daß die Freundschaft zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander von Rußland völlig erkaltet sei, und daß vielleicht die Engländer mit den Russen gemeinsam etwas an der Ostseeküste unternehmen könnten. Tatsache ist, daß Rostock außerhalb seiner Stadtmauern noch mit einem Holzgürtel von Pallisaden versehen wird. Dazu sollten wir 30 000 Stämme aus der Heide herbeischaffen, aber das ging über unsere Kraft. Schließlich haben wir einen Teil des Holzes geliefert und den Rest die Doberaner Forsten. Das Ganze ist nichts als eine lächerliche Holzverschwendung, denn ein überlegener Feind wird durch den Pallisadenzaun bestimmt nicht abgewehrt. Er übersteigt solche Pfahlreihen ebenso wie die schwachen Mauern unserer Stadt.

In Warnemünde haben die Franzosen ein Verteidigungswerk geschaffen, das mir brauchbarer erscheint. Sie nennen es eine Redoute. Ich kenne die Pläne und die ganze Anlage, da ich das Holz liefern mußte, und kann es Dir beschreiben. Eigentlich darf ich es nicht, weil es ein militärisches Geheimnis ist. Aber da dieser Brief in die Hände eines Rostocker Schiffers gelegt wird, der ihn in Petersburg — vielleicht erst im Frühjahr — einem Rostocker Kaufmann übergibt, so kann der französische Zensor seine Nase nicht hineinstecken.

Die Redoute liegt da, wo die Warnow in die Ostsee mündet, an der Westseite des Stromes. Sie ist 130 Schritte lang und ebenso breit. In der Mitte ein starkes Kernwerk von nur 20 Schritt Länge und Breite, von doppelten Gräben und Wällen umgeben. Rings herum Baracken für 150 Mann. Das Werk ist mit Geschützen versehen, aber die taugen nicht viel. Auch die Stadt Rostock hat dazu zwei alte Kanonen gestellt, die noch am Steintor und am Mühlentor standen. Du würdest Warnemünde nicht wiedererkennen. Der ganze Ort hat durch das Verteidigungswerk ein anderes Gesicht erhalten. Da übrigens die französischen Soldaten in Warnemünde sehr unter Flöhen und Läusen litten, ist für sie eine Warmbadeanstalt erbaut worden. Das Holz für den Bau und für die Heizung hat wieder die Rostocker Heide liefern müssen.

•

Ein griechischer Philosoph, der in einer kriegerischen Zeit lebte, hat behauptet, der Mensch sei ein politisches Wesen. Seitdem wir die Franzosen im Lande haben, glaube ich es auch. Wenigstens nehmen meine Gedanken sofort eine politische Richtung an, auch wenn es um alltägliche Dinge geht. Aber das gilt wohl nur für alte Grübler, nicht für Kinder und einfache Naturmenschen. Die finden sich mit politischen Fragen ebenso ab wie mit dem Wetter, an dem sie auch nichts ändern können, und leben unbeschwert von Problemen.

Das bewundere ich an meinen Kindern und an meinen Jägern. Meine Söhne finden zu den französischen Offizieren, die bei uns erscheinen, ohne Mühe ein gutes Verhältnis. Sie lernen von ihnen das

Fechten mit dem Degen und mit dem Florett. Sie sprechen mit ihnen nur französisch und reden diese Sprache fast fließend. Das Französische wird schon in manchen Rostocker Familien gesprochen, wie auch bei Euch in Petersburg. Vielleicht brauchen wir eine Weltsprache, die in allen Ländern verstanden wird. Auf französisch kann sich schon heute der Russe mit dem Spanier, der Schwede mit dem Türken verständigen.

Meine Jäger lieben die Franzosen nicht, aber sie nehmen sie hin als etwas Gegebenes und ärgern sie, wo sie können. Anno 1809 mußte ich auf höheren Befehl und mit schwerem Herzen meinen Jägern den Auftrag geben, einen Trupp gefangener Soldaten des Majors Schill nach Schwerin zu begleiten. Der Transportführer, dem meine Jäger zur Unterstützung zugeteilt waren, schärfte ihnen ein, daß es ein Todesverbrechen sei, einen Gefangenen entfliehen zu lassen. Trotzdem entwichen unterwegs mehrere der Gefangenen, und ich weiß, daß unsere Jäger ihnen dabei geholfen haben. Aber bei der Untersuchung verstanden sie es, so dumme Gesichter zu machen und so dumme Antworten zu geben, daß der Untersuchungsführer sie für recht beschränkt erklärte und nur einen Verweis gegen sie beantragte. Ich aber weiß, was für geriebene Burschen meine Jäger sind.

Kürzlich bekam ich von der Stadt den Auftrag, wie in Friedenszeiten einen Hirsch zu liefern für den Jahresschmaus des ersten Quartiers der Bürgervertretung. Ich wollte schon berichten, daß es bei dem knappen Wildstand unmöglich sei. Aber da erschien gerade mein ältester Jäger Wramp, und als ich ihm sagte, daß ich ablehnen wolle, da funkelte sein Waidmannsauge, und er rief: „Den Hirsch liefern wir! Ich weiß einen Achtzehnender, er steht zwischen dem Voßkuhlenbruch und dem Habichtpaß und wechselt auch hinüber zum Bullgrabenhorst. Lassen Sie mich ihn schießen, ich lauere am Birkheidenteich oder am Bornwinkel, oder — fügte er zögernd hinzu — will der Herr Forstinspektor ihn nicht lieber selber schießen?“ Ich zögerte und sagte: „Wollen wir unsere letzten Hirsche nicht lieber am Leben lassen?“ Da wurde der alte Wramp ganz erregt: „Für die Franzosen?“ Ich mußte ihm recht geben. Nach zwei Tagen fuhr Wramps Wagen mit dem erlegten Hirsch bei mir vor.

Ja, lieber Freund, laß mich heute noch eine Weile von meinen Jägern und meinen Kindern reden. Solange ich das tue, bin ich kein „Politisches Wesen.“

Jeder Jäger muß sich auf seine Kosten einen Jägerburschen halten. Das sind prächtige Kerle, unser Nachwuchs. Ich wähle sie aus. Auch Hunde müssen die Jäger sich halten und sie gut dressieren, und zwar jeder einen Schweißhund, einen Hühnerhund, einen Saufinder und einige Teckel. Da die Jäger aber nicht das ganze Jahr hindurch genug Futter haben, so

haben wir die Pächter von Oberhagen, Niederhagen und Stuthof verpflichtet, je zwei große Hunde zu füttern. Sie haben gewöhnlich den ganzen Winter hindurch ihre Jägerhunde in Pflege. Mit diesen vielen Hunden haben wir im letzten Winter einen großen Wolf umstellt, der unter dem Wild und dem Bauernvieh schon viel Unheil angerichtet hatte. Ich habe ihn selber mit einem Blattschuß erlegt. Sein Fell hängt als Wandschmuck auf unserm Flur.

Hartherzig sind unsere Jäger. Sie erhalten Prämien für Raubvögel. Um das Geld zu verdienen, müssen sie die Fänge der erlegten Tiere abliefern. Im vergangenen Jahre entdeckte ich, daß sie den jungen Raubvögeln im Nest die Füße abschnitten, um diese abzuliefern, aber sie ließen die Verstümmelten im Nest am Leben, damit sie schreien und die Alten herbeilocken sollten, die dann auch abgeschossen wurden. Die Jungen mußten im Nest verbluten oder verhungern. Ich ließ alle Jäger antreten und untersagte ihnen diese Grausamkeit mit strengen Worten, aber sie schwiegen und blickten mich verständnislos an. Ich kann ihnen nicht nachschleichen, um die armen Tiere vor den Menschen zu schützen.

Jeder Jäger ist verpflichtet, sich einen Dohnenstieg mit wenigstens 300 Dohnen zu halten, so verlangt es seine Dienstvorschrift. Du kennst wohl die Dohnen, es sind Schlingen aus Pferdehaaren mit einer Lockspeise zum Fangen der Drosseln und Krammetsvögel. Wir machen diese alte böse Sitte mit, fangen alljährlich Tausende von Zugvögeln und bringen sie auf den Rostocker Markt. Mir sind die Dohnenstiege ein Greuel, denn hundertmal habe ich gesehen, daß die armen Vögel nicht den Kopf durch die Schlinge stecken und einen schnellen Tod finden, sondern daß sie mit den Füßen oder Flügeln hängen bleiben und in langer Qual sich totzappeln. Die Jäger sind in diesen Dingen hart, sie machen sich noch Hunderte von eigenen Dohnen und verkaufen die so gefangenen Vögel heimlich. Der Mensch ist das ärgste aller Raubtiere!

Der Beschützer der Tiere in meiner Heide bin ich allein. Ich habe am Schnatermann an ganz versteckter Stelle ein Wildgehege eingerichtet, die letzte Zuflucht für unser Rotwild. Die Jäger, diese heimlichen Freischützen, hüten mein Gehege, seitdem ich ihnen klar gemacht habe,

wir retteten dort unser letztes Wild vor den Franzosen. Für den Winter habe ich Wildfutterstellen angelegt. Das Futter beschaffen aber nicht die Jäger, sondern besondere Wildfahrer, auf die ich mich verlassen kann. Noch hat es niemand gewagt, an den Futterplätzen zu schießen.

Die Politik vergesse ich am leichtesten in der Welt der Kinder. Die vergangenen Jahre haben uns noch ein sechstes Kindlein geschenkt. Das ist unsere kleine Luise. Sie ist unser aller Liebling. Meine beiden ältesten Söhne leben in Rostock bei Verwandten. Das kostet viel Geld, aber anders ist der Schulbesuch in der Stadt nicht möglich. Es ist mir gelungen, beide Söhne vom Militärdienst freizukaufen. Ich möchte nicht, daß sie unter Napoleons Fahnen einst gegen Rußland oder gar gegen Preußen kämpften. In den Ferien sind auch die Söhne bei uns in Rövershagen. So werden wir uns nicht fremd. Wenn ich in solcher Ferienzeit alle Kinder um mich habe, dann mache ich mit ihnen Ausfahrten und Wanderungen, wir schwimmen zusammen in der Ostsee und graben im Garten und treiben vielerlei Spaß.

Als ich in den letzten Osterferien einmal im Walde alle Kinder um mich hatte — nur die kleine Luise war bei der Mutter zu Hause geblieben — und sie alle übermütig um mich herumtollten, da kam mir ein guter Einfall. Ich schüttelte die zudringliche Gesellschaft von mir ab, ließ sie im Halbkreis im weichen Moose Platz nehmen und hielt ihnen — halb spaßend, halb ernst — eine Rede. Ich sagte ihnen:

„Bald ruft die Schule unsere Jungens wieder nach Rostock. Erst in den Sommerferien sind wir wieder zusammen, und bis dahin soll jeder von euch einmal etwas Besonderes leisten. Jeder soll ein Stückchen so treiben, daß er mehr weiß als alle andern. Auch mehr als Vater und Mutter. Jeder sucht sich etwas aus dem Pflanzenreich und aus dem Tierreich. Zum Beispiel: Einer läßt von der Henne ein paar Eier ausbrüten und beobachtet genau die Küchlein, wie sie aufwachsen. Einer läßt eine Eichel keimen und zeigt uns das sprießende Bäumlein. Oder ihr pflegt ein Blumenbeet mit neuer Farbenpracht. Will einer nicht im Walde das Eichhörnchen belauschen und von ihm erzählen? Oder die Waldameise? Oder die Gartenrose und das wilde Heideröslein? Sucht und treibt, was ihr wollt, holt euch Rat, wo ihr wollt, nur nicht bei eurem Vater, denn dem sollt ihr erst in den Sommerferien alles erzählen. Wollt ihr?“

Die Kinder waren überrascht. Zunächst antwortete keiner. Dann sagte der Aelteste klar und fest: „Ich will." Und dann kamen sie, einer nach dem andern: „Ich auch!" „Ich auch, ich weiß schon was!" „Ja ja, ich mache mit!" Keiner blieb zurück. Die eifrigsten waren die Mädchen. Und schon begann ein Flüstern und Tuscheln. Ich hob die Sitzung auf und bestimmte: „Hier an dieser Stelle treffen wir uns in den Sommerferien wieder, an einem schönen, sonnigen Tage. Heute redete ich, dann aber habt ihr das Wort. Manches wißt ihr dann besser als ich, und ich will von euch lernen." Damit jagte ich die kleine Bande auseinander.

Meine Vorschläge waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Die nächsten Monate entwickelte sich eine große Verschwörung der Kinder gegen ihren Vater. Die Mutter steckte mit im Komplott und verriet mir mancherlei. Die Kinder waren rasch übereingekommen, nichts von dem zu wählen, was ich ihnen vorgeschlagen hatte: kein Küchlein, keine Eichel, kein Blumenbeet und kein Eichhörnchen. Auch keine Rose und keine Ameise. Selbständig wollten sie wählen, ohne eine leitende Hand, und den Vater verblüffen. Sie kamen auch überein, nichts zu nehmen, was mit Wald und Forst zusammenhing. Davon weiß der Vater ja doch mehr als wir, hieß es. Es gibt noch genug andere Dinge, die er nicht so gut versteht, und **dann sind wir einmal die Klügeren!** Oft

wurden in den nächsten Monaten Dinge versteckt, wenn ich grade vorüberging, aber ich blickte dann seitwärts und sah nichts.

Ende Juli kam der Tag, der uns im Walde an derselben Stelle wieder vereinigte. Die Kinder waren mit klopfenden Herzen gekommen, die Wangen gerötet, die Kleinen aufgeregt, die großen Jungen trugen eine gemachte Gelassenheit zur Schau. Ich schlug vor, daß sie dem Alter nach erzählen sollten, was sie gemacht hatten, und zwar der Jüngste zuerst und der Aelteste zuletzt.

Milchen, die kleine Neunjährige, machte den Anfang. Sie stotterte und blickte auf ihre Geschwister, aber keiner half ihr. So mußte sie allein heraus mit der Sprache. Sie hatte sich ein kleines Erdbeerbeet angelegt und hatte — mit Hilfe der Mutter! — kräftige spätblühende Pflanzen mit vollem Erdreich anderswo ausgegraben. Die waren so gut gediehen, daß sie mir auf einem Kohlblatt ein halbes Dutzend reife Beeren übergeben konnte. Ich reichte das Blatt herum, jedes der Kinder mußte eine Beere kosten, und wir lobten einstimmig unsere kleine Gärtnerin. Aber sie hatte noch mehr. In einem verdeckten Korbe hatte sie ein schwarzes Kaninchen mitgebracht. Sie überreichte mir den Korb mit einem Knicks. „Selbst aufgezogen", sagte sie, „zwei Monate alt, heißt Peter und ist sehr süß und lieb." Der Korb ging herum. Wir alle streichelten das Tierchen. „Und wie warm es ist", erklärte Milchen, „wärmer als andere, weil es sich auf dem Rasen die besten Kräuter aussuchen konnte. Es ist nie weggelaufen. Aber tiefe Löcher kratzt es in die Erde. Das kommt daher, weil es von den wilden Kaninchen abstammt, die keinen Stall haben."

„Du hast dir ein sehr liebes Tierchen großgezogen", sagte ich und streichelte jetzt nicht das Kaninchen, sondern den blonden Mädchenkopf. Milchen strahlte. Sie ruhte stolz auf ihren Lorbeeren aus.

Jetzt kam der zwölfjährige Gustav an die Reihe. Er stellte sich männlich und breitspurig hin und klappte den Deckel eines Kastens auf: „Seidenraupenzucht!" bemerkte er, etwas von oben herab. „Maulbeeren aus eigener Plantage. Eier besorgt. Raupen aus eigener Zucht. Puppen und Schmetterlinge sind noch nicht da." In dem Kasten war ein Gewimmel von Seidenraupen. Sie nagten leise knirschend an ihren Maulbeerblättern, viele hoben Kopf und Vorderleib in die Höhe und tasteten suchend in der Luft herum. In einer Ecke des Kastens lagen schon grobe Hobelspäne bereit, in denen die Raupen sich einspinnen sollten. Gustav erklärte weiter: „Ich ernte in diesem Jahre etwa 100 Seidenkokons. Von den Schmetterlingen erhalte ich so viele Eier, daß ich im nächsten Jahre nicht genug Maulbeeren für alle künftigen Raupen habe. Aber ich habe schon Verbindung mit einem Rostocker Gärtner, der mir neue Maulbeeren liefert."

Ich war stark beeindruckt und fragte: „Und was geschieht mit der Seide?“ „In zwei Jahren erhält die Mutter davon ein seidenes Kleid.“ Ich drückte dem freudig stolzen Jungen die Hand. „Du hast Pflanzenreich und Tierreich verbunden! Meine Hochachtung dem Seidenzüchter!“

Die 15jährige Lisette konnte schon ihre Ungeduld nicht mehr zügeln. „Ich habe auch Pflanzen und Tiere verbunden“, erklärte sie. „Ich habe Vogelnester beobachtet, am Hause, am Garten und am Waldrand. Ein Buchfinkennest, eins vom Rotkehlchen, eins von der Amsel und das Storchnest auf dem Dache. Ich habe mir genau gemerkt, was sie zum Nesterbau nehmen: Moos und Federn und Flokken von Wolle, Stroh und Heu und Stengel, und im Storchnest ganze Zweige. Im Brüten habe ich nirgends gestört. Aber zu Hause habe ich ein Kanarienpärchen, die haben ihr Nest aus Moos und gezupfter Wolle gebaut und haben schon vier Junge ausgebrütet. Aber die konnte ich nicht mitbringen. Die müssen wir zu Hause besehen.“

„Wie heißt also dein Studiengebiet?“ fragte ich sachlich.

„Wie unsere Vögel ihre Nester bauen“, erwiderte Lisette.

Ich klopfte ihr anerkennend die roten Bäckchen und sagte: „Gut ausgewählt und gut beobachtet. Aber du könntest dir noch eine kleine Sammlung anlegen.“ Sie wehrte ab: „O nein, keine Eiersammlung, das wäre schade um die jungen Vögelchen!“ „Das meinte ich nicht“, erwiderte ich, „aber da die Nester hauptsächlich aus Moos gebaut werden, wie wäre es mit einer Sammlung der schönsten Moose?“ Sie stimmte begeistert zu. „O ja, das tue ich!“ rief sie. „Ich suche mir lauter verschiedene Moose und hefte sie mit kleinen Fäden auf weiße Karten, und an den

Rand schreibe ich die Namen."

„Gut, mein Lisettchen! Du hast dir Schönes ausgesucht."

Der 17jährige Georg, ein hochgewachsener Junge, trat nun vor. „Ich komme mit leeren Händen, weil ich in Rostock wohne. Von meinen Arbeiten konnte ich nichts mitbringen. Es ist nichts davon transportfähig." — „Um so mehr wirst du uns erzählen", ermunterte ich. — „Ich habe mir ein Aquarium eingerichtet", begann Georg, „schon das zweite. Das erste, aus Seewasser, ist mißlungen, weil ich nicht immer frisches Wasser zum Nachfüllen hatte. Jetzt habe ich eins mit Süßwasser und ziehe Goldfische. Ich nähre sie mit Ameisenlarven. Aber ich habe schon ein neues Aquarium in Vorbereitung, das soll keine Fische enthalten, sondern nur Wasserkäfer. Darin will ich das Leben der niederen Tiere beobachten." — „Ein großes Gebiet und reich an Ueberraschungen", sagte ich. „Und vor allem: noch wenig erforscht. Gelegenheit für viele wissenschaftliche Aufsätze." Aber Georg wehrte ab. „Damit will ich noch warten", versetzte er, „denn ich arbeite jetzt mehr in der Pflanzenwelt. Ich habe etwas Nützliches für den Garten gelernt." „Und das wäre?" Der gute Junge errötete und berichtete voller Stolz: „In Rostock vor dem Steintor hat der Gärtner Zelck einen großen Garten. Sein Sohn ist mein Mitschüler. Ich habe Herrn Zelck gebeten, mir das Veredeln der Obstbäume zu zeigen. Ich habe schon über hundert Rindenschnitte gemacht und viele Augen eingesetzt. Die ersten sind nicht geglückt, aber dann sind einige recht gut gelungen. Ich übe weiter." — „Bravo, mein Gärtnerlehrling!" rief ich. „Morgen führst du uns im Garten praktische Schnitte vor." Wir schüttelten uns die Hände wie zwei Männer.

Es fehlte nur noch der Aelteste, der 19jährige Eduard. Er ist schüchterner als Georg. Aber er überwand seine Verlegenheit und schlug ein Herbarium auf. „Ich habe unsere Gräser gesammelt", berichtete er. „Die wildwachsenden mit ihren Blättern und Aehren, aber auch unsere Getreidearten. Dabei habe ich entdeckt, wie riesengroß die Welt der Gräser ist. Um sie zu durchdringen, dazu gehört ein jahrelanges Studium." — „Aber dadurch haben wir uns doch nicht abschrecken lassen?" — „Nein. Ich habe die Forschung begonnen und bin davon begeistert. Aber diese wenigen Monate haben mir erst einen Ueberblick gegeben. Ich arbeite weiter." — „Nach drei Jahren wirst du ein kleines Buch über unsere einheimischen Gräser schreiben", schlug ich vor. Eduard errötete. „Das wäre ein schönes Ziel", sagte er mit leuchtenden Augen.

Ich drückte ihm die Hand, aber er war noch nicht fertig mit seinem Bericht. „Ich habe auch ein Geheimnis aus der Tierwelt erforscht", fuhr er fort, „den Gleitflug der Schwalben und der Störche. Ich habe mir Bücher geholt, in denen beschrieben wird, wie die Menschen versucht haben, das Schweben ohne Flügelschlag nachzuahmen." — „Hat mein Dädalus sich auch schon Flügel ausgedacht, um die Luft zu durchsegeln?" fragte ich. „Ich habe mir große, leichte Tragefläche gebaut und sie mir angeschnallt und habe versucht, vom Dach unseres Hauses in Rostock in den Garten hinunterzuschweben." — „Und das Ergebnis?" — „Ich bin hinuntergefallen und habe mir die Hand verstaucht."

Ich legte den Arm um seine Schultern und zog ihn an meine Brust. „Du willst als Forscher die Menschheit vorwärts bringen", sagte ich, „aber du sollst dein junges Leben nicht zu früh in Gefahr bringen. Wir sprechen unter vier Augen noch über deine einheimischen Gräser und über den Gleitflug der Vögel. Auf beiden Gebieten können wir zusammen wirken. Oder willst du mich nicht als Mitarbeiter haben?" — „O wie gern, mein Vater!" flüsterte Eduard und ergriff meine Hand.

*

Es war eine glückliche Stunde, lieber Freund, die ich an diesem Tage im Kreise meiner Kinder genossen habe. Und wie eifrig waren sie am Werk, und was haben sie alles dabei gelernt! Die unendliche Natur, die überreiche, hat den Kindern einige ihrer Geheimnisse entschleiert und hat alle begierig gemacht, tiefer einzudringen in ihr unerschöpfliches Reich.

Während wir noch zusammen saßen, teilten sich die Zweige, und es erschien meine liebe Frau, die dreijährige Luise an der Hand. Die Kleine trug auf dem Kopf einen Kranz von Feldblumen. Wir alle standen auf und nahmen die Mutter und das kleinste Schwesterchen in unsere Mitte. Ich hatte vorher meiner Frau den Ort unserer Zusammenkunft genannt, es war gar nicht weit von unserm Hause, und nun war sie gekommen, um auch teilzunehmen an unserer naturwissenschaftlichen Tagung.

„Wir nehmen wohl noch ein sehr liebes Mitglied in unsern Arbeitskreis auf", schlug ich vor. „Unsere Mutter hat als Sondergebiet die Kinderaufzucht betrieben. Sie hat in der Erforschung der Natur mehr geleistet als wir alle zusammen."

„Aber unser Luischen spielt auch mit", erklärte meine Frau. „Sie hat sich doch einen Kranz aus lauter selbstgepflückten Feldblumen geflochten!"

So haben wir alle zusammen im Walde gesessen, lieber Freund, und haben noch viel gescherzt und gelacht und allerlei Kurzweil getrieben. Und das geschah im Sommer 1811, und in dieser schönen Stunde waren wir alle frohe Naturkinder und freuten uns unseres Daseins.

Ich fühlte mich berufen, die fleißigen Arbeiter zu belohnen. „Wer kommt morgen mit zu einer fröhlichen Wagenfahrt nach Dölitz zu den Großeltern?" fragte ich. „Dort im Garten gibt es jetzt Himbeeren und Johannisbeeren, Stachelbeeren und süße Kirschen." Ein allgemeiner Jubel übertönte meine Rede. „Wir alle, wir alle!" scholl es ringsum. Aber da meldete sich meine Frau zu Worte.

„Alle zusammen, das geht nicht", erklärte sie bestimmt. „Wer soll denn empfangen, wenn gerade dann französischer Besuch ins Haus kommt? Nein! Ich bleibe zu Hause mit meinem ältesten Sohn, der mir zur Seite steht, und mache die Honneurs. Die beiden Kleinsten behalte ich auch bei mir. Mit den andern dreien fährt der Vater allein. Und wenn er in zwei oder drei Tagen zurückkommt, dann sind wir Heimgebliebenen an der Reihe und fahren auch nach Dölitz, und dann bleibt der Vater zu Hause."

Wir haben den vernünftigen Vorschlag meiner Frau angenommen und sind in zwei Gruppen nach Dölitz gefahren. Es waren frohe Fahrten durch das sommerliche Land.

*

So, lieber Freund, geht es hier in den Ferien in Rövershagen her. Schreib auch Du mir recht viel von Deiner Frau und Deinen Kindern, wir hungern danach, wir kennen sie ja alle genau mit ihren Namen. Erzähle uns von Deinem Gut in Estland, von Eurem Wald und von Euren Tieren, wir sind unersättlich.

Wir schreiben 1811. Ihr habt in Rußland Friedensjahre gehabt. Ob auch das Jahr 1812 noch ruhig bleiben wird? Viele Leute in Rostock behaupten, daß wir nun alle fest zusammenwachsen zu einem europäischen Staat mit der Hauptstadt Paris. Ich glaube nicht daran. Ich höre in der Ferne dumpfen Donner grollen. Möge ich mich irren.

Meine Frau und die Kinder grüßen die Deinen. Und Du leb wohl, mein Herzensfreund! Ich schließe Dich in die Arme und ruhe an Deiner Brust.

Dein Hermann Friedrich Becker.

Rövershagen, den 21. August 1816.

Mein alter, teurer Freund! Laß mich heute — da wiederum fünf Jahre vergangen sind — einige Stunden in Deiner Gesellschaft verweilen. Wir sind beide inzwischen 50 Jahre alt geworden. Haben wir damit den Gipfelpunkt des Lebens überschritten und sind auf der absteigenden Bahn? Das stimmt wohl nur für den, der nichts als Zahlen sieht. Wenn wir Menschen 80 Jahre alt werden und die bewußtlosen Kinderjahre für voll zählen, dann wäre mit dem 40. Jahre die Lebenswende erreicht. Aber so rechne ich nicht. Du und ich, wir haben soviel angesammelt im Leben an Erfahrung, an Schaffenskraft, an Ueberblick, daß wir mit 50 Jahren reicher sind als mit 30 oder 40. Wir sind nicht gealtert, sondern neue Kräfte sind uns zugewachsen. Und noch immer strömen uns Erkenntnisse in breiten Fluten zu, immer klarer wird unser Auge und dringt immer tiefer ein in die Urgründe des Lebens . . . nein, lieber Freund, wir sind nicht alt geworden, sondern wissensstark und willensmächtig, und je weiter wir schreiten in den Lebensjahren, desto breiter und reicher liegt unsere schöne Erde vor uns. Und desto größer wird die kleine Welt, die wir ganz beherrschen. Mit 30 Jahren hatte ich nicht so starkes Vertrauen zu mir selber wie heute mit 50. Aus Deinem lebensglühenden Briefe klingt mir ein gleicher Ton entgegen. Vor den ansteigenden Kalenderjahren zittern nur Schwächlinge.

Vor einem Jahre habe ich dem Tode ins Auge gesehen. Ich hatte mich im Walde bei einer Vermessungsarbeit an regenschweren Dezembertagen erkältet und lag acht Wochen krank im Bett, schwach, elend und zuletzt stumpf. Mein Körper war bis in die Wurzeln erschüttert. Aber der im Kern noch immer gesunde Baumstamm hat durchgehalten, ich genas und erlebte etwas unvergleichlich Großes: die Rückkehr ins Leben. Neues Blut durchströmte mich, neue Kraft wuchs mir täglich zu. Ich fand mich

wieder aufrecht, mit ungestilltem Wandermut auf der alten Lebensbahn, im Kreise der Meinen, in meinem Walde, an meiner Ostsee. Mit neugeweckten Sinnen nahm ich die altvertraute Welt in mich auf. Wenn der Leib auch anfangs nach langer Bettmuße noch kraftlos und schwach war, die Seele war verjüngt und frisch gestählt, und sie hat den Körper bald mit sich gerissen, daß auch er jung und stark wurde. Wie ein eben Geborener — quasi modo genitus — konnte ich der Natur, den Menschen, der Weltgeschichte entgegentreten. Es war, als hätte ich alle Lasten abgeworfen, die vergangene Jahre mir aufgebürdet hatten.

So fühle ich mich auch nicht mehr vergangenheitsbelastet, wenn ich auf das Europa der letzten fünf Jahre blicke. Ein Weltreich ist mit Donnergetöse zusammengestürzt. Niederkrachend hat es andere Reiche und Fürstenthrone unter sich begraben und noch im Sturz unzählbare Menschen gemordet. Aber die Bahn ist frei geworden für neue Gewalten. Neues ist aufgerichtet aus dem alten Schutt, und wir jung und stark Gebliebenen stehen wissend und klaren Auges in einer gewandelten Welt.

Du hast Größeres erlebt als ich. Das vereinigte Europa ist mit seiner großen Armee Anno 1812 in Euer Rußland eingebrochen. Du hast wieder dem Lande gedient, dessen Gastrecht Du genießest, und hast das zusammengeschmolzene russische Heer bis weit hinter Moskau begleitet. Du hast über der alten russischen Hauptstadt die Flammen lodern sehen, die zur Morgenröte einer neuen Zukunft werden sollten. Und dann hast Du bei den russischen Heeren gestanden, die im Bunde mit Preußen gegen den Zwingherrn Europas zum Angriff übergingen.

Dabei ist Dir ein Glück widerfahren, um das ich Dich beneide. Die russische Truppe, bei der Du als Arzt Deinen Dienst verrichtetest, sie wurde unter das Oberkommando des preußischen Generals Blücher gestellt. Du hast Dir den Weg zu ihm gebahnt, zu unserem Rostocker Kriegshelden, und hast in einer halb zerstörten Bauernhütte eine Stunde lang ihm gegenüber gesessen. Ihr habt geredet von Eurer gemeinsamen Heimatstadt Rostock, un toletzt dor heww ji plattdütsch snackt, un dorbi sünd jug beid de Ogen natt worden.

Dann hast Du die gewaltige Leipziger Schlacht mitgemacht, die Europas Schicksal entschieden hat, und hast viele, viele Opfer aus dem großen Befreiungskampf den Todesarmen entrissen. Du bist in klirrenden Wintertagen mit Deinem Kaiser Alexander durch Frankreich gezogen und hast endlich im Siegeszuge das ewig rätselvolle Paris wieder betreten, jene Stadt, die Du vor mehr als zwanzig Jahren verlassen hattest, als sie noch im Blutrausch der Revolution taumelte. Und Du hast als reifer, gefestigter Mann in der Kirche Notre-Dame wieder auf Deinem alten Platz gesessen, wo Du einst als suchender, von Sehnsucht zerrisener junger Mensch um erlösende Ruhe gerungen hast.

*

Ich habe Europas Geschichte nur aus der Ferne erlebt. Nur in einem schwachen Widerhall haben wir in Rostock und Röversdhagen das vernommen, was in Moskau und bei Leipzig und in Paris die Welt neu gestaltet hat. Ich denke an den 5. Oktober 1812. Da saß ich in Rostock im Hause meines Bruders, des Pastors von Sankt Marien. Er erzählte mir voll Kummer, daß er am Tage vorher seine evangelische Kirche zu einer katholischen Messe habe öffnen müssen. Mit dieser Messe mußte auf Befehl des französischen Intendanten der siegreiche Einzug Napoleons und seiner Großen Armee in Moskau gefeiert werden. Dazu waren der Rat und die Bürgervertretung, die Professoren und Studenten und alle Bürger der Stadt eingeladen, aber nur wenige waren erschienen, und die große Kirche war fast leer.

Während mein Bruder und ich noch darüber redeten, ob mit dem Einzug der Franzosen in Moskau wohl der Krieg beendet sei, da klopfte es an die Tür, und herein trat der Schiffer Hinrich Fredland aus der Koßfelderstraße, mit dem wir als Knaben zusammen gespielt haben. Er war am Tage vorher mit seiner Brigg von Riga eingetroffen und riet uns, wir sollten lieber nicht zu früh den Sieg feiern. Als er im Rigaer Hafen die Anker lichtete, da habe man dort schon gewußt, daß die ganze Stadt Moskau in Flammen stehe. Und gehört habe man, daß die Franzosen mit all ihrer Beute draußen vor der Stadt lagerten, und daß keiner wüßte, was nun werden solle und wo sie ihre Winterquartiere einrichten sollten.

Im Dezember kamen verhungerte Soldaten von der Großen Armee durch Röversdhagen. Es waren Husaren aus dem Königreich Westfalen, aber ohne Pferde und nur mit Lumpen bekleidet. Sie erzählten, das ganze Heer sei auf der Flucht, und die meisten seien krank und wund,

und Tausende und Abertausende seien zurückgeblieben, um in Eis und Schnee den ewigen Schlaf zu finden. Wir haben die armen Kerle, die durch unser Dorf kamen, satt gemacht und ihnen alte Stiefel geschenkt.

Wir hatten noch den ganzen Winter hindurch eine französische Besatzung in Rostock und Warnemünde, auch ein paar Mann im Lager von Barnstorf und Zollwächter an der Ostsee. Aber sie fühlten sich schließlich ihres Lebens nicht mehr sicher, denn in Preußen und auch bei uns wurde es Anfang 1813 recht unruhig. Im Hafen machten wir die Schiffe seeklar, obwohl der Kommandant es verboten hatte. Am 1. März 1813 rückten die Franzosen ab. Was sie nicht mitnehmen konnten von ihrer Beute, das verbrannten sie, und nur viel Dreck ließen sie zurück in ihren Quartieren.

Morgens in aller Frühe zogen sie aus dem Kröpeliner Tor. Da sahen die Rostocker zum letzen Male die Bärenmützen und die Helme mit den wehenden Roßschweifen. Aber auch die Rostocker Jungens waren zur Stelle und begleiteten die abziehenden Franzosen mit Gejohl und Geschrei und mit dreisten Spottreden. Zuletzt, am Stampfmüllerteich, da warfen sie mit Steinen und Schmutz auf die marschierende Truppe. Die hatten schon ihre Musketen erhoben, um auf die Knaben zu schießen, aber ihr Offizier verbot es ihnen, sonst wäre wohl viel Kinderblut geflossen.

Ich muß Dir offen bekennen: Diese frechen Rostocker Jungens waren uns Aelteren im Denken voraus. Wir hatten uns in den sieben Jahren der Franzosenherrschaft an mancherlei gewöhnt und sahen unsern Zustand nicht mehr als eine Knechtschaft, nicht mehr als etwas Beschämendes an. Wir redeten uns ein, freie Bürger in einem vereinigten Europa zu sein. Aber nun, als vom Osten her ein heller Schein am Horizont aufging, als der erste Traum einer neuen Freiheit und Unabhängigkeit in uns lebendig wurde, da ging auch in uns Aelteren ein Wandel vor. Wir fühlten uns nicht mehr als Rostocker, nicht mehr als Mecklenburger, nicht mehr als Rheinbundglieder, sondern nur noch als Deutsche. Und da die deutsche Fahne von Preußen aus dem Staube gehoben wurde, so erblickten wir bewundernd in Preußen die Macht, die uns alle zur Freiheit führen mußte.

Der Sturm, der in Preußen losgebrochen war, schlug auch nach Mecklenburg hinüber. Wir waren das erste Land in Deutschland, das dem preußischen Beispiel folgte. Kaum war der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk bei uns bekannt geworden, da folgte auch der Aufruf unseres Herzogs, freiwillige Jägerkorps zu bilden. Er wurde an die Kirchentüren und ans Rathaus angeschlagen, und viele junge Leute traten als Freiwillige ein. Meine beiden ältesten Söhne waren Studenten in Kiel. Auch sie wollten Soldaten werden, aber die dänische Regierung, die am Bündnis mit Napoleon festhielt, hatte die Grenzen Schleswig-Holsteins gesperrt und ließ niemand hinaus.

Aber was wir als Forstleute für unsere freiwilligen Jäger tun konnten, das haben wir getan. Unsere Jägerburschen gaben wir frei, sie traten begeistert ein und brauchten nicht erst das Schießen zu lernen wie die andern. Wir gaben ihnen gute Jagdflinten mit, denn an Waffen fehlte es sehr. Meine Frau und ich durchmusterten unser Haus und fanden, daß wir viel entbehren konnten. Schuhe und Strümpfe, Hemden und grüne Stoffe für Uniformen haben wir zur Ausrüstung unserer Freiwilligen gespendet, vor allem aber haben wir Gold- und Silbersachen auf den Opferaltar gelegt.

Am 23. März zog abends eine begeisterte Menge durch die Straßen von Rostock. Sie trugen preußische Fahnen. Die meisten Fenster waren festlich erleuchtet. Die aber dunkel waren, die wurden durch Steinwürfe zertrümmert. Der Umzug dauerte bis Mitternacht, dann versammelten sich alle auf dem Alten Markt und sangen unter Pauken- und Trompetenbegleitung das Lied „Nun danket alle Gott". Um dieselbe Zeit wurde die Warnow eisfrei. Unsere Schiffe waren schon lange seeklar. Jetzt segelten sie aus, von der Fischerbastion mit Böllerschüssen verabschiedet, die meisten mit dem Ziel England, wo große Warenmassen aufgestapelt waren. Das Meer war endlich frei, die Sperre war gebrochen, Rostock war wieder Seestadt.

Den ganzen Sommer 1813 haben wir noch in mancherlei Sorgen geschwebt. Hamburg war in der Gewalt der Franzosen. Hamburger Flüchtlinge kamen in großer Zahl nach Rostock. Die Franzosen rückten näher und besetzten Schwerin. Sie marschierten in der Richtung Rostock und standen schon südlich von Doberan. Da hat im August ein siegreicher Kampf bei Retschow das Unheil von unserer Stadt abgewehrt. Wir atmeten auf.

Vor Warnemünde erschienen englische Kriegsschiffe und landeten eine kleine Truppe, um das Verteidigungswerk der Franzosen, die Redoute, zu zerstören, die wir einst mit dem Holz der Rostocker Heide gebaut hatten. Sie war nicht schwer zu erobern, denn eine Besatzung

war ja nicht mehr da. So brauchten die Engländer nur alles zu zerschlagen und zu sprengen. Aber es war nicht nötig, daß sie große Massen von Schutt und Steinen ins Fahrwasser warfen und uns damit acht Tage lang die Aus- und Einfahrt sperrten.

Wir haben am 6. November in den Rostocker Kirchen die Hände zum Gebet erhoben und voller Dank gegen den Herrn des Himmels den großen Sieg bei Leipzig gefeiert. Und wir waren alle stolz darauf, daß in ganz Deutschland ein Sohn unserer Stadt Rostock als der Held der Schlachten gefeiert wurde, der Marschall Blücher! Er hat wohl die Hauptarbeit getan, an der Katzbach und bei Leipzig, und dann noch einmal zwei Jahre später, da hat er bei Belle-Alliance für immer den grimmigen Feind niedergeschlagen und Europa von ihm befreit.

Inzwischen, lieber Freund, haben sie auf dem großen Kongreß in Wien ja ein neues Europa zusammengezimmert, und alle sagen, sie seien enttäuscht, erschöpft und müde. Aber ich freue mich — seitdem ich genesen bin — wie ein kleiner Junge darauf, daß ich in der neuen Welt noch mitmachen darf. Wir haben wieder neue Landkarten und lernen daraus, daß es kein Königreich Westfalen und keinen Rheinbund und kein Schwedisch-Pommern mehr gibt.

In unserm lieben Mecklenburg bleibt alles beim alten. Selbst unser Landtag, den sie so oft totgesagt haben, ist wieder da, und auf diesem Landtag arbeitet der Bürgermeister der Seestadt Rostock wieder wie in alten Zeiten mit den adligen Gutsbesitzern zusammen und paßt scharf auf, daß unser Herzog, der nunmehr ein Großherzog geworden ist, die alten Vorrechte der Stadt nicht anrührt. Und in meiner Rostocker Heide fällen wir wieder Bäume und bauen heimlich unsere Schneisen weiter, und wenn wir bei Markgrafenheide oder Rosenort an die Ostsee kommen, dann freuen wir uns von Herzen darüber, daß draußen wieder Rostocker Schiffe segeln und daß aus den Dünen die Zollwächter verschwunden sind. In einer Fischerhütte haben sie mit scharfen Messern ihre Namen eingeschnitten. Das mag zu ihrem Andenken stehen bleiben.

Zu Ende sind die langen, schweren Kriegsjahre. „Der Friede ist ausgebrochen", sagte kürzlich ein verabschiedeter Offizier. Wir stehen auf der Scheide der Zeiten und stellen uns um. Wir tun es mit Freuden. Noch hören wir die Nachklänge des Krieges.

Dazu gehören die Siegesfeiern. Du schriebst mir ein russisches Sprichwort: „Nach dem Kampf gibt es viele Helden". Auch bei uns. Die jetzt mit ihren Kriegstaten prahlen, die reden Jägerlatein. Sie führten das große Wort auf den vielen Siegesfeiern, die wir erdulden mußten. Die wirklich Tapferen schweigen. Wir sahen nach dem Friedensschluß die Veteranen und die freiwilligen Jäger in Rostock einziehen. Meine Töchter waren unter den Mädchen, die ihnen Blumen auf den Weg streuten und ihnen Kränze aufs Haupt setzten. Davon werden sie einst als Großmütter ihren Enkeln erzählen.

Unsern großen Rostocker, den Fürsten Blücher, haben sie in England fast totgefeiert. Vor drei Tagen haben wir ihn auch in Rostock begrüßt. Er kam von Doberan, wo er zur Kur weilte. Zur Kur gehörte für ihn auch die Spielbank, und wenn er im Badehaus den Becher schwang, dann fragte er nicht vorher den Arzt um Erlaubnis. Blücher hatte sich zu einem Besuch in Rostock angemeldet. Draußen am Stampfmüllerteich erwartete ihn ein feierlicher Zug, um ihn in die Stadt zu geleiten. Es waren berittene Kaufleute in phantastischen Uniformen, dann zu Roß die Schützenzunft mit Wehr und Waffen. Vor dem Wagen des Fürsten schritt eine große Schar weißgekleideter, blumenstreuender Mädchen, unter ihnen meine Töchter. Den Wagen des Fürsten umgaben die Rostocker Schiffszimmergesellen, und den Beschluß des Zuges machten Schiffer, Matrosen und die Fahnenkorps der Bürgerwehr.

Der Fürst stieg am Hopfenmarkt im Palais des Großherzogs ab. Dort stand ich und konnte mir das Antlitz unseres Blücher tief einprägen. Wie ich ihn fand? Aus Erz gemeißelt, adlerkühn, in den alten blauen Augen noch immer ein loderndes Feuer und um die Lippen ein heimliches Lachen. Diese Lust am Lachen ist wohl ein besonderer Zug der echten Rostocker, eine Lust, die auch in allem Leid nicht totzukriegen ist.

Eine Abordnung des Rats überbrachte dem Fürsten in das Palais den Ehrenbürgerbrief der Stadt Rostock in vergoldeter Kapsel. Im Hafen schossen alle Schiffe Salut, den Marschall Vorwärts aber holte sich der Rat ins Rathaus, um ihn auf einem Festmahl mit auserlesenen

Speisen und Weinen zu bewirten. Auf die langen Trinksprüche hat Blücher kurz und derbe geantwortet und hat im Trunke seinen Mann gestanden. Abends waren alle Fenster der Stadt mit Kerzen erleuchtet, und die Studenten brachten dem Fürsten einen Fackelzug. Am andern Tage hat Blücher vor seiner Abreise noch seine Geburtsstätte nahe dem Zeughaus und die Grabstätte seiner Eltern in der Petrikirche besucht.

•

Neues Leben herrscht im Rostocker Hafen. Noch steht ja bei uns das Korn niedrig im Preise, und draußen in England und Frankreich, in Holland und Spanien strecken sie die Hände aus nach unserm Getreide und zahlen hohe Preise. Als Rückfrachten bringen unsere Schiffe Kohle und Eisenwaren mit. Aber auch für die Frauen kommen Schätze aus den Schiffen ans Tageslicht. Große Ballen von Leinewand und Wolle, kostbare Tuche und Kleiderstoffe. Dazu das, was die Kolonien liefern: Tee, Kakao und Kaffee, Reis und — denke nur! — auch lebende Affen und Papageien.

Dieser große Warenaustausch nach dem Kriege ist eine Folge der langen Sperre zwischen England und dem Festland. Auf beiden Seiten hat sich Ueberflüssiges aufgespeichert. Der rasche Austausch ist verlockend. Vorläufig ist es ein gutes, reinliches Geschäft. Ich habe Korn, und du, Engelsmann, willst es haben. Gut, gib mir dafür Leinen und Eisenwaren und Kohle, dann sind wir einig. Das Geschäft kommt zustande, und beide Teile sind zufrieden. Bis jetzt noch. Ich kann mir nicht denken, daß dies alles lange gut gehen wird. Allzu leicht ist der Verdienst, ähnlich so wie Anno 1800, als wir die Neutralen waren, die am Kriege verdienten. Aber durch solche Gedanken lasse ich mir die Freude am Hafen nicht trüben. Alle paar Tage fahre ich nach Rostock, manchmal mit meiner Frau und den jüngsten Kindern, und wir stehen auf den Brücken und schauen zu. Wir haben sogar schon selber Tauschgeschäfte gemacht: für ein paar Schweine und einige Fuder Korn erhielten wir Spaten und Nägel, Leinen und Kaffee. Alles ohne Geld. Wir tauschen wie die geldlosen Neger in Afrika.

Die Säcke mit Kaffeebohnen, die auf dem Tauschwege in unser Haus gelangt sind, haben eine kleine Revolution in unserer Hausordnung zur Folge gehabt. Wir aßen bisher nach altem, gutem Brauch morgens eine kräftige Mehlsuppe. Damit sind wir und unsere Kinder gut gediehen. Statt dessen steht seit kurzer Zeit auf dem Frühstückstisch eine Kanne mit Bohnenkaffee. Meine Frau folgt darin einem guten oder wohl bösen Beispiel, das in den meisten wohlhabenden Rostocker Familien gegeben wird: eine Kaffeemahlzeit als Tagesanfang. Da zu dem Kaffee noch gutes Landbrot, viel Butter, auch Eier, Käse und Schinken auf den Frühstückstisch kommen, so können wir auch bei der neuen Mode gedeihen, aber ganz rein ist mein Gewissen dabei nicht. Mir ist, als hätten wir, um den Gaumen zu kitzeln, **ein Stücklein guter Vätersitte geopfert.**

Der Du selber Pferde und Hunde hast, sollst auch von meinen vierbeinigen Lebenskameraden hören und erfahren, daß mein Reitpferd, eine gängige braune Stute, plötzlich rotzkrank wurde und getötet werden mußte. Ein neues Pferd habe ich mir in Dölitz vom Schwiegervater gekauft. Und kaum hatte ich meinen lieben Gaul vom Jäger erschießen lassen — ich selber brachte es nicht übers Herz — da werden meine Hühnerhündin und mein bester Teckel von einem tollen Hunde gebissen und müssen ebenfalls einen Blattschuß haben.

Weißt Du übrigens, wie man noch vor fünfzig Jahren in Rostock die Hunde gegen die Tollwut schützte? Mein Vater hat es mir genau erzählt. Man verließ sich auf den römischen Schriftsteller Plinius, der vor 1700 Jahren behauptet hat, die Tollwut käme vom Tollwurm, und dieser müsse den Hunden herausgeschnitten werden. Solch Märlein hat man über anderthalb Jahrtausende geglaubt, und in Rostock wurde zu meines Vaters Zeit — sobald ein Tollwutanfall auftrat — das Mittel des Plinius angewendet. Der Scharfrichter bekam dann den Auftrag, allen Hunden der Stadt den Tollwurm herauszuschneiden, und weißt Du, wo er den fand? Es war ein harmloser Muskel unter der Zunge, der kunstvoll herausgelöst wurde. Für jeden herausgeschnittenen Wurm bekam der Büttel sieben Schilling von dem Herrn des Hundes, und verkaufte ihm dann noch für einen weiteren Schilling eine Blechmarke, die der wurmlos gewordene Hund um den Hals tragen mußte. Alle Hunde aber, die nach ein paar Tagen noch ohne Blechmarke herumliefen, hatte der Scharfrichter totzuschlagen. Die Sache war für ihn ein glänzendes Geschäft, denn man brachte ihm einmal zu meines Vaters Zeit über 300 Hunde, und er wird Gajus Plinius gesegnet haben. Was man übrigens damals in Rostock tat, geschah in vielen Städten, bis man erkannte, daß auch die Hunde ohne Zungenmuskel toll werden konnten. Dann kam ein einfacheres Mittel auf: die tollen Hunde erschießen und die anderen wochenlang einsperren.

Ich sprach über diese Geschichte mit unserem berühmten Rostocker Arzt, dem Dr. Josephi, den Du vielleicht von unserer Studentenzeit her noch kennst. Er war ein paar Jahre älter als wir und ein gefürchteter Fechter und Schläger. Jetzt macht er die kranken Rostocker gesund oder befördert sie zum Tode, und nebenbei ist er lachender Philosoph. Ihm war noch die alte Tollwurmkur bekannt. „Warum nicht den Zungenmuskel herausschneiden?“ sagte er vergnügt. „Wir haben doch mit unseren Kranken schon ganz andere Dinge gemacht. Haben wir ihnen nicht die heilenden Salben und Mixturen in die Nasenlöcher ge-

strichen? Wir haben jahrhundertelang die armen Geisteskranken in Käfige eingesperrt wie die wilden Tiere. Und die kranken Leiber haben wir in glühend heißen Krankenzimmern schmoren lassen. Die meisten Teufel haben wir aus den gequälten Körpern austreiben wollen mit neuen Teufeleien. Warum sollen die Hunde es besser haben als die Menschen?"

*

Dr. Josephi ist nicht der einzige Philosoph in Rostock. Ich machte einen Rundgang um die Wälle der Stadt mit unserem lieben alten Professor Schadelock, der noch immer seinen Zopf trägt wie die Männer des vergangenen Jahrhunderts. Wir blickten vom Oberwall auf die Stadt.

„Ist das nicht für das Auge ein köstliches Bild", sagte er, „diese alten Mauern und Tore, auch wenn sie die Stadt nicht mehr schützen? Wie eine lebende Hecke einen Garten einschließt, so rahmen diese Mauern und Tore unser Rostock ein, auch sie sind lebendig emporgewachsen im Laufe der Zeit. Immer wenn ein Stück einstürzte vom Mauerring, hat man es ersetzt, wie man die Lücken in einer Hecke ausfüllt. Aber nun hat der Großherzog auf das Drängen unserer Stadt zugestimmt, daß wir ganz entfestigt werden, und unsere Kinder und Enkel werden dieses schöne, einheitliche Stadtbild nicht mehr sehen."

Er wurde sehr ernst, und ich bat ihn, mir zu erzählen, wie das alles gekommen sei. Aber da fing er an zu lachen. „Ja", sagte er, „unsere kriegskundigen Männer in den Bürgerquartieren sind schon zur Franzosenzeit Sturm gelaufen gegen den Festungsring. Besonders das Kröpeliner Tor wollten sie zerstören. Wie habe ich für dieses Tor gekämpft! Aber in der Kriegskunst ließen sie mich nicht gelten. Davon verstanden sie mehr. Es hieß immer: ‚Das Tor kann einem zurückweichenden Feinde stärkere Schutzwehr bieten als Wälle!" Was kann einer gegen solchen Unsinn anführen? Man kann höchstens antworten: „Ja, die ganze Stadt kann einem Feinde Schutz gewähren. Also muß die ganze Stadt abgerissen werden!" Wie kann man alte, ehrwürdige Gebäude bloß darum vernichten, damit sie bei einer möglichen Schlacht, die wohl niemals stattfinden wird, nicht im Wege stehen! Sie erzählten gerade von den tollen Hunden. Diese Zerstörungswut an unseren alten Mauern und Toren ist auch so ein Tollwurm, den wir leider den Leuten nicht ausschneiden können."

100—101

In Deiner Erinnerung, lieber Freund, lebt unser Rostock noch so, wie es zu unserer Studentenzeit war. Ich kann Dir zum Trost berichten, daß trotz aller Tollwürmer und trotz aller Entfestigungswut das Meiste noch unversehrt ist. Auf seltsame Art ist bisher noch alles gerettet worden. Wohl hat der Großherzog der Entfestigung zugestimmt. Mauern und Tore sollen fallen, das ist schon entschieden. Aber mit den Mauern zusammen sollen auch die Wälle und der Wallgraben verschwinden, und es soll an der Stelle des Walles eine breite Ringstraße entstehen wie in anderen Städten, und die Kosten der ganzen Arbeiten sollen durch Grundstücksverkäufe an dieser Ringstraße gedeckt werden. Aber nun kommt das große Aber. Die Herren wissen nicht, wohin sie das Wasser des Wallgrabens ableiten sollen. Sie wagen es nicht, den Wallgraben mit den Erdmassen der Wälle einfach zuzuschütten, weil sie fürchten, statt einer trockenen Ringstraße könne rings um die Stadt ein nasser Sumpf, ein grundloser Morast entstehen. Das wäre allerdings ein schlechter Baugrund für die Grundstücke, die sie teuer verkaufen wollen.

So hat sich bisher wenig verändert. Mauern und Tore stehen noch, weil die Wälle noch stehen. Inzwischen hat man beschlossen, die Stadt in ganz kleinen Abschnitten zu entfestigen, um dabei Erfahrungen zu sammeln. Aber schon haben wir ein volles Friedensjahr gehabt, und noch ist kein Anfang gemacht worden. Solche Zwischenzustände können jahrzehntelang dauern. Im Rate sind sogar Freunde der alten Stadtmauer zu Worte gekommen. Kürzlich sagte ein Senator: „Mauern und Tore und Wälle dienen der Zollabschließung der Stadt und der Ueberwachung der aus- und einreisenden Fremden. Sie sind also ein Schutzgürtel, nicht mehr für den Krieg, wohl aber für den Frieden. Schafft zuvor einen neuen Schutzgürtel, ehe ihr den alten zerstört!“ So wird wohl noch recht lange alles beim alten bleiben, und daran habe ich in diesem Falle meine stille Freude.

*

Unsere Wälle bleiben auch darum noch unversehrt liegen, weil die Stadt recht viele andere Nüsse zu knacken hat. Unser Rat versucht jetzt, manchen Schaden zu heilen, der in der Franzosenzeit entstanden ist, und dazu hat er jetzt Geld. Es fließt ihm von verschiedenen Seiten zu. Ein Goldstrom kommt von der Schifffahrt. Sie bringt allen Leuten Verdienst, den Kaufleuten, den Handwerkern, und wer der Stadt noch Steuern oder andere Gelder schuldete, der zahlt jetzt ab. Aber das meiste Geld kommt aus der französischen Kriegsentschädigung. An ihr hat ja das Land Mecklenburg einen schönen Anteil, und die Stadt verlangt wieder ihren Anteil am Landesanteil und erhält ihn. Die französischen Gelder sollen den Kriegsgeschädigten zukommen, und als geschädigt fühlt sich die Stadt vor allem selber. Das gibt nun einen drolligen Wettlauf.

Der Rat hat öffentlich alle Kriegsgeschädigten aufgefordert, sich mit ihren Ansprüchen zu melden. Nun kommen sie in Scharen und stellen lange Rechnungen auf. Dem einen haben die Franzosen vor acht Jahren angeblich ein Schwein gestohlen. Dem andern haben sie ein Weinfaß leer gemacht. Aber auch ernster Schade wird angemeldet: Ein Warnemünder hat seine Jolle abliefern müssen und sie nicht zurückerhalten. Durch das Franzosenlager bei Barnstorf hat das Hospital einen ganzen Wald und viele Jahrespachten auf den beschlagnahmten Aeckern verloren. Und nun erst die Stadt selber: Was hat sie allein aus der Rostocker Heide an Holz liefern müssen! Als Kriegsentschädigung aber steht nur eine bestimmte Summe zur Verfügung. Also bleibt nur ein Weg offen: Alle Summen, die angemeldet werden, streicht man so zusammen, daß sie ganz klein werden, und vor allem wird dafür gesorgt, daß der Löwenanteil der Kriegsentschädigung in die Stadtkasse fließt. Ich beneide die Herren nicht, die das Geld zu verteilen haben.

Mit dem neuen Gelde, das nun in der Stadtkasse klimpert, werden Gottlob auch die verwüsteten kleinen Waldungen nahe der Stadt wieder aufgeforstet: die Kramonstannen bei Kassebohm und die Barnstorfer Tannen. Die Aufsicht über diese Arbeiten habe ich. Die Kramonstannen sind ja meine eigene Schöpfung. Die Bäumchen waren im besten Wuchs, als die Soldaten kamen und die jungen Schonungen zu einem Uebungsplatz machten. Mannschaften und Pferde zerstampften alles um die Wette, und Du kannst Dir vorstellen, was von meinen Bäumchen übrig geblieben ist. Ich habe einen großen Teil der Schonungen ganz ausräumen und wieder neu besamen lassen. Was

an gesunden Bäumen mit fort mußte, das diente dazu, anderswo Lücken auszufüllen. Jetzt ist alles wieder eingezäunt und braucht nun Jahre der Ruhe. Möge kein Feind und kein Rostocker meine kleinen Kiefern im Wachstum stören!

Die Barnstorfer Tannen waren vor der Franzosenzeit ein langer, schmaler Waldstreifen, der sich an der Straße von Rostock nach Parkentin entlangzog. Davon war jetzt nichts mehr übrig. Alles war abgeholzt für das Barnstorfer Truppenlager. Der Grundherr, das Hospital zum Heilgen Geist, wollte als Kriegsentschädigung seinen verlorenen Wald zurück haben und erbat meinen Rat. Ich besichtigte mit dem Hospitalmeister das Gelände und schlug vor, die bisherige Länge des Waldes am Parkentiner Weg zu kürzen und dafür den Wald breiter zu machen, so daß er künftig bis an das Dorf Barnstorf heranreiche und den alten Kirchweg von Bramow nach Biestow umschließe. Sie haben meinen Vorschlag angenommen und einige Bauernfluren durch Austausch freigemacht. Wir pflügen und pflanzen und besamen jetzt, und auch hier wird eines Tages die letzte Spur der Franzosenzeit verschwunden sein. Mitten in dem neuen Walde entsteht ein Schießstand für die Rostocker Schützenzunft.

Ich bin jetzt 25 Jahre Forstinspektor. Während dieses Vierteljahrhunderts habe ich ein allgemeines Vertrauen erworben, und infolgedessen bin ich seit einigen Jahren ein begehrter Mann geworden als Sachverständiger, als Gutachter und als Schiedsrichter, nicht nur in Forstsachen, sondern auch in der Landwirtschaft und in sonstiger Oekonomie. Bei Waldverkäufen von einem Gutsherrn an den andern schätze ich vorher den Wert des Waldes ab und lasse mir solch Gutachten anständig bezahlen. Das hat mich die letzten Jahre zu manchen Reisen durch Mecklenburg geführt.

Als kürzlich die Pfeifenteiche vor dem Steintor besichtigt werden sollten, die Rostock mit Trinkwasser versorgen, da wählten die Herren vom Altstädter, Mittelstädter und Neustädter Born mich als Sachverständigen in mancherlei Streitfragen. Ich hatte mit zu beratschlagen, ob der Erdwall rings um die Teiche zu erhöhen war, wie man den Unrat aus dem Wasser fernhalte, und wie weit die Holzrohre — sie sagen hier nur: die Pipen — erneuert werden sollten. Das waren fröhliche Wagenfahrten und lange Sitzungen, bei denen wir nicht zu hungern und zu dursten brauchten.

Als Gutachter habe ich im letzten Spätsommer — wir hatten gerade den Sieg von Belle-Alliance gefeiert — eine Wasserfahrt auf der Oberwarnow von Bützow nach Rostock mitgemacht. Dabei habe ich ein herrliches Stück aus der nächsten Umgebung unserer Vaterstadt kennengelernt und habe immer vor Staunen die Augen aufgerissen und mich gefragt: wie ist es möglich, daß du als alter Rostocker noch nie diesen Wasserweg versucht hast?

Die Oberwarnow bis Bützow gehört der Stadt Rostock. Es ist freilich eine verwickelte Sache, an der die Advokaten Geld verdienen können. Schiffahrt und Fischerei auf der Oberwarnow und das Recht der Wiesennutzung rechts und links des Flusses sind uralte Rechte, die öfter den Herrn gewechselt haben. Diese Rechte, die einen Geldwert hatten, waren seit alten

102

Zeiten in Achtel zerlegt, und diese Anteile wurden verkauft wie andere Grundrechte. Seit langer Zeit gehören der Stadt Rostock sieben Achtel. Das letzte Achtel gehört einem Rostocker Senator, der es aber der Stadt nicht verkaufen will. Er hat also noch Anspruch auf den achten Teil von dem, was die Oberwarnow einbringt.

Du bist oft mit mir über den Mühlendamm gegangen und weißt, daß dieser Damm die Unterwarnow von der Oberwarnow scheidet. Die Unterwarnow ein majestätisch breiter Strom, die Oberwarnow ein schmaler Fluß, der sich durch ein breites Wiesental hinschlängelt. Du weißt auch, daß am Mühlendamm die schmale Oberwarnow so hoch aufgestaut ist, daß ihr Wasserspiegel viel höher steht als der der Unterwarnow. Wenn auf der Unterwarnow ein Mann aufrecht in einem Boot steht und den Arm in die Höhe reckt, dann zeigt er mit den Fingerspitzen so hoch, wie der Wasserspiegel der Oberwarnow steht.

Bei unserer Besichtigungsreise handelte es sich um die uralte Streitfrage, die noch keiner gelöst hat: Sollen wir den Spiegel der Oberwarnow so weit senken, daß der Unterschied zwischen dem rechten und dem linken Ufer des Mühlendamms geringer wird? Zwei Parteien stehen sich da kampfbereit gegenüber: Die Rostocker Wassermüller verlangen einen ganz hohen Wasserstand der Oberwarnow, damit ihre Mühlenräder stark angetrieben werden und auch in trockenen Sommermonaten Wasser haben. Denn was soll der Müller machen, wenn seine Mühle steht? Die Gegenpartei sind die Besitzer der alten Rechte auf der Oberwarnow. Ihnen gehören die Warnowwiesen bis Bützow, und diese Wiesen stehen bei dem hohen Stand des aufgestauten Flusses meist unter Wasser. Es sind schwimmende Wiesen, die so gut wie nichts einbringen. Würden sie trocken gelegt, das herrlichste Heu könnte in Mengen auf Schleppkähnen nach Rostock gebracht werden. So steht Meinung gegen Meinung. Noch sind wir nicht so weit, daß alle unsere Wassermühlen durch Windmühlen ersetzt werden können. Noch brauchen wir die treibende Wasserkraft der Oberwarnow. Und so wurde bei unserer Besichtigungsreise, wie zu erwarten war, die uralte Streitfrage nicht gelöst.

Mir war schon unterwegs diese ganze Frage gleichgültig, weil der Zauber der Landschaft mich völlig gefangen nahm. Wir hatten den Hinweg nach Bützow auf Wagen gemacht und ließen uns stromabwärts von den Fluten tragen. Einen bequemen Reisekahn hatte die Stadt uns eingerichtet. Wir konnten sitzen und liegen. So trieben wir lautlos dahin, nur das Wasser gurgelte an unserem Boote. Wie im Traume schwebten Wiesen, Wälder, Ackerstücke und friedliche Dörfer an uns vorüber. Auch an der kleinen Stadt Schwaan, die verschlafen hinter den Wiesen liegt, kamen wir vorbei und grüßten die uralte Kirche mit dem stumpfen Turm. Mir war's, als führen wir durch die Gefilde der Seligen. Hier trat ein schlankes Reh aus dem Walde. Dort weideten rotbunte Kühe geruhsam auf der Wiese. Ein Bauer winkte uns mit der Harke. Ein paar fröhliche Mädchen banden ihre Kopftücher ab und ließen sie zum Gruße hoch über ihren Köpfen flattern. Ich legte mich ins Boot und blickte in den blauen Himmel, der sich wolkenlos über uns wölbte. An manchen Stellen war der Fluß von einem breiten Schilfgürtel eingesäumt. Ein leiser Wind strich über diesen mächten Graswald dahin und drückte ihn auf und nieder, daß er lebte wie eine Meereswoge. Es war mir alles so feierlich, so sonntäglich. Ja, lieber Freund, die Welt ist schön, und das Schöne liegt so nahe, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um es zu ergreifen. Warum fährt nicht täglich ein Reiseboot zwischen Rostock und Bützow hin und her, damit auch andere Menschen unsere Oberwarnow kennenlernen?

*

Weißt Du noch, wie zu unserer Schüler- und Studentenzeit die Stadt Rostock auf der Oberwarnow einen Krieg gegen die Italiener geführt hat? Und wie wir auf dem Mühlendamm standen und die Soldaten des Herzogs mit den dicken Schnauzbärten auslachten, wenn sie den Italienern den Weg über den Mühlendamm frei machten, den ihnen die Rostocker Brauer und Schiffsleute versperrten? Damals verstanden wir die Zusammenhänge nicht, jetzt auf der Wasserfahrt habe ich den alten Streit erst recht begriffen und muß ihn Dir erzählen.

Es war so: Ein aus Italien stammender Kaufmann Crotogino hatte in Güstrow mit einigen seiner Landsleute eine große Handlung eingerichtet. Sie kauften rings um Güstrow Gerste auf, stellten daraus Malz her und brachten es auf der Oberwarnow nach Rostock, um es am Mühlendamm auf die Unterwarnow zu schaffen und dann nach Dänemark und Schweden zu bringen. Von Güstrow nach Bützow fließt ein kleiner Nebenfluß der Warnow, die **Nebel. Auch dieses Flüßchen wurde zum**

Wasserweg, denn Crotogino hatte zusammen mit dem Herzog die Nebel so ausgebaut, daß seine Kähne darauf fahren konnten. So sparte der Italiener für den Weg von Güstrow nach Rostock die teuren Wagenfahrten, die auf den schlechten Landwegen viel Geld verschlungen hätten. Er konnte billigeres Malz auf die Seeschiffe bringen als die Rostocker Brauer. Und darum wollten zu unserer Zeit die Rostocker die Italiener nicht über den Mühlendamm lassen, und erst der Herzog mußte ihnen mit seinen Soldaten den Uebergang frei machen. Aber die Rostocker wußten dem Crotogino genug Knüppel in den Weg zu werfen. Sie sperrten ihm die Oberwarnow durch ihre eigenen Schleppkähne. Sie ließen seine Unterwarnowkähne nicht an den Mühlendamm heran. Sie klagten beim Reichskammergericht in Wetzlar über die Verletzung alter Rostocker Sonderrechte. Es war die Zeit, als der Herzog die Rostocker Universität nach Bützow verlegt hatte. Damals schwebten zwischen dem Fürsten und der Stadt beim Kammergericht ein Dutzend Rechtshändel.

Wir haben ja noch als Studenten erlebt, daß der Tod des alten Herzogs den Frieden gebracht hat. Aber erst auf meiner Wasserfahrt habe ich erfahren, daß damals beim Friedensschluß Anno 1788 auch der Krieg mit den Italienern beendet worden ist. Der Crotogino, den nicht mehr der alte Herzog schützte, mußte seine Malzfahrten auf der Oberwarnow aufgeben, und die Rostocker Brauer hatten gesiegt.

Sieh, lieber Freund, so kommt der Forstinspektor der Rostocker Heide, der sonst an den Dünen der Ostsee zu tun hat, auch einmal ins Binnenland. Und stolz war ich darauf, als ich in Bützow das Boot bestieg, wieder auf Rostocker Grund und Boden zu stehen und auf unserer Oberwarnow zu fahren.

•

Die Oberwarnow ist nur schmal neben der breiten Unterwarnow. Aber ich kenne ein noch viel schmaleres Gewässer, das eigentlich nur ein dünnes Rinnsal ist, und ist mir doch teuer und ans Herz gewachsen: das ist unser Stromgraben, der seit einem halben Jahrtausend die Grenze bildet zwischen der Rostocker Heide und der Herzoglichen Forst. Er fließt als Grenzbach von Süd nach Nord, dann wendet er sich nach Westen, um zuletzt bei Graal in die Ostsee zu münden.

Jedes Jahr wird der Stromgraben als alte Grenzscheide von uns und den Herzoglichen besichtigt. Jede Partei schickt einen Förster oder Jäger mit ein paar Waldarbeitern. Sie schreiten an beiden Seiten des Stromgrabens entlang, räumen die verkrauteten und verstopften Stellen aus, holen Aeste und ganze Bäume heraus, die in den Graben gestürzt sind, und

achten darauf, daß das Bett unverändert bleibt, denn die alte Grenze gilt als heilig. Da, wo der Stromgraben in die Ostsee mündet, gibt es am meisten Arbeit, denn da versandet der kleine Bach genau so wie die Warnow und muß immer wieder frei gemacht werden.

106

Nahe der Mündung des Stromgrabens in die Ostsee liegen die alten Klosterdörfer Graal und Müritz. Sie sind herzoglich, seitdem der Landesherr das Kloster Ribnitz beerbt hat. Hier haben sich seit zwei Jahren ganz neue Einwohner eingefunden, die nun die Nachbarn unserer Heide geworden sind: das sind die angesiedelten Kriegsteilnehmer. Als der Kaiser Napoleon Anno 1810 Mecklenburger Seeleute für die französische Flotte forderte und alle flüchteten und nirgends Schiffsvolk zu finden war, da versprach der Herzog denen, die sich als Seeleute für Frankreich anwerben ließen, nach dem Kriege Grundbesitz und Bauholz auf den alten Klosterdörfern nahe der Ostsee. Der Herzog — jetzt Großherzog — hat sein Wort gehalten und hat über ein Dutzend Seeleute und dann noch andere Veteranen in Graal und Müritz angesiedelt. Ich habe im letzten Sommer gesehen, wie geschickt sich die Leute ihre Häuschen schufen. Alle taten sich zusammen, um ein einziges Haus zu bauen, und unter ihnen waren Maurer, Zimmerer und Dachdecker. Sobald ein Haus fertig war, zogen sie alle auf das nächste Grundstück und bauten auch dort das Haus. So sind die Häuschen alle noch vor Winters Anfang fertig geworden, und jeder, der jetzt durch Graal und Müritz geht, freut sich über die schmucken Krieger- und Seemannsheime. Klein sind die Stübchen, denn auf der See waren sie winzige Räume gewohnt, aber Türen und Fenster sind bunt und lustig angestrichen, und ringsum sind schon kleine Obstbäumchen gepflanzt. Sie haben alle auch ein paar Kühe auf der Weide, und die meisten haben auch ein Boot, mit dem sie bei stillem Wetter auf die Ostsee hinausfahren und ihre Netze und Reusen auslegen.

Von Müritz aus bin ich durch die Gelbensander Forst geritten und habe den Weg verfolgt, den hier eine Wasserhose genommen hat. Sie hat mit Urgewalt die stärksten Bäume niedergebrochen und hat quer durch den Wald eine neue, leider **viel zu breite Schneise geschaffen.** In

einer halben Stunde hat sie mehr Arbeit verrichtet, als Menschen in Monaten geleistet hätten. In Gelbensande besuchte ich den Forstmeister des Großherzogs, Herrn von Stenglin. Wir beide verstehen uns gut. Wir halten treue Nachbarschaft und tauschen gern ernste Gedanken aus. Aber wir trinken auch hin und wieder zusammen einen fröhlichen Trunk und erzählen uns Schwänke aus unseren Wäldern.

Herr von Stenglin kann sprechen wie ein Dichter, wenn die Rede auf unser Hochwild kommt. Ich sehe ihn in Gedanken vor mir: ein Graukopf mit buschigen Brauen, blitzende Augen, eine stolze Adlernase, scharf geschnitten der kluge Mund. Gertenschlanke Glieder, klar und rein die Stimme. Ich höre ihn reden:

„Unser Hirsch", so sagte er, „ist das herrlichste Tier, das die Natur für ihre Wälder geschaffen hat. Es ist schöner gebaut als das edelste Pferd. Unser Herz lacht vor Wonne bei seinem Anblick. Der Hirsch weckt in mir das Bewußtsein eigener Kraft, er macht mich selber durstig nach Freiheit, nach ungebundenem Dasein. Wäre ich nicht Forstmeister, ich wollte ein Tiermaler sein und würde nur Hirsche malen. Feierlich, majestätisch schreitet der Hirsch dahin, jetzt neigt er sein stolzes Geweih, jetzt wirft er es zurück, um dahinzujagen wie ein Pfeil. Kommt aber der Oktober, dann erschallt der Wald vom Gebrüll der Hirsche. Das ist ein Ton, der mir schauernd durchs Mark geht, als ob eine Stimme aus der Urwelt ertöne.

Und dieses edle Tier hat die Mordlust der Menschen fast von der Erde vertilgt! Tückische Schützen liegen hinter dem Busch, um dem herrlichen Hirsche aufzulauern und dieses Gotteswunder zu zerstören mit frevelnder Hand. Sie schonen nicht das Kalb im Mutterleibe und wissen doch, daß die Hirschin nur ein oder zwei Junge im Jahre zur Welt bringt. Wir Männer, die heute die Wälder betreuen, wir haben die heilige Pflicht, die letzten Hirsche zu schützen!"

Herr von Stenglin und ich haben uns mit festem Händedruck das Wort gegeben, daß wir beide alles tun wollen, was in unseren Kräften steht, um unseren Wäldern den stolzen Hirsch zu erhalten. Wir wollen Dickichte schaffen als Zufluchtsorte. Wir wollen unsere Herren — er den Großherzog und ich den Rostocker Rat — bitten und drängen, daß in unseren Waldungen vier Jahre lang kein Stück Hochwild abgeschossen werden darf. Nein, leben sollen unsere edelsten Tiere, und fortpflanzen sollen sie sich!

Ich breche ab. Der Brief soll fort. Wie und wann mag er Dich erreichen? Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß eins der nächsten Jahre uns Deinen Besuch in Rostock und in Rövershagen bringen wird. Die Welt sieht jetzt friedlich aus, man kann wieder Reisepläne machen. Dann wandern und reiten und fahren wir durch meine Wälder und meine Gründe, wir durchstreifen die Straßen im alten Rostock und besuchen alte und neue Freunde. Wir tauschen als reife Männer wie einst als Jünglinge unsere Gedanken aus und öffnen einer dem andern die bedrängten Herzen. Komm, lieber Freund! Blicke wieder einmal mit eigenen Augen auf die alte Heimat! Sie hält die Arme offen für ihren Sohn, der ihr in der Ferne immer die Treue bewahrt hat.

Wir alle, Frau und Kinder, grüßen Euch alle! Unsere Herzen schlagen für Euch.

Dein Hermann Friedrich Becker.

SIEBENTES KAPITEL: 1821

Warnemünde, den 20. Juli 1821.

Du bester meiner Freunde! Das Schönste, was ich in den vergangenen Jahren erlebt habe, das war Dein Besuch in der alten Heimat. Wenn Du auch leider nur vierzehn Tage bei mir in Röverhagen verweilen konntest, diese beiden Septemberwochen des Jahres 1817 strahlen mir noch heute in leuchtendem Schein. Ob wir im Wagen durch die Heide fuhren oder an der Ostsee zwischen den Dünen lagerten, ob wir durch die alten lieben Straßen Rostocks schritten oder plaudernd und manchmal auch in lächelndem Schweigen zusammensaßen im Ratskeller oder in meinem Heim: immer war mir, als sei mein eigenes Dasein erweitert, bereichert, vertieft durch Dich, der Du mich ganz verstehst wie kein anderer.

Du hast das Herz meiner Frau gleich am ersten Tage gewonnen, und sie hat schon manche Männer abgelehnt, denen ich gewogen war. Aber wenn wir von Dir sprechen, dann bist Du auch für sie ganz einer der unsern. Ein besonders glücklicher Gedanke war es, daß Du Deinen ältesten Sohn mitgebracht hattest, diesen blonden Riesen mit den Kriegerfäusten und den verträumten blauen Kinderaugen. Schade, daß meine ältesten Söhne den neunzehnjährigen Jüngling nur flüchtig kennengelernt haben. Am meisten Eindruck hat er auf meine Tochter Lisette gemacht, die seit einem Jahre Frau Passow heißt und mir vor einiger Zeit den ersten Enkel geschenkt hat. Für unsere jüngste Tochter, die dreizehnjährige Luise, bleibt Dein Sohn ein Märchenprinz, der aus einer fernen Welt plötzlich vom Himmel gefallen und leider allzu rasch wieder entschwunden ist.

Der Fünfjahresbericht an Dich ist mir längst zu einem Bedürfnis geworden. Er ist für mich die Beichte, die Rechenschaft, der Schlußpunkt hinter einem beendeten Lebensabschnitt. Ich schreibe zum ersten Male diesen Bericht in Warnemünde. Hier halten wir uns vier Wochen auf, meine Frau, die Kinder, soweit sie noch zu Hause sind, und ich. Wir wohnen im Hause des Vogtes, der eine Reihe von Gastzimmern vermietet. Er heißt Bencard, und ich habe im letzten Jahre die Feier seiner Einführung mitgemacht. Er ist heute ein schwer kranker Mann, und wir fürchten für sein Leben. Seine Frau versorgt uns Gäste mit reichlicher Speise. Hier findet sich in den Sommerwochen ein kleines Rostock zusammen. Mich selber nennen sie einen der Entdecker von Warnemünde.

Mein Beruf als Hüter der Heide hat mich von Anfang an dem Meere nahegebracht, denn mein Wald stößt ja von Markgrafenheide bis nach Graal an die Ostsee. Sie ist unserer Heide nicht immer eine gute Nachbarin. Sie bringt uns Stürme und Nebel und Wasserfluten. Aber je mehr ich im Laufe der Jahre mit der Ostsee vertraut wurde, desto mehr hat sie mich in ihren Zauberbann gezogen.

Abgespannt habe ich an heißen Sommertagen in einer Dünenmulde gelegen und zuerst stumpfsinnig dem gleichmäßigen Rauschen der Wellen gelauscht. Aber bald durchströmte es mich dann wie ein tiefer Friede. Dieses eintönige Aufschlagen der Wogen auf den Strand wirkt auf mich wie eine Stimme der Ewigkeit, wie eine eherne Melodie, die schon vor fünftausend Jahren ebenso erklungen ist wie heute, und die auch späte Menschen, die Jahrtausende nach uns leben, erquicken mag. Eine wohlige Müdigkeit nahm mich meist gefangen. Wozu alle Unruhe des Lebens, alles Laufen und Jagen, warum nicht stilliegen und den ewigen Wellen lauschen?

Aber es war nicht das Ohr allein. Das Atmen wurde zum tiefen Genuß. In die Brust strömte eine reine Luft, die die Lungen weitete und beglückte. Wie mein Pferd schnuppernd die Nüstern erhebt, wenn es Heu wittert, so schnuppere ich wie ein Hungernder nach Meeresluft.

Mein Auge hat die wechselnden Farben der Ostsee getrunken und ist niemals satt geworden. Unerschöpflich flutet die Fülle der Farben. Jeden Tag, jede Stunde ist das Bild ein anderes. Dunkel, schwarz, wenn schwere Wolken über dem Meere hangen; silbergrau, wenn leichtes Gewölk am Himmel huscht. Unter strahlend blauem Himmel aber wird ein noch tieferes Blau geboren, und dazwischen als herrschender Hintergrund das harte Grün in allen Tonarten zwischen Grau und Blau.

Eine Farbenskala ohnegleichen. immer durchbrochen durch die weißen Kämme der Wogen, sprühend und verwirrend, wenn die Sonne hinter wehenden Wolken hervorblickt und einen Goldschimmer über das Meer wirft. Glücklich der Maler, der einen Bruchteil von dem festhält, was dem schwelgenden Auge hier zuteil wird!

Du und ich, wir haben als Jünglinge einige Male zusammen in der Ostsee gebadet. Das erregte zu jener Zeit noch Kopfschütteln und Stirnrunzeln bei den Stubensitzern. Es war damals bei uns die wilde Lust der Jugend, die sich lachend in die Wellen warf und ihre überschüssige Kraft irgendwo austoben mußte. Ich habe nach jahrzehntelanger Pause erst als reifer Mann wieder begonnen, in der Ostsee zu baden. Und da gelehrte Leute wir wir allen Dingen gleich auf den Grund gehen, habe ich versucht, klar zu werden über das seltsame Wohlbehagen, das uns bei einem Seebade durchströmt. Auch Du badest ja in Estland in den Fluten desselben Meeres und magst als Arzt alles noch tiefer deuten.

Im ersten Augenblick ein Frösteln. Aber dann greifen Arme und Beine zum Schwimmen aus, aller Frost ist vergessen, und das Meer trägt uns. Die dunklen Gewalten, die uns in die Tiefe ziehen wollen, halten wir schwimmend nieder, so leicht wie im Spiel, und die Brust weitet sich voller Stolz, daß uns die Naturgewalten untertan sind. Wir lassen uns niedersinken in Wellentäler und hoch emportragen auf die Wellenberge, oder stellen uns fest auf den Meeresboden und lassen die Wogen an unserem Leib zerschellen. Wir stemmen uns ihnen entgegen, daß sie uns nicht umwerfen.

Dann heraus aus den Fluten und Fuß gefaßt auf dem sonnengewärmten Sand. Da prickelt es in allen Adern wie neue Jugend, wie ungestüme Lebensglut. Du läufst über den Strand wie ein fröhlicher Jüngling, bis Du trocken geweht bist. Du streckst Dich in dem heißen Sand und dehnst die Glieder und läßt Dich umschmeicheln von den Sonnenstrahlen. Eine lachende Selbstzufriedenheit überkommt Dich. Abgefallen sind alle Plagen des Alltags.

Aber nicht nur badend, nicht nur mit Auge und Ohr genieße ich die Ostsee. Langsam schreite ich barfuß am Strande hin und her auf steinfreiem Sande, immer dem Meere so nahe, daß es meine Füße bespült, und fühle bei solchem Wandern ein Urbehagen von den Fußspitzen den ganzen Körper durchrieseln bis in die Haarwurzeln. Dann ist mir zumute wie dem Riesen Antäos, der immer neue Kraft gewann, wenn er seine Mutter Erde berührte. Aber wirklich und körperlich muß sie berührt werden, keine Schuhsohle darf mich trennen von meiner kraftspendenden Mutter.

Aufgegangen ist mir die Herrlichkeit der Ostsee an meinem Waldstrand, da wo die Heide an das Meer stößt. Aber selten konnte ich lange verweilen. Meist stand mein Wagen im Gehölz, und ich mußte bald zu ihm zurück. Das brachte mich auf den Gedanken, die Ostsee in Warnemünde zu versuchen, wo man nahe der See zu billigem Preise ein Bett und einen sauber gedeckten Tisch mit gebratenen Fischen findet. Meine Frau war bald bereit, mitzukommen, die Kinder stimmten jubelnd zu.

Wir hatten schon öfter das Badeleben in Heiligendamm betrachtet. Da rühmten sich die Leute, das erste Seebad Deutschlands zu haben. Aber was taten sie? Sie fuhren in ihren Prunkkarossen täglich von Doberan an die See, um ihre Kleiderpracht zu zeigen und um mit ihren schönen Pferden zu prahlen. Ins Wasser gingen sie nur ganz wenig und vorsichtig. Sie hatten einen Badearzt, unsern würdigen Professor Vogel, der die Leute untersuchte, sinnend den Finger an die Nase legte und dann wie ein Orakel verkündete, wie viele Minuten sie an der See oder gar in der See verweilen durften. Waren die Leute reich, so erlaubte er ihnen das Meer nicht an jedem Tage, damit sie recht lange in Doberan blieben und ihr Geld an der Spielbank los wurden. Er ließ auch Badeschaukeln nahe dem Strande bauen. Wenn die Frauen sich in flatternden Kleidern schaukeln ließen, dann — so hieß es — atmeten sie recht viel von der heilenden Seeluft.

Alle diese Scherze, die uns wie Bauernfang vorkamen, machen wir in Warnemünde nicht mit. Hier haben wir die Seeluft billiger. Wir wohnen und speisen beim Vogt. Wir sitzen zwischen den Dünen am Meere. Wer baden will, geht an eine einsame Stelle und schwimmt, so weit er will. Die Kinder aber spielen wie die Wassernixen im Meere ganz vorn, wo es flach ist. Wir sind hier die Bahnbrecher gewesen. Es bestand ein altes Vorurteil gegen den Warnemünder Strand. Da sei der Sand so tief und grundlos, daß man nur stampfend und keuchend hindurchdringe, da sei man in baumloser Oede den Stürmen ausgesetzt und dem Flugsand, der durch Kleider und Haare dringe, da müsse man leben ohne das gewohnte Rostocker Behagen, in dürftigen Kammern

und bei schlechter Kost. Es ist uns gelungen, alle diese Vorurteile zu zerbrechen. Freilich müssen wir uns mancherlei mitbringen: Betten und Eßwaren und Kochtöpfe, aber damit leben wir hier wie einst Robinson auf seiner glücklichen Insel. Wir werden braun und gesund und fröhlich und segnen auch ohne ärztlichen Rat die Heilkraft des Meeres.

Unsere Feriengenossen sind liebe Rostocker Freunde, meist ganze Familien mit vielen Kindern. Da ist mein lieber Bruder, der Pastor an Sankt Marien, mit seiner Kinderschar. Da ist der greise Professor Lorenz Karsten vom Neuenwerder, der schon vor einem Menschenalter die Warnemünder Dünen mit Strandhafer bepflanzt hat. Wohl ist der Sandboden hier trocken, aber dieser Strandhafer besitzt einen langen Wurzelstock, der mit feinen Verzweigungen nach allen Seiten den Sand durchzieht. Dadurch bekommt die lockere Sandmasse einen festen Halt, und bald widersteht sie den sandsaugenden Stürmen und dem Anprall der Wogen. Wir müssen — so sagte Karsten — die wandernden Dünen zu eisenfesten Bollwerken machen!

Da ist der Pastor Detharding von Sankt Jakobi, nur wenige Jahre älter als wir. Ein Mann nach meinem Herzen. Auch von ihm muß ich Dir erzählen. Er hat als Pastor gefordert, man solle die armen Kinder keine unverstandenen Bibelsprüche auswendig lernen lassen, und wäre dafür bald seines Amtes entsetzt worden. Er hat schon vor der französischen Revolution verlangt, man solle in den Volksschulen die Kinder als Kinder behandeln: die Knaben wollen zimmern und die Mädchen wollen schneidern, und wer ihnen das Spiel störe und nicht den Unterricht an solche Dinge anknüpfe, der sei kein rechter Lehrer. Erst jetzt, nachdem Revolutionen und Kriege Europa erschüttert haben, fängt die Saat an aufzugehen, die Pastor Detharding in jungen Jahren gesät hat.

Auch sein Vetter ist da, der Arzt Georg Detharding. Er war unser Schulkamerad. Er und sein Vetter und Lorenz Karsten und ich, wir sind eine heimliche Verschwörerbande: unser gemeinsames finsteres Ziel ist, Warnemünde zu einem Ostseebad zu machen, zu einem rechten Erholungsbad im Gegensatz zu dem teuren Heiligendamm mit seinen Fürsten und Geldmännern. Der eifrigste von uns ist Dr. Detharding. Er behandelt in der Stadt viele Kranke, wirkliche und eingebildete. Manch einen davon hat er an die Ostsee gebracht. Wenn allmonatlich die Rostocker Aerzte beim Wein zusammensitzen und ihre Weisheiten austauschen, dann ist unser Verschwörer in seinem Element. Er hat es zu Wege gebracht, daß sogar der König unserer Aerzte, der Dr. Josephi, einige Wochen in Warnemünde geweilt hat.

Wir Verschworene haben in Rostock einen heimlichen Feind, der seinen Zorn kaum verbirgt. Das ist der Dr. Vogel, Professor der Medizin und Leibmedikus des Großherzogs, Haupt der Freimaurer und Gründer von Heiligendamm. Für ihn sind wir nur die Verderber seines ersten Seebades. Er glaubt uns nicht, daß bald Tausende an die Ostsee pilgern werden, und daß Warnemünde und Heiligendamm zusammen nicht ausreichen werden, alle Gäste aufzunehmen.

Du hast ja bei Deinem Besuche unsern Bade-Vogel selbst kennengelernt, diesen kleinen beweglichen Herrn mit dem hohen Kragen und dem dicken Halstuch, der immer die Tasche voller Zucker hatte und ein Stück nach dem andern zum Munde führte. Das war seine Zuckerkur, die alle Gifte im Körper bannen soll. Uns ist er auch darum gram, weil wir in Warnemünde seine Heiligendammer Baderegeln nicht befolgen. Die drehen sich um die heilige Zahl 7. 7 Bäder sind für ihn nur eine Einleitung, 14 Bäder bilden eine kleine Kur, 21 eine mittlere und erst 28 eine volle Kur. Bei jedem Bade aber nur wenige Minuten in der See bleiben, damit des Guten nicht zu viel wird. Ist es nicht zum Lachen, daß ein so gelehrter Mann sich an solche Zahlenspiele klammert? Aber in Heiligendamm schwören sie auf ihn, dort ist er der Apostel, und was aus seinem Munde strömt, ist Evangelium.

Heute nachmittag machen Karsten und ich eine große Dünenwanderung. Wir stecken die Räume ab für die neuen Dünenweiden und für die Tannen, die wir hinter den Dünen pflanzen wollen. Alle unsere Dünen sollen einmal seefest, und unser kahler Strand bei Warnemünde soll einmal bewaldet werden, und nach hundert Jahren werden die Menschen uns dafür segnen.

116–117

Röversbagen, den 5. August 1821.

Ich bin vor einigen Tagen aus Warnemünde zurückgekehrt und habe eben eine Rundfahrt durch die Heide gemacht, etwa auf denselben Wegen, die wir Anno 1817 kurz vor Deiner Abreise fuhren. Dabei kamen mir verschiedene Dinge in den Sinn, die Du hier erlebt hast und deren Ausgang Du wissen sollst. Ich führte Dich zu dem alten Holzwärter Kröger, der damals 111 Jahre alt war. Siehst Du ihn noch vor Dir? Eine alte, knorrige Eiche mit seinen weißen buschigen Brauen und seinem ungebeugten eisernen Körper. Seine Runzeln sahen aus wie die Risse in einer Baumrinde. Er ist inzwischen im 114. Lebensjahre ohne Krankheit gestorben. Ich habe ihm auf dem Friedhof in Röversbagen das letzte Geleit gegeben und ihm zu Häupten seines Grabes eine junge Eiche gepflanzt.

Auch seinen dritten Nachfolger im Amt lerntest Du kennen, den ewig betrunkenen Holzwärter Peters. Der unverbesserliche Kerl ist inzwischen auf meinen Antrag aus dem Dienst entlassen worden. Er hat vergebens den Großherzog angerufen. Wenn er nur nicht eines Tages als Freischütz bei uns auftaucht, wie vor Jahren ein entlassener Jäger, der uns des Nachts unser bestes Wild abschoß. Niemals haben wir diesen Räuber fassen können.

Unsern Wald suchen noch andere Räuber heim. Während ich in Warnemünde war, haben die Einwohner vom Fischland wieder einmal einen feindlichen Einfall in die Heide gemacht. Sie kamen in der Nacht mit Booten über die Ostsee und fällten sich nahe der Torfbrücke zwanzig schöne Eichen. Aber der Himmel hat Gerechtigkeit geübt: einige ihrer Boote sind umgeschlagen, die Wellen haben die meisten Eichen wieder an unsern Strand geworfen, und unsere Leute haben sie in Sicherheit gebracht. Eigentlich müßte ich nun einen ellenlangen Bericht machen mit schönen Berechnungen und Strafanträgen. Ich aber sage: Sie haben ihre Strafe ja schon mit ihren nassen Hosen. Darum rühre ich in der Sache keinen Federkiel an und lasse alles auf sich beruhen.

Du warst immer ein Freund der Armen und Unterdrückten und sollst erfahren, daß in Mecklenburg im Jahre 1820 die Leibeigenschaft und Gutsuntertänigkeit aufgehoben worden ist. Ein jahrelanger Kampf mit den Gutsbesitzern war im Landtag vorausgegangen. Schließlich hat der Großherzog gesiegt und wird nun als Bauernbefreier gepriesen. Aber glaube mir, lieber Freund, die neue Freiheit ist bei uns für die damit Beglückten zu einem zweischneidigen Schwert geworden, denn nicht nur die Landarbeiter, sondern auch die Gutsherren haben das Kündigungsrecht gewonnen. Kündigt aber der Herr, so ist der Tagelöhner heimatlos, weil er nicht das Recht hat, sich niederzulassen, wo er will. Er zieht von Dorf zu Dorf und findet selten irgendwo ein Unterkommen. Nirgends gibt man ihm die Erlaubnis zur Niederlassung, denn überall gibt es Arbeitskräfte genug, und die vorhandenen Arbeiter wachen eifersüchtig darüber, daß ihnen keiner den Verdienst wegnimmt. Und an eine freie Wohnung ist gar nicht zu denken. Leer ist nirgends ein bewohnbarer Raum, und keiner denkt daran, für einen unbekannten Fremden einen Katen zu bauen.

So ist bei der Aufhebung der Untertänigkeit, so gut sie gemeint war, wenig Segen herausgekommen. Die Herren werden jetzt die Arbeiter los, die ihnen lästig sind: Faule, Schwächliche, Widerspenstige, auch aufrechte und furchtlose Männer. Aber wo bleiben diese? Nur wenige finden Arbeit in den Städten, viele sitzen in Hamburg und Bremen und warten auf die Auswandererschiffe, vor allem aber hat sich das Arbeitshaus in Güstrow mit heimatlosen Landarbeiterfamilien gefüllt.

Wir waren gezwungen, die Aufhebung der Leibeigenschaft und Untertänigkeit auch in den Rostocker Stadt- und Hospitaldörfern und in der Rostocker Heide bekanntzumachen. Niemand war davon erbaut. Unsere Leute hatten inzwischen genug heimatlose Gutsarbeiter gesehen, die mit Weib und Kind durchs Land zogen und nirgends eine „Hüsung" fanden.

So waren sie gewarnt. Frei konnten sie immer schon werden, wenn sie sich einen Losbrief kauften, und von denen, die gern fort wollten, haben wir niemand festgehalten. Es klingt wie ein Scherz, ist aber wahr: Bei uns im Rostocker Stadtgebiet hat sich die große „Bauernbefreiung" so ausgewirkt, daß beide Parteien sich stillschweigend dahin geeinigt haben, von den neuen Rechten einfach keinen Gebrauch zu machen.

Einer der Herren Weltverbesserer, ein Rostocker Professor, der in schwungvollen Reden und Schriften gegen die Gutsuntertänigkeit gewettert hatte, besuchte mich in Rövershagen, um sich mit eigenen Augen solche arme unfreie Menschen anzusehen, die von ihrer neuen Freiheit keinen Gebrauch machten. Er hat mit unsern Waldarbeitern gesprochen und hat mit mir zusammen einige Katen unserer Einlieger besucht. Er fand leidlich zufriedene Leute, die noch von keinem Schwätzer aufgehetzt waren. Zum Dienste verpflichtet waren diese Leute entweder mir oder einem Gutspächter oder einem Hauswirt. Ich legte dem Professor einen Kontrakt vor, den ich im Auftrage der Stadt gerade mit einem Rövershagener Wirt abgeschlossen hatte. Darin standen die Pflichten verzeichnet, die auf der einen Seite der Hauswirt oder Erbpächter und auf der andern Seite der Untertänige oder Einlieger haben.

Ich will es auch Dir genau erzählen: Der Hauswirt pachtet mit seinem Bauernhof gleichzeitig eine besetzte Katenwohnung, in der eine Einliegerfamilie wohnt. Dieser Einlieger leistet dem Hauswirt alljährlich ohne Lohn 26 Mannestage und 26 Frauentage. Außer diesen Zwangsarbeiten kann der Einlieger freiwillig mehr leisten, er tut es regelmäßig, soweit er Zeit hat, und erhält dann einen Tagelohn von acht Schilling für den Mann und sechs Schilling für die Frau. Der Hausmann oder Erbpächter übernimmt aber folgende Leistungen: Er nimmt auf seine eigene Weide von dem Einlieger eine Kuh, zwei Schafe, zwei Schweine und zwei Gänse mit dem jungen Nachwuchs. Er fährt dem Einlieger den Dünger und holt ihm alljährlich aus der Heide zwei Faden Leseholz, ferner fährt er ihm zwei Fuder Heu ein und sät ihm ¼ Scheffel Leinsamen.

Wenn unsere Arbeiter gut wirtschaften und tüchtige Frauen haben, dann legen sie hübsche Ersparnisse zurück. Einer von ihnen, den ich mit dem Professor in seinem Katen besuchte, wollte durchaus nicht als armer, bedauernswerter Mann gelten und erzählte uns, er habe grade seinen Sohn vom Militär freigekauft. Oder besser: er habe ihm einen Stellvertreter gekauft. Als der Professor das nicht glauben wollte, legte der Vater ihm den Stellvertretungsvertrag vor, den er abgeschlossen hatte. Darin verpflichtete sich ein Musketier, dessen Dienstzeit ab-

lief, für den Katenmannssohn als Stellvertreter einzuspringen, wenn ihn das Los zum Militärdienst treffen sollte. Dafür versprach ihm der Vater 143 Taler, die er schon beim Rostocker Gewett hinterlegt hatte. Sie werden an den Musketier ausgezahlt, wenn der Sohn sich „festlost", wenn also die Vertretung zur Ausführung kommt. Lost sich aber der Katenmannssohn frei, dann erhält der Musketier 13 Taler und kann dann wieder mit einem andern einen neuen Vertrag abschließen.

Ich habe es dem Professor nicht erzählt, aber Dir vertraue ich's an: Auch ich habe kürzlich für meinen jüngsten Sohn Gustav einen Stellvertreter gekauft, und zwar einen Unteroffizier von der Garde in Ludwigslust. Solche Verträge sind hier landesüblich. Unsere alten Soldaten dienen auf diese Art jahrzehntelang, alle paar Jahre für einen andern, und sammeln sich Ersparnisse an. Ob allerdings unsere kleine Truppe mit so viel alten Kerlen kriegstüchtig bleibt, das ist eine andere Frage.

Kontrakte und Verträge! Immerfort habe ich damit zu tun. Unser Pastor Wolf klagte mir sein Leid, daß in seinem Anstellungsvertrag hauptsächlich von Aekkern und Wiesen, Kühen und Schweinen die Rede sei. Er sei doch Geistlicher und würde gern viel lesen und studieren. Aber er sei gezwungen, sich zu teilen und nur zur Hälfte Pastor und zur andern Hälfte Landmann zu sein. Sonst könne er seine große Familie nicht erhalten. Ich habe ihn getröstet und ihm vorgerechnet, daß auch ich und die Meinen mit meinem kärglichen Gehalt allein verhungern müßten, daß aber unsere Acker- und Viehwirtschaft uns ernährt. „Glauben Sie mir, lieber Pastor", habe ich ihm gesagt, „es tut uns beiden gut, daß wir noch eine Wirtschaft zu führen haben, denn auch das ist eine Wissenschaft, die eines gebildeten Mannes würdig ist. Bei den Büchern und bei der Studierlampe wird der Blick getrübt. Auf dem Felde und im Stall werden die Augen wieder klar. Sie würzen schon jetzt ihre Predigten mit so trefflichen Vergleichen aus dem Landleben! In Ihrem Gotteshaus schläft niemand ein, alle hängen an Ihrem Munde."

Nun bin ich durch meinen Beruf ja der Erde noch enger verbunden als der Pastor, und ich muß Dir bekennen, daß es mir gradezu Freude macht, meinen kleinen Gutshof wie ein rechter Land-

mann zu bewirtschaften, und daß ich dabei als Kornbauer und Viehzüchter scharf auf meinen Vorteil sehe. Das habe ich von meiner Frau gelernt. Sie denkt in der Wirtschaft durchaus an den Geldverdienst und läßt ihre Hühner nicht umsonst brüten. Und bist Du nicht auch als Arzt nebenbei ein rechter Gutsherr geworden? Mit welcher Freude habe ich aus Deinem eigenen Munde vernommen, daß Du die Ueberschüsse aus Deiner ärztlichen Praxis zu einem herrlichen Zweck verwendet hast: Du hast den großen Wald angekauft, der sich neben dem Erbgut Deiner Frau ausbreitet. Ich klatsche lauten, freudigen Beifall. Jetzt habt Ihr beide Euren wohlgerundeten, zusammenhängenden Besitz, und Eure Kinder werden einst die sorgenden Eltern segnen.

•

Im Jahre 1817, bald nach Deinem Besuch, ist mein Schwiegervater gestorben. Er hat ein Vermögen hinterlassen, von dem ein beträchtlicher Teil meiner Frau zugefallen ist. Auch unser vor zwei Jahren gestorbener lieber Professor Schadelock hat uns zu Erben eingesetzt. Wir sind gutgestellte Leute geworden, und das gerade in einer Zeit, da eine große schwere Krise die Landwirtschaft unseres Landes und die Seefahrt unserer Stadt getroffen hat.

Du weißt, daß im Jahre 1813 für die Rostocker Schiffahrt eine Zeit der Blüte begann, daß sie das aufgespeicherte Korn unserer Güter ausführte und englische Waren in großen Mengen heimbrachte. Aber diese Blüte ist von kurzer Dauer gewesen. Nach wenigen Jahren waren alle Märkte mit Waren überfüllt, aller Kredit brach zusammen, die englischen Häfen wurden gesperrt, auf einmal stockte alle Schiffahrt, und ein schrecklicher Preissturz machte das Korn und das Vieh fast wertlos. Der Landwirt und der Schiffsreeder, beide arbeiteten plötzlich mit Verlust. Blühende Rittergüter und stolze Rostocker Reedereien sind seit 1818 zusammengebrochen. Freilich, die weiter blickenden Männer in Rostock und auf den Gütern verlieren die Nerven nicht und harren mit eingerefften Segeln auf das Ende des Sturmes. Aber noch steht es schlimm. Kein Pächter kann seine Jahrespacht aufbringen. Bankerotte Güter werden in den Zeitungen ausgeboten. Es gehört zum Gesamtbilde dieser Notjahre, daß auf den Landstraßen die freigewordenen Tagelöhner heimatlos umherirren und oftmals zusammen mit abgedankten Soldaten bettelnd von Dorf zu Dorf ziehen.

Wer in solcher Notzeit zu einigem Vermögen gelangt ist wie ich, der muß sich umschauen, daß er das Erworbene günstig anlegt, damit es ihm nicht unter den Händen zerrinnt und wertlos wird. Ich habe anfangs daran gedacht, mir mit eigenem und geliehenem Gelde ein größeres Gut zu kaufen, aber ich habe den Plan aufgegeben. Ein Gut erfordert einen ganzen Mann, ich aber will meine Rostocker Heide nicht verlassen und kann nicht zween Herren dienen.

Aber ich habe unserem ältesten Sohn, der jetzt Professor der Oekonomie in Rostock ist, sein Erbteil ausgezahlt, so daß er in der Lage war, das Stadtgut Oberhagen auf viele Jahre zu pachten. Er richtet es jetzt mit neuem Inventar ein und wird gleichzeitig Lehrer der Oekonomie und praktischer Landwirt sein. So haben wir ihn am Ostende von Röversshagen als unsern lieben Nachbarn in nächster Nähe.

Mir selber habe ich das Kruggehöft in dem landesherrlichen Dorf Mönchhagen gekauft, das nur eine Viertelstunde südlich von Röversshagen liegt. Dort habe ich einen Verwalter eingesetzt, der seine Pacht nur zum Teil in bar, zum Teil in Form von Korn und Vieh zu entrichten hat. Das ist mir nun freilich vom Rat der Stadt Rostock sehr verübelt worden. Man behauptet, ich hätte mich damit in einen fremden Dienst begeben, weil ich als Grundbesitzer in Mönchhagen dem Großherzoglichen Amt untertänig sei. Ich habe geantwortet, das sei ein Irrtum. Mit dem Amt habe sich allein mein Unterpächter abzufinden, im übrigen aber sei ich in gleicher Lage wie mehrere Herren des Rostocker Rats, die sich Landgüter außerhalb des Stadtgebietes gekauft hätten.

Seitdem es nicht mehr an Reisegeld fehlt, ist ein Teil unserer Familie sehr reiselustig geworden. Nur Dein Forstinspektor bleibt im Lande und nährt sich redlich. Der Bruder meiner Frau, der nach dem Tode des Vaters den Besitz seiner Güter angetreten hat, hat mit meinem ältesten Sohn Eduard im Jahre 1818 eine herrliche Reise gemacht: sie sind über Berlin, Dresden, Prag nach Wien gefahren und haben dort lange verweilt, dann haben sie Salzburg, München und Zürich besucht, auch mein liebes Heidelberg, und sind über Aachen und Brüssel nach Paris gefahren, um dort sechs Wochen zu bleiben. Sie haben nicht mehr das Paris Napoleons vorgefunden, sondern die Pariser sind spießbürgerliche, selbstgefällige Leute geworden, die den einstigen Herrn Europas verlachen und sein Andenken in den Staub ziehen.

Mein zweiter Sohn Georg aber rüstet sich gerade, mit seiner Frau und deren Eltern nach Kiel zu fahren, um von dort

eine Seereise nach Kopenhagen zu machen. Aber — denke Dir! — nicht mit einem soliden Segler, sondern mit einem ganz neuen, fabelhaften Fahrzeug: mit einem Dampfschiff! Meine Schwiegertochter hat mir versprochen, ein genaues Tagebuch zu führen, damit auch wir alle nachher diese abenteuerliche Reise in Gedanken miterleben können.

So weite Ziele wie Kopenhagen und Paris locken mich nicht. Ich bin hier zu stark verwurzelt. Aber durch Mecklenburg habe ich als Sachverständiger manche Reise zu machen, und viel Spaß machte es mir vor einigen Wochen, daß ich an einem einzigen Tage mit der Extrapost von Grevesmühlen nach Röversbagen fahren konnte. Es ging mit Windeseile, als ob der leibhaftige Teufel vorgespannt sei!

*

Wir haben in Rostock große Tage erlebt. Am 26. August 1819 ist das Blücherdenkmal enthüllt worden. Eine Reihe von Festen hat dieses Ereignis eingerahmt. Es ist das erste große Straßen-Monument in Rostock. Seine Vorgeschichte ist eine tolle Komödie, die einem Lustspieldichter den schönsten Stoff liefern könnte.

Vor etwa fünf Jahren veröffentlichte ein frecher Zeitungsschreiber in einem Frankfurter Blatte die erfundene Nachricht, daß dem Fürsten Blücher in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal gesetzt werden solle. Das Zeitungsblatt wurde dem Fürsten übersandt, und dieser richtete einen Dankbrief an den ahnungslosen Rat der Stadt Rostock. Aber der Rat beschloß, den Dank mit guter Miene entgegenzunehmen und wirklich ein Denkmal in der Stadt erstehen zu lassen, wenn . . . ja, wenn die Kosten vom ganzen Lande getragen würden. Blücher war damals der gefeierte Held Europas. Die Zeitumstände waren günstig, die Großherzöge von Schwerin und Strelitz und der Landtag übernahmen den Hauptteil der Kosten, und freiwillige Spenden brachten den Rest zusammen.

Der Engere Ausschuß des Landtages, der ja ständig in Rostock tagt, übertrug alles weitere dem geschickten Kammerherrn von Preen aus Dummerstorf bei Rostock. Dieser verhandelte mit beiden Landesherren und beauftragte mit dem Werk den Berliner Bildhauer Johann Gottfried Schadow, der mit unserm lieben Professor Lorenz Karsten verwandt und in Rostock wohlbekannt ist. So schien alles gut zu gehen.

Schadow machte sich begeistert an die Arbeit, aber es wurde ihm viel hineingeredet. Der Schweriner Hof nahm an allem mehr Anteil, als gut war, und eine der Prinzessinnen kam auf den Gedanken, daß auch Goethe als Gutachter herangezogen werden müsse. Herr von Preen mußte nach Weimar fahren und Goethe gewinnen. Auch das gelang. Aber bald stellte sich heraus, daß Schadow und Goethe sich das Denkmal ganz verschieden dachten. Goethe wollte einen antiken Blücher, einen Helden wie Herkules mit dem Löwenfell. Schadow wollte ihn so, wie er wirklich war, als Reitergeneral. Die geplanten Gruppenszenen auf den Seiten des Denkmals wollte Goethe allegorisch und symbolisch, Schadow wollte auch hier naturgetreu bleiben. Auf einem dieser Reliefs sollte dargestellt werden, wie Blüchers Adjutant Graf Nostitz in der Schlacht bei Ligny den mit dem Pferde gestürzten Marschall mit erhobener Pistole deckt und rettet. Aus dem Retter wollte Goethe einen allegorischen Schutzengel machen, aber dagegen erhob Nostitz entrüsteten Einspruch und betonte, er sei ein Reiteroffizier ohne Engelsflügel. Des lieben Friedens wegen hat schließlich der arme Schadow sich dem göttlichen Goethe in den meisten Punkten gefügt, aber mir scheint, für das Denkmal wäre es besser gewesen, man hätte dem Bildhauer freie Hand gelassen. Für ein Kunstwerk ist ein Schöpfer immer besser als zwei. Ich lege Dir eine Zeichnung des Denkmals und besondere Blätter der Seitenszenen bei, daran magst Du sehen, wie schließlich alles geworden ist. Uebrigens stammt Blüchers Kopf nicht von Schadow, sondern von dem Bildhauer Rauch, dem es gelang, das Haupt des Marschalls bei einem Tischbesuch heimlich zu skizzieren.

Von Goethe ist die Inschrift, und die gefällt uns allen ausgezeichnet. Sie lautet:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns von Feinden los.

Ist das nicht kurz und bündig, wuchtig und klar?

Gegossen wurde das Denkmal in einer Berliner Kanonengießerei von französischen Gießern. Das Kupfer ist aus aufgekauften russischen Münzen gewonnen. So ist das Metall Eurer Kopeken nach Rostock gelangt. Bei der Enthüllung waren wir zugegen. Sie fand am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach statt. Leider konnte der Marschall selber nicht mehr kommen. Es hieß, er sei schwer krank und wohl am Ende seiner Tage. Er ist ja auch bald darauf heimgegangen zum ewigen Frieden.

124-125

Gleich nach den Blüchertagen gab es ein großes Musikfest in der Jakobikirche. Daran wirkten Hunderte von auswärtigen Sängern und Musikern mit. Ich war am ersten Tage in der Kirche, meine Frau mit den Töchtern an beiden Tagen. Wir fühlten uns emporgetragen in eine höhere, schönere Welt. Es wurden aufgeführt Händels Oratorium „Samson", Beethovens „Große Symphonie aus D-Dur" und Teile aus Haydns „Schöpfung".

Kurz vor der Blücherfeier waren wir in Doberan und Heiligendamm. Da hörten wir die große Sängerin Madame Catalani singen und sahen die Professorin Madame Reichhard mit einem Luftballon aufsteigen. Die anmutige, schöne Frau stieg furchtlos in den Korb des Ballons, den sie eine Gondel nennen. Etwa fünfzig Mann hielten an Stricken die von leichten Gasen gewölbte Hülle und ließen auf ein Kommando alle gleichzeitig los. Majestätisch entschwebte die kühne Frau in die Luft und winkte uns von oben noch zu. Sie nahm bei Nordwestwind die Richtung nach Parkentin und soll in der Gegend von Laage gelandet sein. Das Landen ist von allem das Schwierigste, denn während bei der Abfahrt hundert Hände zur Hilfe bereit sind, ist der Luftschiffer beim Landen ganz auf sich allein angewiesen, wenn nicht gerade Leute auf dem Felde ihm zur Hilfe eilen.

Der Aufstieg der Luftschifferin hat auf mich den gewaltigsten Eindruck gemacht. Er hat mir eine schlaflose Nacht verursacht. Ich malte mir aus: Aus dem einen Luftschiff werden tausend. Die Dampfmaschine, die jetzt schon unsere Schiffe antreiben soll, wird eines Tages auch das Luftschiff in Bewegung setzen. Statt zu Lande und auf der See werden unsere Enkel durch die Luft reisen. Kann es dann noch Landesgrenzen geben? Sind dann noch Kriege möglich? Wird nicht das Luftschiff die Völker vereinigen und alle Gegensätze überbrücken, weil nichts sich seinem Fluge entgegenstellen kann? Unausdenkbares tut sich vor uns auf. Neue glückliche Zeiten und Menschen, die in der Höhe ihres Wolkenfluges über irdische Leidenschaften erhaben sind.

Wohl ist unser Blücherdenkmal ein hoher Gewinn für Rostock, aber leider muß ich melden, daß dieses Denkmal uns einen bitter schweren Verlust gebracht hat, der mir fast jede Freude an dem bronzenen Helden raubt. Unser Landesherr hatte erklärt, er wolle nur dann für das Denkmal eintreten, wenn dieses seinen Platz mitten vor dem Palais erhalte. Vor dem Palais stand aber bisher unser altes, schönes Kollegiengebäude, das Auditorium Magnum. Also — traurige Folgerung! — mußte das Auditorium abgebrochen werden, um Blüchern Platz zu schaffen!

Als ob es in der ganzen Stadt keinen andern Ort für den Marschall gegeben hätte! Konnte er nicht auf dem großen, stattlichen Alten Markt stehen, mit dem Blick auf die Petrikirche, in der die Grabstätten seiner Eltern sind? Oder an der Stätte seiner Geburt? Aber leider gab es in Rostock Leute, die sich freuten, wenn ein Gebäude aus dem Mittelalter verschwand. Ein Greuel war ihnen das alte Gemäuer, wie sie es nannten. Ich habe mit andern Männern warnend darauf hingewiesen, daß uns der herrliche Saal des Auditoriums fehlen werde, der bisher zu allen Feiern einen so würdigen Rahmen gab. Wir erhielten die Antwort, die Musikfeste könnten ebenso gut in den Kirchen abgehalten werden, und im Rathause hätten wir ja den Kaisersaal! Und als wir auf die akademischen Uebungsräume hinwiesen, die uns künftig fehlen würden, da hieß es: Mögen die Professoren die Uebungen in ihren Wohnungen abhalten!

So hat man im Jahre 1818 das Auditorium Magnum abgerissen. Es soll einst das Rathaus der Neustadt gewesen sein, **und die gewaltigen Gewölbe, die man**

unter der Erde fand, ließen ahnen, daß man hier wie für die Ewigkeit gebaut hatte. Man hat alles fortgeschafft oder zugeschüttet und eingeebnet. Um ein Denkmal der Gegenwart aufzurichten, hat man vor unsern Augen ein unersetzbares Denkmal der Vergangenheit mit Frevlerhand zerstört.

An der Außenseite unseres Auditoriums befand sich ja die Hauptwache für unsere großherzogliche Garnison. Für sie mußte sogleich ein Neubau errichtet werden. Unmittelbar neben dem Palais steht jetzt die neue Hauptwache. Den Bau bezahlte der Landesherr, aber die Stadt hat 2000 Taler bar dazugegeben, und ich mußte aus der Heide alles Bauholz liefern. Die neue Hauptwache ist nicht übel, mit großen wuchtigen Säulen hat sie der Landbaumeister Severin entworfen. Aber das alles ist für mich kein Trost über den Verlust unseres Auditoriums!

Rostocks alter Hopfenmarkt hat inzwischen noch ein zweites ehrwürdiges Gebäude verloren: die Heiligengeistkirche. Auch ihr Untergang war mir ein Stich ins Herz. Ich liebte dieses langgestreckte Bauwerk mit seiner fünfgiebeligen Straßenfront. Es war für mich ein Stück Alt-Rostock. Wohl muß ich zugeben: die Kirche war sehr baufällig. Zum Gottesdienst wurde sie schon lange nicht mehr gebraucht. In der Franzosenzeit wurde darin Heu und Stroh für die Besatzung aufbewahrt. Aber vielleicht hätte man dieses Werk des Mittelalters doch noch retten können. Nun ist die Heiligengeistkirche dahin. Das Pastorenhaus an seiner Seite, ein altes, schmuckes Giebelhaus, hat man stehen lassen, aber es steht jetzt recht verlassen dort. An der Stelle der Kirche aber bauen sich in diesen Tagen vornehme und reiche Herren ihre Wohnhäuser. Ja, lieber Freund, Du bist vor vier Jahren gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um unsern lateinischen Platz so zu sehen, wie er in unserer Jugend war. Heute würdest Du den Hopfenmarkt nicht mehr wiedererkennen.

Die Fremden, die Rostock besuchen, führt man jetzt voller Stolz auf den Hopfenmarkt und erklärt wohl: Seht, so haben wir uns von dem überlebten Alten befreit und Bahn gemacht für die neue Zeit! Und dann wird den Fremden auch gezeigt, wie man inzwischen angefangen hat, die Stadt zu entfestigen. Vor allen vier Landtoren, dem Kröpeliner Tor, dem Steintor, dem Mühlentor und dem Petritor, hat der Rat die Zugbrücken entfernt und dafür feste Brücken gebaut. Sie werden abends auf der Feldseite durch Gittertore verschlossen. Lieber noch hätte man statt der festen Brücken gleich Dämme aufgeschüttet, aber das wagte man nicht, weil dadurch das Wasser des Wallgrabens aufgestaut worden wäre. Die Furcht vor dem Sumpf oder Morast, der an der Stelle eines aufgestauten oder zugeschütteten Wallgrabens entstehen könnte, ist immer noch groß. Ich aber sage: diese Furcht sei gesegnet, weil sie uns noch mancherlei erhält von der alten Herrlichkeit unserer Stadt!

Wir haben im November 1819, ein Vierteljahr nach den großen Blüchertagen, auch noch die Vierhundertjahrfeier der Universität erlebt. Aber ich habe heute schon genug Feiern beschrieben und will nur berichten, daß viel Streit vorausging. Gestritten wurde darüber, ob alle Professoren zuvor gemeinsam das Abendmahl nehmen sollten. Ferner darüber, ob alle Senatoren in Kniehosen, hohen Strümpfen, Schnallenschuhen und mit dem Degen erscheinen sollten. Aber es ist zuletzt doch noch ein großes, friedliches Familienfest geworden mit schönen, langen Reden, gutem Wein und einem gewaltigen Festessen, zu dem ich leider aus der Rostocker Heide sechs Rehe schießen lassen mußte.

Damit sei es für heute genug. Ich drücke Dir zum Abschied die Hand. Ich weiß, daß Du unserm Rostock die Treue hältst, und daß es Dir nicht zuviel wird, wenn ich Dir stundenlang von unserer Stadt erzähle.

Leb wohl mit den lieben Deinen! Wir alle grüßen Euch ferne Freunde aus vollen Herzen!

Dein Hermann Friedrich Becker.

ACHTES KAPITEL: 1826

Rövershagen, den 1. September 1826

Mein lieber Freund! Mitte September fährt in diesem Jahre das letzte Schiff von Rostock nach St. Petersburg. Wenn es diesen Brief mitnehmen soll, dann wird es Zeit, ihn zu schreiben. Ich beginne mit innigem Dank für Deinen Fünfjahresbrief, den ich Anfang August erhielt. Ja, nun sind wir beide 60 Jahre alt geworden, aber beide ungebeugt, beide sind wir frische, schaffende Männer, und so grundverschieden unsere Lebenskreise geworden sind, so eng sind wir miteinander verbunden geblieben. Und das soll weiterhin so bleiben, so lange es uns vergönnt ist, auf dieser schönen Erde zu wirken.

Du schreibst, daß Du seit einigen Jahren Vorlesungen an der Akademie hältst, und zwar jeden Vortrag zweimal, einen Tag in deutscher und einen Tag in russischer Sprache. Ich kenne von der russischen Sprache nicht viel: nur die Buchstaben, dann manche Sätze, die ich 1813 von russischen Offizieren gelernt habe, aber ich kenne die Grundzüge der Grammatik. So weiß ich, daß diese Sprache uns Deutschen fernliegt. Um sie zu beherrschen, muß man in eine ganz fremde Welt eintauchen. Aber reicher wird das geistige Leben für den, der noch in einer zweiten Sprache denken und sprechen kann. Ich habe diese Erfahrung mit der französischen und der dänischen Sprache gemacht. In beiden kann ich mich gut unterhalten. Wenn ich nach solchen Gesprächen zur deutschen Muttersprache zurückkehre, dann habe ich das Gefühl, als kehrte ich von einer erfrischenden Reise zurück, auf der ich Wunderdinge erlebt habe.

Und doch ist mir's oft, als ob ich in der fremden Sprache wie auf Stelzen ginge. Und eine Befreiung bleibt es, wenn ich die Stelzen fortwerfe und wieder deutsch rede. Und ich kehre ja nicht zu einer, sondern zu zwei Muttersprachen zurück, zur hochdeutschen und zur plattdeutschen, und jede ist mir eine teure Welt für sich.

Rede ich hochdeutsch, dann fühle ich mich auf fester, sauberer Straße und als ordentlicher Staatsbürger. Rede ich aber plattdeutsch, dann gehe ich frohen Mutes mit Kniestiefeln durch Eichengestrüpp über weichen, morastigen Waldboden oder über einen holperigen Sturzacker. Son-

derbar, daß ich mit bestimmten Leuten nur plattdeutsch und mit anderen nur hochdeutsch reden kann. Wollte ich versuchen, mit einem Waldarbeiter oder einem Jäger hochdeutsch zu reden, das wäre einfach zum Lachen. Das tue ich nur, wenn ich ihn zurechtweise. Zu Hause, in der Familie, sprechen wir hochdeutsch, nur fließen unwillkürlich ein paar plattdeutsche Brocken mit hinein. Kürzlich bat ich meine Frau, die mit ihren Mädchen nur plattdeutsch redet, es auch mit mir zu versuchen. Sie lachte mich aus. Dann mußt du erst einen groben Kittel anziehen, sagte sie, dann geht es. Aber nicht, solange du den Forstinspektorrock trägst. Unser Pastor hat einmal versucht, in seine Predigt plattdeutsche Sätze einzuflechten. Das haben ihm die Bauern übelgenommen. „Mit unsen Herrgott ward hochdütsch spraken", sagten sie.

Du schreibst, daß Deine Kinder, wenn sie ganz unter sich sind, ebenso gern russisch und französisch wie deutsch reden. Das traf mich schmerzlich. Aber ich sehe ein, daß junge Menschen in St. Petersburg nicht anders reden und denken können wie ihre Kameraden und Altersgenossen, und ich danke es Deiner lieben Frau, daß sie als tapfere Baltin zu Hause die Alleinherrschaft der deutschen Sprache aufrechterhält.

Ihr erlebt in Rußland schwere Zeiten. Euer Kaiser Alexander ist in rüstigem Mannesalter gestorben. Du schreibst, er sei dahingegangen, verdüstert und gebeugt von Leid, und seinem Volk entfremdet. Ich denke an die Zeit von 1814, da der Jubel Europas Euren Kaiser umbrauste, da sie ihn den Befreier der Erde und den Engel in Menschengestalt nannten. Und gleich nach seinem Tode erhebt bei Euch eine Verschwörung ihr Haupt. Hohe Offiziere und Gelehrte und Dichter sind beteiligt. Euer neuer Kaiser hat den Aufruhr in Blut erstickt. Tausende irregeleitete Männer endigen auf dem Henkerblock, in dunklen Kerkern und im fernen Sibirien. Ich begreife, daß Du in solcher Zeit Dich tiefer versenkst in Deine Wissenschaft. Mögest Du mit den Deinen unangefochten bleiben!

Unsere deutsche Jugend begeistert sich für die Griechen, die das türkische Sklavenjoch abschütteln wollen. In aller Munde ist Alexander Ypsilanthi, der Griechenheld, der nun gefangen in einem

Turme schmachtet. Heiße Tränen werden um ihn geweint. Bei uns im Lande brennt nur heimliches Feuer. An der Oberfläche ist politische Stille, die manche eine Grabesruhe nennen. Wenigstens spricht so die Jugend. Wir Aelteren erkennen auch den Segen dieser Ruhe nach den langen Kriegsjahren. Wir wissen, daß gar viele neue Dinge ruhiges und stilles Wachstum brauchen, um sich zu entfalten. Genau so wie der Nachwuchs im Walde.

Dabei denke ich an Dinge der Wirtschaft, die sich ungestört entwickeln müssen. Etwa an unsere Städtische Sparkasse in Rostock, die erst vor einem Jahre gegründet worden ist. Oder an die neuen Feuer- und Lebensversicherungen und alle die segensreichen Dinge, die uns einen gesunden Kredit verschaffen wollen. Alles das braucht Ruhe und Frieden. Und die brauchen auch alle die Erfinder, die in Werkstätten und Studierstuben grübeln und uns neue Wunder der Technik schenken. Gerade in diesen Tagen hat ein junger Rostocker Arzt Dr. Alban seinen Beruf niedergelegt, um in ländlicher Stille Maschinen für die Landwirtschaft zu erdenken, zu erbauen und sie sogleich auf eigenem Felde zu erproben. Er hat mir kurz vor seinem Abschied die Grundgedanken einer Säemaschine entwickelt. Ich war davon begeistert, ich habe den Mann umarmt. Es war alles so wunderbar zweckmäßig. Und der Erfinder ein Arzt! Ich sagte mir: Das ist eine neue Zeit!

*

Unsere drei ältesten Kinder sind verheiratet. Wir haben bis jetzt vier Enkelkinder. Aber wir hoffen, daß ihre Zahl noch wächst. Wer wie wir sechs Kinder hat, der sollte doch auf wenigstens zwanzig Kindeskinder rechnen können. Nur werden viele davon erst dann auf diese Welt kommen, wenn die Großeltern sie schon verlassen haben.

Mein ältester Sohn Eduard teilt seine Arbeitskraft zwischen seinem Pachtgut Oberhagen und seiner Professur für Oekonomie und ist stolz darauf, daß immer eins das andere befruchtet. Seine Studenten behaupten, daß seine Vorträge nach Kuhstall duften. Er hält auch Vorlesungen über Forstwissenschaft, und es schadet wohl nichts, daß er manches vorher mit seinem Vater durchspricht.

Mancherlei Aufsätze habe ich wieder geschrieben — nicht nur über Forstsachen — und habe sie in unsern „Annalen" und im „Freimütigen Abendblatt" drucken lassen. Die paar harten Taler, die dafür auf meinen Tisch rollen, sind mir nicht die Hauptsache. Aber die Briefe der Leser! Ganz unbekannte Menschen treten plötzlich mit Fragen und Beifall und Widerspruch und oft mit redlichem Dank an mich heran. Das ist vielleicht das Beste an dem Beruf des

Autors, daß der Kreis der Menschen so groß wird, zu denen er sprechen kann, und daß aus diesem Kreise sich Unbekannte melden, um seine Hände zu drücken.

Ich war auch Altertumsforscher. Im nahen Willershagen standen Reste einer alten Burg, die für den Landbau sehr störend waren. Der Pächter erreichte es nach vielen Bitten, daß die Besitzerin, die Stadt Rostock, ihm zusagte, alles einzuebnen. Aber als es noch unberührt war, da habe ich noch einmal eine stille Stunde zwischen den alten Trümmerstücken zugebracht, die nun weggeschafft werden sollten. Durch die Spalten hatte sich der Efeu einen Weg gebahnt. Hollundersträucher waren zwischen den Felsen emporgewachsen und warfen dunkle Schatten. Moos wuchs auf den Steinen. Aber rote und weiße Blumen, die der Wind angesamt hatte, brachten Farbe und Licht in die dunkle Stille. Ueberall tritt die Natur wieder in ihr altes Recht ein und überwuchert unser Menschenwerk. Sie breitet über Ruinen ihren grünen Teppich und schafft aus den Stätten der Zerstörung ein harmonisches, rührendes Bild.

Es war beschlossen, alles abzuräumen und einzuebnen. Ich habe es noch durchgesetzt, daß wichtige Trümmerstücke aufbewahrt blieben. Freigelegt wurde beim Abräumen ein viereckiger Turm. Meine Phantasie malte sich den Untergang dieser Burg aus. Da hatten die Belagerer in der Nacht brennende Pechkränze geschleudert, und als das Holzwerk der Burg in Flammen aufging, stiegen sie beim Feuerschein über die Mauern und überwältigten die letzten Verteidiger. Die jungen Frauen aber schleppten sie als Siegesbeute fort.

Es hat auch damals in jenen grauen, fernen Zeiten Haß und Raub und Krieg gegeben, und wenn ich an die zwanzig Kriegsjahre denke, die wir selber erlebt haben, dann zweifle ich, ob die Menschheit fortgeschritten ist. Ja, gibt es überhaupt eine Menschheit und nicht immer nur einzelne Menschen? Vor einiger Zeit sagte mir ein alter Förster aus der herzog-

lichen Forst: „Je mehr ich die Menschen kenne und ihr Tun sehe, desto mehr liebe ich die Tiere, besonders meine Hunde.“ Das Wort hat mir Eindruck gemacht. Manchmal setze ich mich bei einem Gang durch den Wald auf einen Baumstamm, und wenn dann mein Hund mir gegenübersitzt und mich mit seinen treuen Augen anblickt, dann erzähle ich ihm Dinge, die die Menschen nicht verstehen würden. Aber er versteht mich, und solche Zwiesprache tut uns beiden gut. Er und ich sind dann beide Kinder der Mutter Natur, und wenn wir einander ins Auge schauen, dann sind wir beide für eine Weile erlöst aus der bangen Einsamkeit, in der jede Kreatur ihre Bahn zurücklegen muß.

*

Wir hatten in den letzten Jahren mit feindlichen Naturgewalten zu kämpfen. Nachdem Anno 1822 ein großer Teil der schützenden Dünen durch das Meer zerstört war, und nun unsere Heide gleichsam ohne Schutzgürtel dalag, erhob sich am 5. Januar 1825 ein unheimlicher Nordoststurm, der die Wassermassen der Ostsee von Rußland und Finnland her an unsere Küsten trieb. Das Meer überströmte den Rest unserer Dünen zwischen der Fischerbude bei Markgrafenheide und dem Heiligen See und setzte 300 000 Quadratruten Wiesen, Moore, Ackerland und Waldungen unter Wasser. Das Seewasser strömte über die Brüche südlich von Markgrafenheide in den Breitling, so daß alles Land nördlich davon abgeschnitten war wie eine Insel. Die Wasser näherten sich schon den Waldungen bei Rövershagen, da wendete sich Gottlob der Wind von Nordost nach West, und die Gefahr blieb von uns abgewendet.

Als die Kraft des Sturmes gebrochen war, da ließ ich mein Pferd satteln und ritt an die Küste, an die Stätten der Verwüstung. Einen Teil der alten Dünen hatte die Sturmflut fortgeschwemmt, aber anderswo waren neue Dünen aufgetürmt. Durch die tiefen Einschnitte strömte noch das Seewasser aus dem Walde ins Meer zurück. Gewaltige Bäume lagen am Boden wie gefällte Riesen. Im Fallen hatten sie mächtige Aeste der Nachbarstämme abgeschlagen. Von der Steilküste war wieder ein breiter Streifen verschwunden, ins Meer versunken, anderswo war das Steilufer so unterspült, daß die Wurzeln der vordersten Bäume frei in die Luft ragten. Ganz vorn am Strande war eine Eichengruppe stehengeblieben, ein vorgeschobener, verlorener Posten, und hielt noch treue Wacht. Aber rechts und links waren die Gefährten im Kampfe schon dahingesunken, und wenn auch jetzt, nach dem Wüten des Sturmes, alles wieder friedlich im Sonnenglanze dalag, dennoch drohte auch diesen einsamen Eichen, diesen kühnen Küstenwächtern, beim näch-

sten Sturme der Tod. Denn der verderbenbringende Feind, er schlummert nur, und eines Tages wird er seine Pranken wieder erheben und neue Opfer zu Boden reißen.

Ich konnte nicht traurig sein auf diesem Schlachtfeld. Ich reckte mich auf meinem Roß in die Höhe und fühlte mich wie ein Krieger des Nordens, der hart über die Leiber der Gefallenen hinwegreitet, in ungebeugtem Lebenstrotz, im Herzen ein heimliches, wildes Lachen.

Zu Hause kam für mich das nüchterne Nachspiel der gewaltigen Tragödie. Ich hatte den Schaden abzuschätzen und einen langen Bericht zu erstatten. Ich habe vorgeschlagen, einen Seedeich von Markgrafenheide bis zum Heiligen See zu bauen, aber man führt meinen Vorschlag wegen der hohen Kosten nicht aus, sondern will den Rest der Dünen endlich bepflanzen. Auch will man lange Pfahlreihen, die sie Buhnen nennen, in die See hinaustreiben, um die Macht der Wellen zu brechen.

*

Zwei treue Leute habe ich durch jähe Unglücksfälle verloren. Einer meiner besten Einlieger, ein älterer Mann, stürzte von meinem Heuboden auf die Tenne. Man rief mich hinaus, meine Frau kam mit, sie hat für Kranke eine geschickte Hand. Aber hier war alle menschliche Kunst vergeblich. Das Rückgrat war gebrochen. Meine Frau bettete das Haupt des Sterbenden in ihren Schoß, ich öffnete ihm die Kleider und tastete den Körper ab, dann setzte ich mich auf den Boden zu ihm und hielt seine Hand in der meinen. Auch seine Frau erschien, wankend, wie zerschmettert. Aber sie unterdrückte tapfer ihre Tränen und kniete an der anderen Seite ihres Mannes nieder. Sie küßte ihn auf den Mund und streichelte ihm Wangen und Haare. Er aber blickte nur schweigend um sich. Seine Blicke wanderten von einem zum andern, er versuchte zu sprechen, aber er vermochte nur die Lipen zu regen. Dann entrang sich ein tiefer, langer Seufzer seiner Brust, als ob alle Todesangst sich zu einem einzigen qualvollen Ton zusammenballte. Das muß ihn erleichtert haben, denn nun wurden seine Augen ruhig, ja, er blickte schon wie ein Verklärter.

Ich fühlte dunkel, daß ein Gebet ihn erquicken mochte, aber ich fand nichts anderes als die Worte des Vaterunser. Die sprach ich langsam, und dann — als ob eine fremde Hand mich leitete —

segnete ich den Sterbenden mit dem Zeichen des Kreuzes. Als ich dann aber sah, wie seine Augen noch einmal angstvoll wurden und auf seiner Frau weilten, da sagte ich ihm laut ins Ohr: „Wi sorgen för din Fru. De sall keen Not liden!" Es dauerte eine Weile, bis er mich ganz verstanden hatte, dann lächelte er zufrieden und atmete noch einmal tief, zum letzten Male. Es war vorüber.

Jetzt erst bemerkte ich, daß sich rund um uns eine Gruppe von Menschen versammelt hatte, und ich erwachte und trat aus der heiligen Stille des Todes zurück in die alte Welt. Und da erst entdeckte ich, daß wir drei Ueberlebenden, seine Frau, meine Frau und ich, unsere Hände ineinander gelegt hatten wie eine Familie. Die Frau wohnt seitdem in unserem Hause.

Bald darauf geschah das zweite Unglück. Unser Jäger Grälert auf Markgrafenheide, ein frischer, fröhlicher Mann und Vater kleiner Kinder, wollte auf der Jagd eine geladene Büchse festhalten, die vom Wagen gleiten wollte, und erhielt dabei einen Schuß in den Unterleib. Es war an einer einsamen Stelle des Waldes und er allein mit seinem Knecht, der die Zügel führte. Mit ihm hatte er am Tage vorher einen heftigen Streit gehabt. Nun rief der Todwunde dem Knechte zu, er solle nach Hause jagen, und als sie in den Jägerhof einfuhren, da rief er mit der letzten Kraft seiner Frau zu: „Ick hew mi sülben schaten. Korl is unschüllig!" So war der letzte Gedanke des braven Mannes, seinen armen Knecht vor falschem Verdacht zu bewahren.

Dieser Jäger Grälert hatte seine Stelle erst bekommen, nachdem er versprochen hatte, für die hochbetagte, aber sehr lebenszähe Witwe seines Vorgängers zu sorgen. Dadurch kam er selber jahrelang nicht aus der Not heraus. Als er nun tot war, wollte die Stadt Rostock die Stelle wiederum nur dem geben, der für die Witwe des Grälert sorgte. Dazu fand sich ein neuer Jäger bereit, aber er vereinfachte sich die Sache dadurch, daß er die noch junge Witwe heiratete.

Ist Dir bekannt, daß dieses mittelalterliche Verfahren auch noch zuweilen bei unsern Landpastoren geübt wird? Predigerwitwenhäuser gibt es auf unsern Dörfern nur wenige. Ein Kirchenpatron hat das Recht, für die erledigte Stelle einen oder mehrere Kandidaten vorzuschlagen. Um selber die Sorge für die Witwe des verstorbenen Pfarrers loszuwerden, wählt er einen Kandidaten, der vorher versprochen hat, die Witwe zu heiraten oder aber die Tochter, und dann die Mutter bei sich im Hause zu behalten. Ich will durchaus nicht behaupten, daß solche halb erzwungenen Ehen unglücklich werden müssen. Im Gegenteil! Die ganz freie Wahl wird dem Menschen sehr oft zur Qual, und von ihrer Freiheit machen nur wenige den rechten Gebrauch.

Rövershagen, den 6. September 1826.

Heute fahre ich fort zu schreiben. Zwei Tage war ich in der Stadt. Ich war auf einer großen Rostocker Brigg, die gerade von England gekommen war. Es machte mir Freude, das ganze Schiff zu sehen, von den Masten bis zum untersten Laderaum. Der Schiffer war stolz darauf, eine Brigg zu fahren und nicht mehr wie in früheren Jahren eine Galeasse. Er erklärte mir, was eine Bark, eine Brigg, ein Schoner, eine Galeasse sei, und ich bemerkte, daß unsere Schiffskenntnisse, die wir als Knaben am Strande in Rostock gesammelt haben, veraltet sind. Die Schiffe haben jetzt weniger Masten als früher, aber dafür höhere, oft nur einen einzigen, und das ist für mich als Forstmann wichtig, denn die Schiffbauer verlangen von mir nicht allzu viele, aber immer höhere Kiefern für ihre Masten. Etwa vierhundert tadelfreie riesige Kiefern weiß ich in meiner Heide, die alle die herrlichsten Masten geben würden. Sechshundert andere, die nicht völlig grade sind, würden zu Fock- oder Besammasten brauchbar sein.

Als wir das Deck des Schiffes besichtigt hatten, wurde ich in die Kajüte des Kapitäns geführt und mußte einen Seemannsschluck nehmen, ob ich wollte oder nicht. Ich mußte auch das blitzend blanke Geschirr bewundern, den Stolz des Schiffskochs. Aber warum müssen Wohn- und Schlafräume für das Schiffsvolk so schrecklich eng sein? Wenn ich Schiffbaumeister wäre, ich würde sie schon größer und bequemer machen. Wir stiegen hinunter in die Laderäume, und ich ließ mir auch die Klappen zu den alleruntersten Räumen öffnen, die unsern feuchten Kellern entsprechen und dicht über dem Schiffskiel liegen. Es stand Wasser darin, ein Modergeruch schlug mir entgegen, und ein paar Wasserratten huschten fort. Es war dem Schiffer gar nicht recht, daß ich auch diese Geheimnisse seines Schiffes sah.

Mir aber kam zum Bewußtsein, daß zu jeder strahlenden Lichtseite des Lebens auch ein dunkler, unheimlicher Hintergrund gehört. Auf dem Schiff das im Sonnenlicht flatternde Segel und unten über dem Kiel die lichtscheuen Ratten. In der menschlichen Gesellschaft die Wohlhabenden, denen jeder Tag ein Sonntag ist und die an Speise und Trank, an

Kleidern und Wohnräumen weit mehr haben als sie brauchen, und tief unter ihnen in verschwiegenen lichtlosen Hütten jene Armen, deren Arbeitstag vom Morgengrauen bis zum späten Abend währt, und die kaum soviel verdienen, um satt zu werden. Und klafft nicht derselbe Gegensatz zwischen uns, die wir im hellen Lichte der Wissenschaft forschen und streben, die fröhlich schaffen und aufbauen, und jenen, die zerstörend und lichtscheu auf Raub und Mord und Untaten sinnen? Sind sie die Ratten auf unsern stolzen Schiffen?

*

Ich mußte in Rostock noch eine andere dunkle Unterwelt untersuchen, die sich vor den Augen der meisten Menschen verborgen hält. Das war die verschlungene Welt der Faulleiten, der Siele, der Röhren für die Schmutzwässer, die sich unter den Straßen der Stadt hinziehen. Wir rümpfen gewöhnlich nur die Nase, wenn sie etwas von den Gerüchen dieser Welt spürt.

Von den Bornen habe ich Dir schon öfter erzählt, die in unterirdischen ausgehöhlten Baumstämmen das Trinkwasser aus den Pfeifenteichen in die Stadt führen. Aber neben diesen Leitungen für gutes Wasser laufen unter den Straßen ja auch die Faulleiten für das abfließende Schmutzwasser, soweit es nicht oberirdisch abläuft. In solche Siele wird auch das Regenwasser hineingeleitet, wenn es nicht in Tonnen aufgefangen und festgehalten wird. Dieses Regenwasser durchspült und reinigt unsere Faulleiten und reißt nach starken Regengüssen allen angesetzten Schmutz mit hinweg.

Aber wir haben auch regenlose Wochen, in denen der Spülschmutz sich im Wallgraben und in dem Wasserlauf der Grube ansammelt und duftet. Dann läßt die Stadt wohl einmal hundert Sträflinge aus dem Zucht- und Werkhaus antreten und veranstaltet ein Großreinemachen wie die Hausfrau zu Pfingsten. Dann werden die Ratten aufgescheucht, und sie flüchten in neue Verstecke.

Alle Wasser der Siele münden schließlich in unsere Warnow. Aber die Warnow soll sauber bleiben, und darum muß alles Schmutzwasser kurz vor dem Ausfluß in den Strom noch durch die Moddekisten hindurch, um hier filtriert zu werden. Diese Moddekisten sind mit dichtem Strauchwerk und Sand gefüllt, um allen Unrat festzuhalten und nur das leidlich gesäuberte Wasser in die Warnow zu lassen. Aber sie müssen oft geleert und gereinigt werden, und die Rückstände, die sich ansammeln, sind Dünger für die Gärten und Felder.

Zur Zeit aber gräbt man in Rostock viele Faulleiten auf, weil die Holzröhren, in denen die Abwässer fließen, vermodert sind und erneuert werden müssen. Ich mache zusammen mit dem Stadtzimmermeister den Ueberschlag über das Holz, das für die neuen Leiten gebraucht wird, und wir suchen solche Holzarten aus, die sich in dauernder Nässe dennoch gut halten. Das sind besonders Buchen und Lärchen. Ich habe mir in einen Stadtplan alle Faulleiten eingezeichnet, denn die alten Pläne, die ich vorfand, waren mir nicht zuverlässig genug, und nun breitet sich auf der Karte vor mir ein unterirdisches Wegenetz aus, wie die Gänge eines Bergwerkes oder wie die Katakomben im alten Rom. Das ist eine verschwiegene Welt der Tiefe, belebt von Tieren und Pflanzen, die wir lichtscheu nennen, die aber in ihrem feuchten Element gedeihen und des Lichtes nicht bedürfen. Da findest Du Pilze und Schwämme, die auf den ersten Blick Ekel erregen und unter dem Vergrößerungsglas Dir eine Wunderwelt offenbaren.

Ich stand lange an der Grube und sah den Werkhausmännern zu, die den Schlamm heraushoben, und den Knaben, die mit Steinschleudern und Armbrüsten auf die Ratten schossen. Die Pappelreihen an der Grube überwölbten das ganze Bild mit einem grünen Dache. Die Brücken aber, die die Grube überspannen, waren durch mancherlei Fuhrwerk belebt. Da waren Lastwagen, mit zehn Pferden bespannt. Die Kutscher knallten übermütig mit den Peitschen. Sollte das farbensatte und lebensprühende Bild unserer Grube nicht einen Maler reizen?

*

Die Insassen des Zucht- und Werkhauses, die den Wallgraben und die Grube reinigen, werden in der Stadt die Korrektionäre genannt, weil sie im Zuchthause gebessert, korrigiert werden sollen. In Wirklichkeit werden sie nicht gebessert. Aber gründlich Verdorbene und halb Unschuldige, nur gestrauchelte Menschen, machen im Werkhaus Bekanntschaft, und der Neuling lernt von dem Erfahrenen. Die von Natur Faulen werden nicht arbeitsam. Ich habe mir von vielen Korrektionären den Lebenslauf erzählen lassen.

Manche von ihnen sind als wandernde Handwerksgesellen auf den Landwegen in schlechte Gesellschaft geraten. An unsern Landstraßen haben wir ja überall die heimlichen Schnapsschenken und Herbergen für lichtscheues Volk. Dort kehren aber auch die wandernden Handwerker ein, und wenn die meisten auch stolz zu ihrer Zunft halten und ihr Wanderbuch in guter Ordnung ist, auf manchen von ihnen wirkt doch der verkommene Landstreicher wie ein Magnet. Sie wandern eine Strecke mit solchem Volk zusammen, und eines Tages beteiligen sie sich an einem gemeinsamen Diebstahl. Vielleicht bleiben sie unentdeckt und lernen nur, wie gut man auch ohne Arbeit leben kann. Und da kostet es zuletzt nicht viel Ueberwindung, auch einmal an einem gewaltsamen Raub teilzunehmen. Sie fallen unsern Flurwächtern oder den Landreitern in die Hände und gelten nun als Gesindel.

Ich fand unter den Insassen des Zucht- und Werkhauses, die an der Grube arbeiteten, einen blonden, hochgewachsenen jungen Mann, der mir vor einem Jahre in dem Heidedorfe Willershagen begegnet war. Ich will Dir seine Geschichte erzählen. Er heißt Christoph Voß und war ein Einliegersohn aus dem Rostocker Hospitaldorf Göldenitz. Er war Soldat gewesen und hatte dann in Rostock redlich als Knecht gedient. Er war verlobt mit der Tochter eines Altenteilers Wienke in Willershagen, der mit Frau und Tochter in einem Katen wohnte. Das ganze Lebensziel des Christoph Voß war nun, in Willershagen Arbeitsmann zu werden, seine Braut zu heiraten und in dem Katen ihrer Eltern mitzuwohnen. Die Eltern wollten ihn gern nehmen, der Alte stellte sogar Kaution und flehte die Kämmerei an, jenen als Schwiegersohn ins Haus nehmen zu dürfen, weil er selber schon für schwere Arbeiten zu schwach war. Die Frau des Alten war Hebamme, die Tochter half ihr dabei und träumte davon, ihre Nachfolgerin zu werden. Die Gesuche dieser Leute um Heirats- und Aufenthaltserlaubnis gingen durch meine Hände. Ich habe sie nach Kräften befürwortet.

Aber wir haben es nicht erreicht, das junge Brautpaar in dem bescheidenen Katen der Eltern unterzubringen. Es waren zwei prächtige, kerngesunde, blonde und blauäugige Menschenkinder. Ich habe vergebens auf die Aufsätze im Amtlichen Staatskalender über die erwünschte Vermehrung der Bevölkerung in Mecklenburg hingewiesen. Die Kämmerei der Stadt Rostock, die über den Katen zu verfügen hatte, blieb unerbittlich. Man müsse leider ablehnen, hieß es, weil ein Ueberfluß an Einwohnern für die Obrigkeit und die Grundherrschaft nur lästig und teuer werde. In Willershagen bestehe kein Man-

gel an Arbeitern, und fremden Zuzug könne man nicht dulden. So wurde den heiratslustigen jungen Leuten die Hüsung verweigert.

Ihr weiteres Schicksal habe ich aus dem Munde des jungen Mannes erfahren, den ich unter den Korrektionären traf. Seine frühere Braut hat nach vielen Tränen einen in Willershagen ansässigen Knecht geheiratet, der als Einheimischer nicht abgelehnt wurde. Christoph Voß aber hat aus Liebeskummer seine Ersparnisse vertrunken und ist dem Gesindel der Landstraße in die Hände gefallen. Als kräftiger, entschlossener Bursche, der eine Wut auf die ungerechte Welt hatte, hat er einen dreisten Raub mitgemacht und ist dabei ergriffen worden. Ich habe ihm zum Entsetzen des Aufsehers die Hand gedrückt. Christoph Voß ginge jetzt gern ins Ausland und bat mich um meinen Rat.

Vor vier, fünf Jahren konnten wir aus Rostock solche Leute nach Rußland abschieben. Wir hatten in der Stadt einen russischen Konsul, der jederzeit bereit war, Pässe auszustellen, wenn er dafür eine gute Gebühr und eine kleine persönliche Zugabe erhielt. Damals haben manche Rostocker Werkhaus-Insassen denselben Weg auf demselben Schiff nach Petersburg gemacht wie meine Briefe an Dich. Ich erkundigte mich, ob man Voß nach Rußland schicken könne. Die Antwort lautete: Nein. Da fand ich für ihn einen unerwarteten anderen Weg in die Freiheit.

Obdachloses Volk fließt seit dem Jahre 1824 von hier in das neu errichtete Kaiserreich Brasilien ab. Dieses riesige und noch menschenarme Land braucht Soldaten und Kolonisten und nimmt die Menschen, die es bekommen kann. Wählerisch kann es dabei nicht sein. Für Dom Pedro, den Kaiser von Brasilien, verhandelte nun gerade in Rostock ein Baron von Schäffer. Ich habe selbst mit ihm gesprochen und habe auf sein Französisch immer deutsch geantwortet. Er hatte in türkischen und russischen Diensten gestanden und war in Brasilien ein hoher Offizier mit einer bunten Theateruniform geworden. Viele Gewissensbedenken hatte er nicht. Er hatte für seinen Kaiser Menschen aus Norddeutschland herbeizuschaffen. Durch Mitteldeutschland reiste ein anderer Theaterbaron. Das Landesarbeitshaus in Güstrow hatte ihm schon 150 Personen abgegeben, Männer, Frauen und Kinder, darunter viele brave Landarbeiter. Das Stockhaus

in Dömitz steuert 90 Sträflinge bei. Die Stadt Rostock wollte gerade in diesen Tagen aus ihrem Zucht- und Werkhaus 30 Personen liefern, aber den Voß wollten sie nicht abgeben, weil er ein brauchbarer Arbeiter war. Da bin ich zum Senator und schließlich sogar zum Bürgermeister gegangen und habe erreicht, daß mein Schützling mitabgegeben wurde. Ich habe ihn dem Herrn von Schäffer warm empfohlen, und da Voß ein altgedienter, strammer Soldat war, so hatte ich einen überraschenden Erfolg: noch in meiner Gegenwart hat der Baron ihn zum Wachtmeister der brasilianischen Armee befördert. Drüben wird er seinen Weg schon machen, daran zweifle ich nicht.

Die andern freilich, die nach Brasilien verfrachtet werden, haben es schlimm. Sie werden nach Hamburg gebracht und dort nicht viel besser als Negersklaven auf einem alten Rattenschiff eingepfercht. Die Ueberfahrt dauert drei Monate. Was sie in den engen, heißen Räumen bei wochenlangem Sturm zu erdulden haben, das hat mir einer geschildert, der vor einem Jahre verschickt worden und zurückgekommen ist. Ein großer Teil der armen Menschen ist schon unterwegs gestorben, denn es gab auf dem Schiff schlimme Seuchen und keinen Arzt. Herr von Schäffer wird noch manches Schiff mit Menschen befrachten. Die drüben lebendig ankommen, werden zum großen Teil in Brasilien zu Grunde gehen. Aber einige werden sich durchbeißen und brauchbare Siedler werden.

Ich sprach mit Rostocker Freunden über das grausame Verfahren und hörte die herrschende Ansicht. Alle Länder versuchen, ihre Verbrecher und unverbesserlichen Bettler loszuwerden. Für sie ist in Europa kein Platz mehr, seitdem draußen über dem Ozean soviel Land entdeckt worden ist. In den zwanzig Kriegsjahren der Napoleonszeit ist viel zuchtloses Volk emporgewachsen. Warum sollen wir nicht ebenso abschieben wie England und Frankreich? England hat ganz Australien, das so groß wie Europa sein soll, zum Verbannungsort gemacht. Dorthin schickt es alles, was ihm zu Hause lästig ist, und vertraut, daß zwischen allem Unkraut auch guter Same dort aufgehen wird. Wir machen es nur den andern nach und bleiben nicht hinter der fortgeschrittenen Zeit zurück. So sprachen die Herren in Rostock.

Aber Du weißt, lieber Freund, daß ich mir über manche Dinge meine eigenen Gedanken mache, die nicht immer fröhliche sind. Ich sehe auf allen Meeren die Sklavenschiffe fahren. In Afrika machen sie große Menschenjagden und treiben die gefangenen Neger auf die Schiffe, um sie in Amerika auf die Sklavenmärkte zu bringen. In allen Ländern werden Bücher geschrieben gegen die

Sklaverei, aber was haben sie bisher genützt? Und werden nicht in Nordafrika, in Algier, in Tunis und Tripolis Tausende von weißen Sklaven verkauft, und sind nicht unter ihnen genug deutsche Seeleute, auch Rostocker Männer, die dort schiffbrüchig an die Küsten verschlagen sind? Sklavenlos überall, und auch unsere Werkhäusler, die wir nach Brasilien schicken, verkaufen wir in die Sklaverei.

Einen Ausweg sehe ich nicht. Ich kann mich weiß waschen, indem ich sage: Was geht mich das Gesindel an? Das ist Sache der Rechtsgelehrten, ich sorge für die Bäume meines Waldes. Aber ich fühle mich mitschuldig an dem, was meine Zeit verbricht. Was haben wir seit 1789 von Menschenwürde und Menschenrechten geredet! Sind wir vorwärts gekommen? Nicht allzu weit. Ich gehöre nicht zu denen, die an einen dauernden Fortschritt der Menschheit glauben.

•

Aber in unserm alten Rostock und seiner nächsten Umgebung haben wir dennoch einige Fortschritte gemacht, daran läßt sich nicht rütteln und deuteln.

So hat unsere Große Stadtschule, der wir beide die Grundlagen unserer Weisheit verdanken, an Stelle des unfähigen Rektors Plagemann einen guten Leiter erhalten. Es ist ein Professor Sarpe aus Magdeburg. Er hält in der Universität Vorlesungen über die griechische Sprache. Aber der arme Mann muß sich ebenso wie ich mit dem zweiten Quartier der Bürgerschaft herumschlagen. Die Handwerker, die im Quartier sitzen, möchten gar zu gern aus unserer alten Schulstätte eine Bürgerschule machen. So erschweren sie dem neuen Rektor das Leben. Aber jetzt hat Sarpe mächtige Verbündete gewonnen. Unser 75jähriger Bürgermeister Zoch ist noch in seinen alten Tagen Scholarch geworden, das heißt Obmann für alle Schulsachen. Er läßt unserm Senator Dr. Saniter freie Hand für eine gründliche Schulreform, die so gut und zweckmäßig ist, daß mir das Herz im Leibe lacht. Aber es sind noch weitere große Pläne im Gange, die ich nur flüstern darf: mit dem Großherzog soll ein Vertrag über die Universität geschlossen werden. Alle Professoren sollen großherzoglich werden. Keiner braucht mehr von der Stadt besoldet zu werden. Und alles Geld, das die Stadt damit erspart, soll den Rostocker Schulen zugute kommen. Es scheint, daß die Verhandlungen mit Schwerin vor dem Abschluß stehen.

Ist es nicht auch ein Fortschritt, daß jetzt bei den feierlichen Doktorpromotionen deutsch geredet wird und nicht mehr lateinisch? Sie finden immer noch im Kaisersaal des Rathauses statt, und erst vor wenigen Monaten habe ich eine mitgemacht. Es erscheinen dazu die Professoren der Universität, die Senatoren und Beamten der Stadt, die Geistlichen und die Offiziere, und es gibt noch immer Musik und Reden, aber jetzt Gott sei Dank in deutscher Sprache. Der neue Würdenträger wird mit Doktorring und Doktorhut geschmückt, und den Beschluß bildet ein Festessen.

•

Fortschritte macht auch unser Badeort Warnemünde. Ich war wieder vier Wochen mit Frau und Töchtern dort, habe als Sechzigjähriger ein Wettschwimmen mit einem Vierzigjährigen gemacht und bin als erster durchs Ziel gegangen. Es stellen sich von Jahr zu Jahr mehr Besucher ein. Auch die Doberaner Kurgäste erscheinen jetzt in Kutschen oder in Segelbooten in Warnemünde, um unsern billigen Rostocker Badeort zu bestaunen. Unsere besamten und bepflanzten Dünen werden fester und haltbarer. Unsere Tannen wachsen und gedeihen, und mehrere Spazierwege sind im Werden. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, daß eines Tages diese neuen Wege durch weite Anlagen führen, und daß hohe Bäume dort Schatten spenden, wo jetzt kleine Bäumchen emporstreben.

Gleichzeitig mit uns waren in diesem Jahre fünfhundert Fremde in Warnemünde. Dazu kommen solche, die vor uns und nach uns erschienen sind. Wir speisten an großer Tafel bei dem neuen Vogt, Herrn Meyer, der auf den gestorbenen Bencard gefolgt ist. An schönen Tagen wurde die Tafel vor dem Vogteihause im Freien gedeckt.

Das ist das neue Warnemünde. Aber ich suche auch gern das alte auf. Wenn wir sonntags zum Gottesdienst in der Warnemünder Kirche weilten, dann waren meine Gedanken nicht immer bei der sanft plätschernden Predigt, sondern oft bei den geschnitzten Kirchenstühlen, die alle noch ihre uralten Hausmarken tragen. Die erzählten mir von Seenot und Schiffbruch, von Sturmfluten und Witwentränen. Ich ging auch gern rings um die Kirche herum. Da liegen getrennt von den Warnemündern die Friedhöfe von Diedrichshagen, von Schmarl und von Groß-Klein, und ich lese die Namen der alten Dorfgeschlechter, die ihre Freiheit verteidigt und mannhaft die Bauernlegung abgewehrt haben.

Das schönste Stück Alt-Warnemünde aber erleben wir am Strom. Dort werden jeden Morgen die Kühe, wohl hundert Stück, ins Wasser getrieben, damit sie über den Strom schwimmen, denn auf der anderen Seite der Warnow sind saftige Wiesen, die den Warnemündern gehören, und die müssen abgeweidet werden. Abends, kurz vor der Melkzeit, kommen die Tiere auf demselben Wege zurück. Den Kuhdung mischen die Warnemünder mit Seetang und befestigen damit die Dünen, denn sie haben ja keine Gärten und keine Aecker, die sie düngen könnten. Da nirgends in Warnemünde Gemüse wächst, so holen Boote alles vom Rostocker Markt. Warum auch nicht? Muß doch sogar das Trinkwasser auf Booten herangeschafft werden. Und weil es in Warnemünde noch immer keine Handwerker und keine Kaufläden gibt, müssen die Bootsleute auch sonst noch mancherlei für die Badegäste mitbringen. Aber dieses Stück alter Zeit lassen wir uns gern gefallen, und die Warnemünder verdienen an diesen Bootsfahrten ein schönes Stück Geld. Ich freue mich das ganze Jahr auf die Sommerwochen in Warnemünde!

142.

Röversh agen, den 10. September 1826.

Lieber Freund! Je älter ich werde, desto mehr Freude macht es mir, Bäume zu pflanzen. In meinen Baumschulen stehen ja die Bäumchen noch zierlich und artig nebeneinander wie aufmarschierte Schulkinder. Aber recht ins Herz schließe ich sie erst dann, wenn ich sie an die Plätze gepflanzt habe, wo sie für hundert Jahre stehen bleiben sollen, um einst mit ihren Laubkronen unsern Urenkeln Schatten zu spenden. Hin und wieder denkt dann vielleicht einer der Nachkommen an den, der diesen Baum gepflanzt und zuerst begossen hat. Das verbindet uns Forstmänner ja so eng mit fernen Geschlechterreihen, daß wir in den Wäldern unserer Ahnen gehen, und daß sich unsere Kindeskinder an unsern Werken freuen.

Gegenwärtig pflanze ich Bäume nicht nur in der Heide, nicht nur bei Warnemünde, sondern auch in Rostock. Auf meinen Vorschlag habe ich den Auftrag erhalten, große Teile der Wälle, die Rostock umgeben, mit Bäumen zu bepflanzen. Jetzt ist die Dreiwallbastion an der Reihe, in deren Mitte die Teufelskuhle liegt. Da lasse ich Linden pflanzen, nicht nur oben, wo man den weiten Blick über die Bürgergärten hat, sondern auch auf halber Höhe, wo es herabgeht zum Wallgraben.

Bepflanzt habe ich im letzten Winter schon die Fischerbastion und den anschließenden Oberwall bis zum Kröpeliner Tor. Wenn ich auf der Fischerbastion

stand, mußte ich Zeuge sein von dem langsamen Hinschwinden des Blauen Turmes und des Kaiserturmes. Diese beiden alten Mauertürme hat man zum Tode verurteilt, aber mit dem Abbruch läßt man sich Zeit. Man holt sich immer nur an Ziegelsteinen das, was man gerade gebraucht, und so ist es mir, als sähe ich diese beiden alten Zeugen von Rostocks einstiger Wehr im langsamen Todeskampfe. Der Göschenbrink, der sich zwischen Blauem Turm, Stadtmauer und Lastadie erstreckt, liegt voller Bauschutt und ist ein ärgerlicher Anblick. Aber zum Aergern steige ich an schönen Sommertagen nicht auf die Fischerbastion. Ich wende mich dann einfach um und blicke auf die Warnow, auf die weißen Segel, die stromauf, stromab ziehen, auf den sperrenden Baum, dessen mittlerer Teil morgens für die Durchfahrt geöffnet wird, und auf unsere Warnowschwäne.

Diese Schwäne gehören zur Stadtverwaltung wie die Torwächter und Ausrufer. Sie bekommen ihren festen Lohn in Form von Hafer, den der Schwanenwärter ihnen bringt und für den alljährlich eine feste Summe ausgeworfen wird. Die Schwäne beginnen den Frühling als ein halbes Dutzend Zuchtpärchen und haben die dienstliche Pflicht, sich bis zum Winter kräftig zu vermehren und Fett anzusetzen, denn zu Weihnachten hat jeder Bürgermeister, jeder Senator und einige andere Herren Anspruch auf einen Schwanenbraten. Ich bin einmal mit dem Schwanenwärter zu den Brutstätten gefahren. Sie liegen im dichten Schilf bei Marienehe und am Rande des Breitlings. Ich möchte auf der Warnow unsere Schwäne nicht entbehren, sie sind mir ein Stück Heimat, aber ich kann sie nicht ganz ernst nehmen. Sie sehen immer so feierlich aus mit ihren gebogenen Hälsen und bewegen sich so würdig und adelsstolz, als seien sie die gegebenen Wappentiere wie im Pflanzenreich die majestätischen Lilien. Mir ist, als ob beide, Schwäne und Lilien, immer ihr leuchtendes Weiß vor einem dunklen Hintergrunde zeigen möchten. Was für Sturmgesellen sind dagegen hoch in den Lüften meine grauen wilden Schwäne!

Ich lasse die Bäume, die ich auf dem Oberwall pflanze, nicht aus der Heide holen, sondern von dem Gärtner Zelck, der ein großes Gartengelände vor dem Steintor erworben hat. Er stößt an den Garten vom Brandeshof, wo noch immer an Sonntagen unsere Soldaten mit den Dienstmägden tanzen, und wo noch manch herzhafte Schlägerei zwischen Seeleuten und Handwerksgesellen ausgefochten wird. Meist ist der Kriegsgrund ein schönes Weib, wie schon zu den Zeiten des Paris und Menelaos.

Gehe ich von meinen Wallpflanzungen durch das Kröpeliner Tor in weitem Bogen zum Gärtner Zelck, so lasse ich mir gern im Brandeshof einen kühlen Trunk reichen und kehre durch das Steintor zurück. Unterwegs treffe ich manchmal meine Freunde: das sind die Kühlmänner, die als Wächter der Felder und Bürgergärten angestellt sind. Sie haben mit ihren Keulen die wildernden Hunde und Katzen zu erschlagen und haben davon ihren Namen. Meine Freunde sind aber auch die städtischen Hirten, die des Morgens die Kühe aus den Toren treiben und sie draußen auf den Koppeln und Wiesen hüten. Der eine hat eine kleine Wohnung im alten Kuhtor. Ich schaue gern zu, wenn er seine Herde abends wieder in die Stadt treibt, wenn die Kuhglocken bimmeln und die Tiere sich brüllend die Wege zu ihren Ställen suchen.

•

Vor dem Steintor versuche ich gewöhnlich, ob einer der drei Bürgermeistergärten gerade geöffnet ist. In jedem von ihnen bin ich willkommen. Ich weiß nicht, ob Du diese heiligen Gefilde kennst, die nicht jeder Rostocker betreten hat. Zwei der Gärten liegen dicht am Ausgang des Steintors in der Richtung zum Lagebuschturm. Der dritte aber liegt weiter draußen, auf der Feldseite des Wallgrabens, innerhalb des alten Steintor-Rondells und dadurch gesichert wie eine Burg. In diesen Gärten, die immer auf Kosten der Stadt in schönster Ordnung gehalten werden, gibt es viele Obstbäume und schöne Rosenbeete, plätschernde Springbrunnen und Lauben mit bequemen Bänken und Tischen. Einer der Herren hat den Ort, wo er seine menschlichen Bedürfnisse verrichtet, als Schilderhaus bauen und in den Landesfarben streichen lassen, um die bürgermeisterliche Würde auch bei solcher Handlung zu wahren.

Gern gehe ich von den Bürgermeistergärten aus ein Stück auf dem Oberwall entlang bis zum Mühlentor. Dabei gilt es, wie Du weißt, das hohe Mühlentor-Rondell zu erklettern. Siebenundsiebzig Stufen führen hinauf. Die gelehrten Rostocker streiten sich darüber, welcher von den beiden Namen dieser großen Treppe der richtige und ursprüngliche ist, ob man „Himmelsleiter" oder „Teufelstreppe" sagen muß. Das wird wohl auf einer Pastorenkonferenz entschieden werden müssen. Oben vom Mühlentor-Rondell ruht mein Blick auf dem klaren Wasser des Bassins. Manchmal schwimmt auf den Fluten ein Schwan, oder aus dem Wallgraben ertönen Ruderschläge, und ein Kahn nimmt seinen Weg ins Bassin. In

dem Kahn ein träumendes Liebespaar. Das Ganze für mich ein anmutiges, teures Bild. Im Hintergrunde die Bleiche mit ihren hohen Baumkronen und zur Rechten der Rosengarten mit seinen sieben Linden, dem alten Rostocker Wahrzeichen.

Wende ich mich oben auf dem Rondell aber um, dann fällt das Auge auf die Spekula, die hoch die Stadtmauer überragt. Kennst Du ihre seltsame Geschichte? Angelegt als ein breiter, geräumiger Turm, trug das Bauwerk ursprünglich oben einen Wasserbehälter. Windmühlenflügel drehten sich auf dem Dache, die das Wasser aus der Grube heraufpumpten, damit es von hier mit genügendem Druck in die Holzröhren strömte, um den Bürgern Wasser zum Waschen und Spülen zu liefern. Nachdem die Mühlenflügel sich ein Menschenalter lang fleißig gedreht hatten, erhielt der Turm andere Herren: eine Sternwarte wurde hoch oben aufgerichtet. Gelehrte Männer folgten nun von seiner Höhe mit Fernrohren dem Laufe der Planeten und nannten den Turm ihre Spekula, ihre Ausschau. Auch das ging vorüber, und jetzt hat man die Räume zu Krankenstuben eingerichtet. Aber unsere Aerzte klagen, es sei in dem dicken Mauerwerk eng und feucht und für die Kranken nicht luftig genug. Ich stand einmal oben auf dem Dache der Spekula und sah tief unter mir die Viergelindenbrücke und konnte dem ganzen Lauf der Grube bis zu ihrer Mündung am Lazarett-Tor folgen.

Das Rostocker Stadtbild ändert sich gegenwärtig in der Langen Straße. Dort an der Ecke der Badstüberstraße hat man die alte Studentenburse „Zum halben Mond" abgebrochen. Ihren alten Zweck erfüllten unsere Bursen oder Regentien ja schon lange nicht mehr, denn die Studenten wollen nicht mehr wie einst in klösterlicher Zucht leben und wohnen. Auf dem Grundstück des Halbmondes hat man das stattliche Gebäude der Justizkanzlei errichtet, wo allen denen Recht gesprochen wird, die nicht unter dem Rostocker Recht, sondern unter dem Landesherrn stehen. Eines aber hat man nicht vergessen, und dafür bin ich dem Baumeister dankbar: auf dem Dache des neuen Gebäudes hat man wieder einen großen Halbmond angebracht, um das Andenken an die alte Studentenburse für ferne Zeiten zu erhalten.

*

Es schwinden in der Stadt die Sitten und Gebräuche unserer Jugendjahre. Du findest jetzt wohl in den Straßen keinen einzigen Tragestuhl mehr. Sie gelten als altmodisch und großväterlich. Und wie rannten zu unserer Knabenzeit die beiden Träger am Anfang und am Ende des schwebenden Stuhles, und wie gewandt trugen sie den Insassen — meist war es eine Insassin, die ihre Schuhe nicht beschmutzen wollte — über Wasserlachen

und Steinhaufen und Straßenlöcher hinweg! Verschwunden sind auch die Tragelaternen, mit denen noch um 1800 die Diener abends ihre Herren begleiteten. Aber wozu noch heute? An den Straßenecken brennen ja Oellampen wie in Paris und Amsterdam! Du wirst auch in ganz Rostock kaum noch einen Männerzopf und erst recht keine Perücke mehr finden. Wir sind Menschen der Neuzeit geworden, die den Puder der Großvätertage fortgeblasen haben.

Verboten ist noch immer das Rauchen auf der Straße. Die Herren von der Polizei sind darin recht strenge, und wer mit brennender Pfeife auf der Straße betroffen wird, der erhält einen Strafbefehl. Wenn Du in Rostock im Freien rauchen willst, mußt Du vor Deiner eigenen Haustür stehen — da ist es erlaubt — oder in Deinen Garten gehen. Aber keine Studierstube findest Du ohne Tabaksqualm! Daß ich selber nicht rauche, verzeiht mir keiner der Professoren. Sie halten eine von dickem Rauch geschwängerte Studierstube für ein Zeichen besonderer Gelehrsamkeit. Meine Lunge ist zufrieden, wenn sie reine Luft atmen darf. Ich lasse aber den andern ihre liebe Gewohnheit, und wer mich besucht, der darf rauchen nach Herzenslust. Nur muß er sich Tabaksbeutel und Pfeife mitbringen. Meist hat er die Pfeife ja — in ihre Bestandteile zerlegt — im Rockärmel versteckt. Und wenn er nicht Stahl, Stein und Zunder in der Tasche trägt, dann stelle ich ihm mein Feuerzeug bereit. Das wissen alle, die zu mir kommen.

Wenn ich des Nachmittags in Rostock bei warmem Wetter über den Wall gehe, dann betrachte ich gern die wechselnden Kleidermoden unserer Tage und staune über die Erfindungen des menschlichen Geistes. Unsere Damen tragen jetzt das Haar auf dem Hinterkopf zu einem „Dutt" zusammengesteckt und darüber eine Haube von Tüll. Sie lassen ihre weiten langen Röcke aufbauschen und steifplätten. Zu den kurzen Aermeln tragen sie lange Handschuhe, die den ganzen Arm bedecken. Aber immer können sie sich hinter dem Sonnnschirm verstecken, der ihre Haut weiß erhalten soll. Wir Männer gehen auf Spazierwegen gern mit hellem Frack und hellem hohen Hut in Zylinderform. Wir knoten das Tuch um den Hals so zierlich, wie wir es mit unsern ungeschickten Händen zuwege bringen. Wir sind jetzt stolz auf die eng anschließenden Hosen und schwenken anmutig oder würdig den Spazierstock mit silbernem Knopf.

Du wirst in Petersburg eine buntere Auswahl an Trachten und ein farbenfroheres Menschengewimmel haben als wir hier. Und öffentliche Schauspiele, die die Menschen erregen und erschrecken sollen, habt Ihr auch, das las ich aus dem Bilde, das Deinem letzten Briefe beilag. Da sah man ja wilde Tiere, Chinesen und Inder und Tausendkünstler aller Art. Wir hatten hier im letzten Jahre eine Gruppe von Seiltänzern. Sie spannten ihr Seil vom Dach des Rathauses zum Dach der Ratsapotheke. Es gingen zwei Männer und eine Frau in bunten Theaterkostümen hinüber. In den Händen hielten sie lange Stangen, um im Gleichgewicht zu bleiben. Dann schoben sie eine Schiebkarre hinüber, so schnell, daß die Zuschauer erzitterten. Am Abend aber spannten sie quer über den Rosengarten vom Dach des Zwingers bis zu einem hohen Baume ein Seil und schritten im Finstern hinüber, in den Händen Feuerwerkskörper, die leuchtende Funkengarben sprühten.

Ich staune über mich selber: ich alter Waldmensch berichte Dir von städtischen Kleidern und von den Narrheiten der Stadtleute. Du weißt, daß das im Grunde genommen für mich eine fremde Welt ist. Ich fühle mich erst wieder in meiner eigenen Haut, wenn ich das Lederwams trage, die Füße in Kniestiefeln, die Büchse am Riemen über die Schulter gehängt und auf dem Kopf den weichen Hut mit der Birkhahnfeder. Und so schreite ich jetzt in meinen Wald, in meine eigentliche Heimat, und schwenke Dir zum Gruße den Hut in der Richtung Nordost.

Sei mir gegrüßt in weiter Ferne, Du Lieber, Du Teurer!

Dein Hermann Friedrich Becker

NEUNTES KAPITEL: 1831

Röversh agen, den 2. Oktober 1831

Lieber treuer Freund meiner Jugend und meiner alten Tage!

Als im Spätsommer Dein lieber Brief eintraf, da ergriff mich eine tiefe Rührung. Eine freudige Dankbarkeit gegen das Schicksal erschütterte mich. Ich will es Dir bekennen: Nachdem ich fünf Jahre ohne Nachricht gewesen war — mehrere meiner Briefe mit besorgten Anfragen waren unbeantwortet geblieben — da glaubte ich, Dich verloren zu haben. Konnten nicht die Seuchen, die Euer Land durchrasten, und die Kämpfe im Innern auch Dich dahin gerafft haben? Gerade

Dich, der sich nie in Sicherheit gebracht hat und der als Arzt jeder Epidemie furchtlos entgegengetreten ist? Der bloße Gedanke, Du habest vielleicht Deine Lebensbahn schon abgeschlossen, legte sich auf mein Herz wie eine kalte Faust. Einsam fühlte ich mich, denn leer und öde wird diese weite Erde, wenn nicht hier und da ein liebes Herz für uns schlägt! Da kam an einem der gesegneten Tage meines Lebens Dein Brief. Ich erkannte Deine Handschrift! Du lebtest! Ich besaß Dich noch! Ich war mit einem Male so reich! Ich gestehe Dir's: Ehe ich Deinen Brief öffnete, habe ich ihn geküßt!

Und dann, während ich mit feuchten Augen las, klärte sich alles so wohltuend auf! Ihr habt im endlos weiten Rußland andere Maßstäbe als wir. Du warst drei Jahre im asiatischen Teil Eures Riesenreiches, und Deine Briefe haben mich nicht erreicht. Du hast im tiefsten Sibirien und an der Küste des Stillen Ozeans Krankenhäuser eingerichtet. Du warst in Innerasien, dort, wo die gewaltigen Gebirge beginnen, auf deren Höhe das geheimnisvolle Tibet liegen soll. Du hast in den Tälern des Kaukasus die Heilquellen erforscht und für große Badeplätze der Zukunft die Grundlagen gelegt. Und nun bist Du längst wieder in Eurem Petersburger Hause angelangt und bist **mit 65 Jahren frisch und gesund.**

150—152

Du hast Deine ältesten Söhne schon in Aemtern und Würden vorgefunden, und Deine liebe Frau umsorgt und umhegt Dich wieder, nachdem sie Dich so lange entbehrt hat. Die Sommermonate habt Ihr wieder auf Eurem Gute in Estland zugebracht, Deine Förster haben inzwischen Deinen Wald treu bewahrt, und Deine jungen Schonungen sind hoch emporgeschossen. Ja, lieber Freund, aber das Wichtigste von allem bleibt mir altem Egoisten doch, daß ich Dich wieder habe, daß ich nicht im Traume, sondern in schöner Wirklichkeit den Brief in Händen habe, den Du geschrieben und gefaltet hast.

•

Das Haus Becker gedeiht. Mein ältester Sohn, der Oekonomieprofessor in Rostock, bewirtschaftet noch immer sein Pachtgut Oberhagen. Mein zweiter Sohn, der Advokat, hat sich ein schönes Haus am Markt in Rostock gebaut. Vor fünf Jahren ist mein dritter Sohn, der Kaufmann, aus Cuxhaven abgesegelt, um in Lissabon bei dem Konsul Lindenberg aus Rostock eine gute Stellung anzutreten. Er ist vor kurzem über London und Paris zurückgekehrt und hat jetzt in Rostock ein eigenes Handlungshaus mit neuen Ueberseeverbindungen aufgemacht. Von meinen Töchtern ist nur noch die jüngste zu Hause. Die beiden anderen sind verheiratet. Sie finden sich im Juli eines jeden Jahres mit meiner Frau und mir in Warnemünde zusammen, und wir sehen unsere Enkelkinder in den Wellen der Ostsee plätschern.

Ich habe einen lieben Freund verloren. Professor Lorenz Karsten ist 78jährig gestorben. Wie oft habe ich ihn auf seinem Neuenwerder besucht! Dann saß ich dem ehrwürdigen Manne in seiner von Tabaksqualm erfüllten Studierstube lauschend gegenüber und hörte von ihm, wie unsere mecklenburgische Landwirtschaft fortschreitet. Wir sprachen über Fruchtwechsel und Stallfütterung, über Dünger und Ackergeräte. Sechsunddreißig Jahre hat Karsten auf eigene Kosten und eigene Gefahr seine landwirtschaftliche Versuchsstation Neuenwerder unterhalten, die ihm das Land und die Stadt nicht einrichten wollten. Jetzt, da er gestorben ist, wird seine Schöpfung zerfallen, denn kein anderer ist da, der opferwililg an seine Stelle träte. Unser Landesherr aber und unser Rat, beide versagen hier, wo es gilt, ein großes Lebenswerk zu erhalten. Es ist eine Schmach! Ich meide die Gegend von Neuenwerder, denn ich mag den Verfall nicht mit ansehen.

Lorenz Karsten hat noch erlebt, daß sich zwei seiner Wünsche erfüllt haben: die Bauernhöfe werden jetzt in Mecklenburg endlich vererbpachtet, so daß immer der Sohn auf den Vater folgt. Aber wichtiger ist das zweite Ziel, für das Karsten gestritten hat: das ist die große Separierung. Bisher hatte ja jeder Bauer aus der Feldmark seines Dorfes lauter kleine Streifen Acker- und Wiesenlandes und verbrachte einen großen Teil seiner Zeit damit, von einem entlegenen Stück seines Landes zum andern zu laufen. Jetzt endlich wird durch einen großen Zwangsaustausch — die Separierung — alles Land so verteilt, daß jedem ein großes zusammenhängendes Stück zufällt.

Unsere Dörfer bekommen dadurch ein anderes Gesicht, auch die Rostocker Stadtdörfer, und wie sich die Landkarten im großen durch Kriege und Friedensschlüsse ändern, so hier im kleinen. Bisher lag in der Mitte der Feldmark das Dorf, meist an der Dorfstraße ein Hof dicht neben dem anderen. Das wird nun anders werden. Wenn jeder Bauer — Erbpächter heißt er jetzt — einen zusammenhängenden Landbesitz bekommt, dann ist es unvermeidlich, daß mancher sein Land an den Grenzen der Feldmark erhält, und daß sein Hof mitten in seinen neuen Besitz hinein verlegt wird. So entstehen jetzt rings um die alten Dörfer die Ausbauten. Hiergegen sträuben sich unsere Bauern. Aber viele erkennen schon, daß bei der Neuordnung gerade die Ausgebauten am besten fahren. Mir ist es eine große Freude, dies alles noch zu erleben.

In der Rostocker Heide, von der Du ja auch hören willst, kämpfen wir gegen unsere alten Eichen. Vor zwei Jahren machten wir eine große Zählung und fanden heraus, daß wir 13 000 alte, absterbende Eichen und 38 000 sehr schadhafte und abgängige haben. Seitdem ich Forstinspektor bin, ist es mein Ziel, den Wald von diesem absterbenden Holz zu befreien, das wohl romantisch aussieht, aber jüngeren Bäumen den Lebensraum wegnimmt und an eigenem Wert von Jahr zu Jahr verliert. Viel Erfolg hatte ich nicht. Meine Frau freut sich insgeheim, daß alle meine Bemühungen, die alten Eichen loszuwerden, vergeblich bleiben, und ich bin Philosoph genug, mich damit abzufinden. Meinetwegen mag die Rostocker Heide ein Altersheim für ehrwürdige Baumgreise werden.

151

155—156

Die Rostocker Bürger wären sehr froh, wenn sie das Holz der alten Bäume, das ich so gern los wäre, für ihre Oefen bekämen. Wir können nicht soviel Brennholz in die Stadt schaffen, wie dort gebraucht wird. Holz haben wir genug, aber die Wege, die Wege! Was nützt es uns, daß die Bauern und Pächter ihre Wagen und Pferde und Knechte zu Holzfuhren bereitstellen müssen, wenn sie unterwegs auf dem Wege nach Rostock im Schlamm stecken bleiben? Ihr habt in Rußland zweimal im Jahre die „wegelose Zeit": im Frühjahr nach der Schneeschmelze und im Herbst nach den Regengüssen, ehe der Frost einsetzt. Es ist hier nicht viel anders. Im April und im November bleiben die Holzfuhren unterwegs stecken, wenn wir nicht sechs oder acht Pferde als Vorspann haben.

Zwei Wege haben wir von der Heide nach Rostock. Der eine geht über den Landkrug, Bentwisch und Bartelsdorf, der andere über Mönchhagen und Dierkow. Aber einer ist bei Regenwetter so schlecht wie der andere. Tief ausgefahren sind sie beide. Die Erdlöcher füllen sich mit Wasser und sind dann schwer zu erkennen. Sie lauern geradezu auf die Räder und saugen sie in sich hinein. Ehe du es denken kannst, legt sich dein Wagen auf die Seite und stürzt um. Das Holz fällt herunter. Du spannst die Pferde aus, dann werden die Räder ausgegraben, und der leere Wagen wird mit Menschen- und Pferdekraft herausgezogen und wieder flott gemacht. Wenn dann alles Holz wieder aufgeladen ist, dann ist ein guter Teil des Tages dahin.

Man bebrütet jetzt ein großes Ei: aller Wegekummer soll schwinden. Eine Chaussee soll gebaut werden von Rostock über Ribnitz nach Stralsund. Sie soll nicht dem Lauf der alten Hansestraße folgen, die weit südlich von Rövershagen entlang führt. Nein, die auf dem Papier schon fertige Chaussee macht einen Bogen nach Norden, durchschneidet unser Dorf Rövershagen und berührt nicht nur unsere Heide, sondern auch die Gelbensander Forst des Großherzogs. Damit hätten beide Waldgebiete prachtvolle Ausfahrten. Auf der glatten Chaussee könnte ein Wagen, den jetzt sechs Pferde mit Mühe fortbewegen, von zweien gezogen werden.

Aber nun kommt wie immer das große Aber. Die Chaussee ist abgesteckt. Auf dem Papier ist sie schon da. Aber in der rauhen Wirklichkeit wird sie viel, viel Geld kosten, und das ist nicht da. Wer soll überhaupt bezahlen? Die Strecke bis Ribnitz das Land Mecklenburg, und die pommersche Strecke das Land Preußen? Das geht in Mecklenburg nicht ohne den Landtag, und dort werden zwanzig neue Chausseen gefordert, und kaum eine wird jährlich bewilligt, und sicherlich nicht unsere zuerst. Den Preußen aber ist der Weg von Stralsund nach Ribnitz gleichgültig, und andere Strecken haben stärkere Fürsprecher. Mir scheint, daß die Chaussee von Rostock nach Röversshagen noch in weiter, blauer Ferne schwebt, und wir Fünfundsechzigjährigen werden sie wohl nicht erleben.

Unsere Schiffer berichten, daß man in der Hamburger und Bremer Gegend, in Holland und in England schon herrliche Chausseen hat, auf denen man dahingleitet wie auf einer glatten Tenne. Jetzt hat unser Landtag in Malchin das Geld bewilligt für einen Teil der großen Chaussee von Berlin nach Hamburg, weil diese sonst Mecklenburg umgangen hätte. In der Gegend von Ludwigslust ist der Bau schon im Gange. Aber unser Land baut diese Strecke nicht selbst, weil hier niemand solche Bauten kennt. Man hat eine englische Gesellschaft mit dem Bau beauftragt und will ihr das Geheimnis der neuen Kunst absehen.

Zu den Geheimnissen der neuen Kunst gehört auch die Geldbeschaffung. Dazu erproben die Rostocker eine neue Methode. Sie haben in der Stadt eine Aktiengesellschaft gegründet für den Bau einer Chaussee von Rostock über Laage und Teterow nach Neubrandenburg mit einer Zweigstrecke von Laage nach Güstrow. Leute in Stadt und Land, die sonst ihr Geld in Schiffsparten anlegten, kaufen jetzt Aktienanteile zum Chausseebau. **Diese brauchen nicht alle bar bezahlt zu**

werden — das Geld ist knapp! — sondern sie können auch abgearbeitet werden durch Anfuhr von Sand und Steinen. Die Baugesellschaft wird die Straße auch dauernd in guter Ordnung halten und darf für alles, was sie leistet, ein hohes Chausseegeld erheben. Es werden viele Krüge an der neuen Straße erbaut, und die Rostocker spazieren an Sonntagen vom Mühlendamm nach Kessin, um den Straßenbau zu verfolgen. Schon sieht man, daß unsere Aktienchaussee eher zustande kommt als die in der Rostocker Heide.

*

Noch in einer anderen Wegefrage folgen wir dem guten Beispiel der westlichen Länder. In Rostock werden seit einigen Jahren in den meisten Straßen Trottoirs oder Fußgänge angelegt. Manche nennen sie auch Bürgersteige. Sie laufen an den Häusern entlang und lassen die Mitte der Straßen für die Wagen und Lastträger frei. Unsere Männer von der Polizei achten streng darauf, daß auf den Trottoirs keiner mit großen Körben oder Eimern geht. Neben den Bürgersteigen baut man vertiefte Rinnen, die man Rinnsteine nennt, und bedeckt sie mit Bohlen. Unter den Bohlen fließt das Schmutzwasser. Man nimmt es also nicht mehr mit den Augen, sondern nur noch, wenn es duftet, mit der Nase wahr.

Die Bohlen für die Rinnen hatte ich aus der Heide zu liefern, und darum zog man mich zu den Beratungen hinzu. Ich trat dafür ein, die Bürgersteige nur in den breiteren Straßen zu schaffen, nicht aber in den schmalen Gassen, weil da für Bürgersteige, Rinnen und Fahrdamm nicht genug Raum ist. Das drang durch, und so werden im Katthagen, in der Aalstecherstraße, in der Sackpfeife und in der Lastadie die Leute auch ferner in der Mitte gehen. Aber in den anderen Straßen wird wohl bald die Zeit des „Breiten Steins“ vorüber sein, auf dem wir als Studenten mitten zwischen den Häuserreihen wandelten. Wir tragen mit dem Breiten Stein ein Stück alter Zeit zu Grabe, aber in diesem Falle trauere ich nicht, weil ich das Neue für zweckmäßig halte und nun endlich alle Gitter und Ketten verschwinden müssen, mit denen manche den Raum vor ihrem Hause eingeengt hatten. Verschwinden sollen auch die wenigen Bäume, die wir in den Straßen haben. Viele Bürgersteige führen über die Keller hinweg, die vor den Häu-

sern liegen. Man verschließt sie mit großen Luken und verbietet, künftig solche Keller unter der Straße zu bauen. Alles in allem: wir zahlen der neuen Zeit den schuldigen Tribut.

Das Wort „Bürgersteig" hat die Einwohner gekränkt, die nicht das Bürgerrecht erworben haben. Ein Witz macht die Runde: Welchen Vorrang hat der Bürger vor dem Einwohner? Antwort: Wenn ein Einwohner betrunken auf dem Bürgersteig oder im Rinnstein liegt, und ein berauschter Bürger torkelt vorbei, dann muß der Einwohner seinen Liegeplatz dem Bürger überlassen.

*

Sobald mein Wagen auf der Fahrt von Rövershagen die Petribrücke überschritten hat und wir zur Rechten die breite Unterwarnow, zur Linken die schmale Oberwarnow haben, dann hält mein Kutscher gewöhnlich kurz vor dem Petritor an und fragt: „Führen wi oewer'n ollen Mark oder an'n Strann?" Meist sage ich dann: „Führ man an'n Strann lang!"

Da am Strande treffe ich viele Bekannte. Ich kenne alle Schiffbaumeister, auch viele von den Segelmachern und Blockmachern. Unter den Reifern und Malern, die an den Schiffen arbeiten, habe ich gute Freunde. Der ganze Hafen ist jetzt ein großer Mastenwald. Unter den Schiffen entdecke ich manchmal eins, an dem ich Miteigentümer bin, denn ich habe unser Geld zum Teil in Schiffsparten angelegt. Dann schmunzele ich und prahle insgeheim: von diesem Schoner gehört das Bugspriet mir!

Zwischen der Grube und der Petribrücke wird Neuland aufgeschüttet. Bis dahin wird das Bollwerk verlängert. Große neue Lagerplätze sind da im Entstehen. Auch die Schaluppe des Großherzogs bekommt dort ihren Liegeplatz. Später sollen da auch die Schiffe festmachen, die von Rostock nach St. Petersburg fahren.

Als ich im Frühjahr einmal über den Strand ging, sah ich unsern Bagger an der Arbeit, jenes kettenklirrende Ungetüm, zu dem ich vor einigen Jahren das Bauholz liefern mußte. Ich ließ mich auf einem Boot zum Bagger rudern, kletterte hinauf und begrüßte unsern Baggermeister. Er ahnte nicht, daß ich einen Umsturzplan über seine Baggerei im Busen trug. Bevor ich damit herauskam, sah ich mir den Baggereibetrieb noch einmal genau an. Unten in der dunklen Tiefe gehen zwei Pferde immer im Kreise herum und setzen die Baggermaschine in Bewegung. Es ist ein grausames Los für die Tiere, ähnlich dem Schicksal der armen Pferde, die unten in den Bergwerken die Schienenwagen ziehen und

niemals wieder ans Tageslicht kommen. Ich fragte den Meister: Sollte man nicht den Bagger so umbauen können, daß die Umlaufstelle der Pferde nach oben verlegt wird, so daß sie Licht und frische Luft haben und dadurch vielleicht länger ausdauern? Der Baggermeister kratzte sich den Kopf und meinte schließlich: oben hätten die Pferde keinen Schutz gegen Wind und Sonne, und wenn auf den Schiffen Böllerschüsse abgefeuert würden, könnten sie erschrecken und sich losreißen und über Bord gehen. Wir einigten uns dahin, dem Rat den Vorschlag zu machen, die Laufbohlen der Pferde so weit zu heben, daß sie Licht und frische Luft haben, aber doch tief genug bleiben, um Windschutz zu behalten.

Noch ist mein Plan nicht ausgeführt. Schiffbaumeister, Baggermeister und der Senator, der den Hafenbau hat, sind sich noch nicht einig. Solche Dinge, die andern gleichgültig bleiben, lassen mir keine Ruhe. Wenn ich irgend etwas auf der Welt unzweckmäßig eingerichtet sehe, dann quält es mich auch heute noch wie einst in unruhiger Jugendzeit. Es drängt mich dann, zu helfen, zu bessern, zu vereinfachen. Versuchen muß ich es wenigstens. Sonst bleibt ein Stachel zurück, ein körperlicher Schmerz.

*

Wenn ich vom Strande in die Stadt gehe, so muß ich durch eins der Strandtore hindurch. Dann tritt aus dem Schilderhäuschen die Torwache heraus und mustert mich, ob ich etwa verbotene oder unverzollte Sachen von den Schiffen in die Stadt schleppe. Habe ich nichts zu tragen, dann lächelt der schnauzbärtige Posten mich freundlich an. Er langweilt sich. Er freut sich, wenn ich bei ihm stehen bleibe und einige Worte mit ihm rede. Ich frage ihn, wann das Tor geschlossen wird, und schon beginnt er, zu erzählen. Beim Einbruch der Dunkelheit schließen sie und bei Sonnenaufgang öffnen sie wieder. Langweilig ist der Dienst an den Strandtoren. Besser ist's an den Landtoren, wo die Bauern einfahren und die Posten in jeden Wagen hineinsehen und wo oftmals eine Wurst für sie übrig ist. Aber ein wahrer Spring- und Laufdienst ist der an der neuen Hauptwache am Hopfenmarkt. Sobald da eine hohe Uniform vorübergeht, heißt es: Wache raus! Dann wird stramm gestanden und präsentiert. Und den ganzen Tag laufen da die hohen Herren vorbei. Auch von den Exerzierplätzen erzählt mein Wachtposten. Vor dem Kröpeliner Tor auf dem Heiligengeistfeld, vor dem Mühlentor bei den Kramonnstannen, auch vor dem Steintor auf dem Rosengarten, überall wird exerziert, als ob es bald wieder Krieg gäbe. „Aber dafür müssen sie erst neues Pulver anschaffen", flüstert er, „das alte im Zwinger ist ja schon lange feucht und unbrauchbar!"

Das Gesicht meines Soldaten strahlt, als ich ihn nach den Bürgerquartieren frage. So ein schönes Quartier hat er jetzt in der Wokrenterstraße! Da ist eine Hausmutter, die sorgt für ihn wie für einen Sohn, und eine blitzsaubere Tochter ist da. Ja, wenn er eines Tages Sergeant würde, das wäre eine Sergeantenfrau! Wenn nur nicht jeden Monat die Umquartierung wäre! Aber seine Hausmutter nimmt für Geld Soldaten auf, die bei vornehmen Leuten ausquartiert werden, und vielleicht hat er Glück, daß er noch ein paar Monate länger bei ihr bleiben kann als Umquartierter. Ob die Frau etwas dabei verdient? frage ich. „O ja!" lacht er. Er kennt Frauen, die jahraus jahrein ihr Haus voller Soldaten haben, denn die großen Herren in der Stadt wollen kein Militär aufnehmen und zahlen gern blanke Taler, wenn eine arme Quartierswirtin ihnen die Last abnimmt.

Ob ich schon die Kanonenhäuser gesehen habe? fragt er mich dann. „Was ist das?" Er erklärt mir, so nenne man die Häuser, an deren Ecken Kanonenrohre eingegraben würden. Diese Rohre seien billig, fast umsonst zu haben, seitdem das Zeughaus von veralteten Waffen gesäubert werde. Ein tief in den Erdboden eingegrabenes Kanonenrohr, mit der Schießmündung nach oben, schützt die Hausecke gegen vorüberfahrende Wagen, die sonst den Putz von den Mauern abstoßen. Ich habe beim Weitergehen durch die Stadt tatsächlich manche Hausecke entdeckt, die durch eine Kanone geschützt war, besonders in den engen Straßen, die keine Bürgersteige bekommen haben.

Dreiundzwanzig Schilderhäuser gibt es in Rostock, und vor jedem steht ein Posten. Man sagt, wenn's auf Gewalt ankommt, beherrsche der Großherzog die Stadt. Der Stadtkommandant, der auf dem Markt neben der Ratsapotheke, gerade dem Rathaus gegenüber, wohnt, soll der eigentliche Herr von Rostock sein. Aber als alter Rostocker glaube ich das nicht. Die Stadt hat ihre elf Bürgerfahnen. In diesen Fähnlein stehen die kräftigsten Kerle der Stadt. Jetzt tun sie nur Dienst in der Feuerwehr und bei Absperrungen, aber als Schützenbrüder haben die meisten Waffen zu Hause, und wenn es einmal ernst würde . . . ich glaube, wir schlügen die Schnauzbärte des Großherzogs in die Flucht!

•

Die militärische Machtverteilung in Rostock ist geregelt worden in dem großen Friedensvertrag, den die Stadt Anno 1827 mit dem Großherzog abgeschlossen hat. Das ist jetzt schon vier Jahre her, aber

ich denke noch oft an die Festlichkeiten, die damals Rostock in einen Freudentaumel versetzten. Von den Kirchtürmen hatten sie die Wetterhähne abgenommen und dafür große flatternde Fahnen angesteckt. Im Rathause nahm ich an der Feier teil, bei der zum Schluß der Landesherr der Stadt sein eigenes lebensgroßes Bild verehrte. Sie haben es im Kaisersaal aufhängen lassen und beschlossen, diesen Raum fortan Fürstensaal zu nennen. Das müssen sich die alten Kaiserbilder gefallen lassen, in deren Mitte nun der Großherzog hängt. Einen Kaiser gibt es ja doch nicht mehr!

Das Wichtigste aber, was in dem Vertrag von 1827 ausgemacht wurde, betraf unsere Universität. Sie ging nun ganz in die Hände des Großherzogs über. Vierhundert Jahre lang hatten Fürst und Stadt sich die Gewalt und die Arbeit und die Kosten geteilt und manchen Streit darüber ausgefochten. Nun trat die Stadt ganz zurück, und städtische Professoren gibt es heute nicht mehr. Alle besoldet der Landesherr. Mit dem Gelde, das dadurch von der Stadt erspart wird, werden unsere Schulen verbessert und vergrößert.

Als das große Versöhnungsfest von 1827 stattfand, war gerade Pfingstmarkt. Wir waren natürlich alle in Rostock und haben das Beste mitgemacht. Meine Frau und die Töchter haben an dem großen Oratorium in der Nikolaikirche teilgenommen. Dort hatte man vor dem Altar ein gewaltiges Holzgerüst für die vielen Sänger und Spieler aufgebaut. Die Musikfreunde haben gejubelt, aber auch schöne Vorträge haben wir genossen. Dazu haben wir einen Mann ausgegraben, der in unserer Jugend, Anno 1788, ebenfalls eine Versöhnungsfeier zwischen der Stadt Rostock und dem Herzog erlebt und sie in plattdeutschen Versen geschildert hat. Der Mann heißt Diederich Georg Babst.

Sein fast vergessenes Büchlein ist bei uns auf seltsame Art wieder ans Tageslicht gekommen. In unserer Philomatischen Gesellschaft hatten wir einen Vortrag über Goethe. Dabei las der Redner das vor, was Goethe in seinen alten Tagen über den Rostocker Babst geschrieben hat. Den Dichterfürsten hat unser Rostocker Plattdeutsch so gefesselt, daß er mehrere schlaflose Nächte damit verbrachte, durch das Büchlein von Babst in unsere Sprache einzudringen.

Wir beschlossen sogleich, zu dem großen Versöhnungsfest das ganze plattdeutsche Büchlein vorlesen zu lassen, und fanden dazu auch einen Vorleser, der unsere Muttersprache glänzend beherrschte. Wir haben bei der Lesung Tränen gelacht. Vielen von uns ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, und wir haben erkannt: was für ein herrliches Gut haben wir doch in unserer niederdeutschen Sprache! Am Schluß des Abends haben wir versucht, uns auch über höhere Dinge plattdeutsch zu unterhalten, und siehe: es ging besser, als wir dachten, wenn auch einige Professoren, die aus anderen Gegenden Deutschlands stammten, stumm bleiben mußten. Aber auch diese hörten eifrig zu und verstanden das meiste. Nur ein Störenfried war dabei. Er sagte: „Mir scheint, das Plattdeutsche ist nichts weiter als ein häßliches, unsauberes Gassendeutsch!" Da packte mich der Zorn, und ich antwortete:

„Wer so reden kann, de deed mi leed. Uns' leewe Modersprak de klingt hier an de Ostsee all oewer sößhunnert Johr. Se is so klor un rein bleben, wil dat de vörnehmen und gelierten Lüd se uns nich verhunzt hebben!"

Der andere war gekränkt, aber ich erhielt Händedrücke von allen Seiten.

Gelehrte Vereine und Vortragsgesellschaften haben wir jetzt in Rostock genug. An ihrer Spitze marschiert unsere Philomatische Gesellschaft. Ich möchte ihren seltsamen Namen wörtlich ins Deutsche übersetzen und uns die „Gesellschaft der Wißbegierigen" nennen, dringe aber damit nicht durch. Bei uns werden Vorträge gehalten über Goethe und Schiller, über elektrische Apparate, über die Geheimnisse der Tonwellen, über Mystik und Rechtsfragen, ja, mit einiger Vorsicht sogar über die französische Revolution und über Napoleons Kriege. Die Vorsicht ist nötig, weil wir eine strenge Zensur haben, die darüber wacht, daß keine frevelhaften Gedanken die Ruhe Europas erschüttern, die Herr Metternich aufgerichtet hat. Aber vielleicht holen wir in Rostock gerade auf unsere Art aus der politischen Grabesruhe das Beste heraus: unsere geistigen Kräfte werden nicht in politischem Zank vergeudet, sondern sie sammeln sich in einem heiligen Eifer, das Wissen unserer Mitbürger zu fördern. So machen wir aus Rostock eine Lichtquelle, die ihre Strahlen aussendet in unser teilweise noch recht dunkles Mecklenburg.

*

Unsere Vereine und Gesellschaften geben ihren Mitgliedern nicht nur geistige Nahrung. Die körperliche und das Vergnügen werden nicht vergessen. Du glaubst nicht, was wir bei unseren Ge-

denkfeiern und Jubiläen, bei Hochzeiten und Geburtstagen für einen Reichtum an Tafelgenüssen ausbreiten. Da gibt es russischen Lachs und Kaviar, die verschiedensten Pasteten, Fische aller Art, gebratenes Geflügel, fette Ochsen am Spieß gebraten, süße Speisen in hundert Formen, dazu die besten Weine und Schaumweine vom Rhein und vom Süden, und zum feinsten Kaffee eine Fülle auserlesener Kuchen. Ich weiß freilich aus Deinem letzten Brief, daß das alles gegen Eure rusisschen Tafelfreuden harmlos ist. Aber wenn ich in solchen Fällen einmal mitmachen muß und mich durch die lange Folge solcher Gerichte hindurchesse, dann staune ich darüber, was unser menschlicher Magen leisten kann.

Unsere Jugend hat andere Freuden. Die jungen Männer und Burschen, ja, auch die halbwüchsigen Knaben, sie turnen jetzt so, wie es der Berliner Turnvater Jahn gelehrt hat. Manchmal stehe ich auf dem Oberwall auf der Heubastion, wo man auf einen Turnplatz herniederschaut und freue mich daran, wie die jungen Menschen mit den kurzen Röcken und den langen Haaren springen, klettern und ringen und sich an den Turngeräten um sich selber schwingen. Sie machen auch Turnerfahrten durch die Dörfer und sind sogar schon in die Heide und an die Ostsee gekommen.

Aber die Turner werden von Staatswegen streng überwacht. Die Polizei traut ihnen nicht. Sie weiß, daß gerade in den Turnerschaften eine Sehnsucht nach einem freien und starken und einigen Deutschland glüht, und sie hat Angst, die Turnerei könne dem Deutschen Bunde gefährlich werden. Aber ein Feuer, das in den Herzen der Jugend brennt, wird niemals durch die Polizei gelöscht!

Unser Jungvolk tanzt auch viel. Das geht ohne Zensur. Im Brandeshof, im Krug Altona, im Tannenbaum und auf der Fähre, überall tanzen die Gesellen und Soldaten mit ihren Mädchen, und die vornehmen Bürgerkinder üben in unsern Festsälen zierliche Menuettschritte. Wer ein Pferd hat oder eins leihen kann, der reitet. Im Winter gibt es auf der Warnow herrliche Schlittenbahnen mit Eislauf und Schneeballschlachten. Die älteren Schüler der Großen Stadtschule fechten heimlich wie die Studenten und lassen sich dafür in den Karzer stecken. Viele Knaben baden jetzt in der Unterwarnow, sie kleiden sich meist am Hafenbaum aus und erregen mit ihren nackten Leibern sittlichen Anstoß bei wasserscheuen Leuten.

Während unsere Jugend tanzt und turnt, schwimmt und reitet, denken wir Aelteren jetzt oft an den Tod. In diesem Jahre ist in Rostock ein großer neuer Friedhof vor dem Kröpeliner Tor entstanden. Er liegt fünf Minuten hinter dem Stampfmüllerteich am Wege nach Barnstorf. Wir haben ihn gerade eingeweiht. Damit sind die Beerdigungen in den Kirchen und rings um die Kirchen zu Ende. Begräbnisstätten, die sechshundert Jahre benutzt worden sind, werden damit geschlossen. Geplant war solch Friedhof außerhalb der Stadtmauern, wie ihn andere Städte haben, schon lange, aber es fehlte immer am Gelde. Jetzt hat die Kriegsentschädigung und der Gewinn unserer Schiffahrt das Unternehmen möglich gemacht. Der große viereckige Friedhof ist da und harrt der Toten, die da kommen sollen.

Lange Baumreihen sind auf dem Friedhof gepflanzt worden, die jungen Stämme hatte ich auszuwählen. Um die Einfriedigung zu sparen, hat man zunächst um das Ganze einen Wassergraben gelegt. Die Randplätze des Friedhofes verkauft man zur Errichtung von Kapellen. Auch wir haben für unsere Familie einen solchen Platz erworben. Die Kapellen schließen das Ganze noch schöner ab als die Gräben. Nur haben sich dabei leider die Menschen wieder in Stände gespalten. Die Vornehmen, die sich früher Begräbnisplätze in den Kirchen gesichert hatten, bauen jetzt Grabkapellen, und die armen Leute, die früher den Platz rings um die Kirche zur letzten Ruhe hatten, kommen in die Gräberreihen des neuen Friedhofes. Es bleibt also wie bisher: die Wohlhabenden haben auch nach dem Tode ein Dach über dem Kopf, und die Armen schlafen **den ewigen Schlaf unter dem Sternhimmel.**

165—166

Als unsere Friedhofsarbeiten im vorigen Jahre einmal stockten, da wurden wir zur Eile angetrieben durch einen unheimlichen Gast, der an den Grenzen drohte: die Cholera. Viele Grabplätze werden plötzlich nötig sein, wenn — was Gott verhüten möge! — der Würgeengel auch zu uns käme. Wir haben Nachrichten, daß die Cholera zur Zeit in Riga und in Danzig wütet. Ich hoffe sehr, daß Ihr in Petersburg verschont bleibt. Sonst stündest Du als Arzt wieder in der vordersten Reihe der Helfer, darin kenne ich Dich.

Wir haben versucht, mancherlei Sperren gegen die Seuche aufzurichten. Unsern Handwerksgesellen war schon im vorigen Jahre das Wandern durch die politisch gefährlichen Länder, wie Frankreich, Belgien und die Schweiz verboten worden, damit sie sich nicht an fremden Gedanken anstecken sollten. Jetzt soll eine Zeitlang alles Wandern aufhören, damit die Handwerker uns nicht die Cholera ins Land schleppen. Aber wie will man das beaufsichtigen in weiter Ferne? In den Häfen wird gefahndet auf Schiffe, die „giftsaugende Waren" an Bord haben. Am ganzen Ostseestrand haben wir eine Küstenwache eingerichtet. Die Strecke von Markgrafenheide bis zum Fischland haben ursprünglich unsere Röverhäger Bauern und Einlieger bewachen müssen, aber sie legten sich immer zum Schlafen hin, und wir können nicht neben jeden Wächter einen zweiten aufstellen, der ihn wachrüttelt. Jetzt haben wir Soldaten zur Hilfe bekommen. Die Sache macht auch mir viel zu schaffen.

Nun rückt der tückische Feind des menschlichen Lebens ja auch von der Landseite an. In den preußischen und russischen Heeren, die gegen den Aufruhr in Polen aufgestellt sind, ist die Cholera ausgebrochen. Sie hat Gneisenau und Clausewitz hingerafft. Wir haben auch an den Landgrenzen Mecklenburgs eine Wachtpostenkette aufgestellt, und doch kann der Todeskeim auf Schleichwegen ins Land kommen. Der allmächtige Gott nehme uns und Euch, Ihr lieben Freunde, in seinen gnädigen Schutz!

Ich drücke Dir herzlich die Hand, Du lieber, alter Freund!

Immer bleibe ich der Deine!

Dein Hermann Friedrich Becker.

Rövershagen, den 5. Oktober 1836.

Herzensfreund! Der Siebzigjährige grüßt den Siebzigjährigen und dankt ihm mit festem Händedruck für den Fünfjahresbrief, der hier vor vierzehn Tagen zur Freude des ganzen Hauses Becker eintraf. Nachdem ich ihn vormittags im verschlossenen Zimmer allein gelesen hatte, hat meine Enkelin, die eine wohllautende Stimme hat, ihn abends beim milden Schein der Lampe vorgelesen. In Gedanken waren wir alle bei Dir auf Eurem Gute in Estland und saßen mit Euch zusammen rings um den gewaltigen Kamin, dessen Holzklötze glühten und Eure Gesichter erleuchteten. Jetzt soll dieser mein Brief den Weg zu Eurem Kamin zurücklegen und Euch Grüße aus unserer Rostocker Heide bringen.

Ueber dieser Heide leuchtet zur Zeit ein guter Stern. Neue Männer sind auf den Plan getreten und haben nicht nur das Schicksal meines Waldes, sondern auch mein eigenes neu gestaltet. Seit mehreren Jahren wird Rostock von den beiden tatkräftigen Bürgermeistern Dr. Brandenburg und Dr. Saniter regiert. Sie führen zusammen mit dem kaufmännischen Bürgermeister Hülsenbeck die von mir seit langem erstrebte Reform der Rostocker Heide durch. Mit ihnen Hand in Hand arbeitet ein vorzügliches Forstdepartement unter der Leitung des prächtigen Senators Dr. Bencard. Jetzt endlich soll unsere ganze Waldwirtschaft völlig neu aufgebaut werden, so wie ich es von jeher gefordert habe.

Aber es ging nicht an, die ganze Last der Umwandlung auf meine jetzt siebzigjährigen Schultern zu legen. Man fragte mich, ob ich bereit sei, mich mit dem Oberförster Garthe in Remplin zu vereinigen, der schon mehrere Stadtwaldungen mit Erfolg reguliert hat. Gemeinsam sollten wir dann die Neuordnung der Rostocker Heide durchführen. Ich erwiderte, zuvor müsse ich Garthes Bekanntschaft machen. Er traf ein, und ich lernte in ihm einen tatkräftigen, klugen Mann mit klarem Blick und fester Hand kennen. Er brachte zuweilen seinen ältesten Sohn Georg mit, der ein studierter Forstmann ist. Ich zeigte dem älteren Garthe auf wochenlangen Fahrten die ganze Heide, und wir wurden über die kommende gemeinsame Arbeit völlig einig.

Garthe siedelte im August 1833 auf längere Zeit zu mir nach Rövershagen über. Auf meine Einladung erschien auch der Sohn und übernahm einen Teil der Arbeit. Der junge Garthe hat den klaren Blick seines Vaters geerbt, aber er ist auch mit dem Stande der Wissenschaft in unserm Fache vertraut. Dazu ist er ein liebenswerter und bescheidener junger Mensch. Er hatte bald mein Herz gewonnen. Ich habe ihn mir nach reiflicher Ueberlegung mit seinem Vater und unserm Dr. Bencard zu meinem Adjunkten erbeten. Darauf ist die Stadt Rostock eingegangen. Sie hat ihn mit einem ansehnlichen Gehalt angestellt und ihn schon zu meinem künftigen Nachfolger ernannt. So arbeiteten wir zu dreien, unterstützt durch verständige Männer in Rostock und nicht mehr gehemmt durch die Einreden törichter Bürger. Unabhängig von unsern Arbeiten wurde auf meinen Vorschlag die ganze Heide von dem Ingenieur Zarnow neu vermessen.

Ich fuhr mit den beiden Garthes öfter nach Warnemünde, wo meine gute Frau mit den Töchtern und einigen Enkelkindern badete. Es stellte sich bald heraus, daß der junge Garthe Wohlgefallen an unserer jüngsten Tochter Luise fand. Im Herbst, als beide sich genauer kannten, erklärte Georg Garthe ihr seine Liebe. Sie wurde herzlich erwidert. Wir haben ein frohes Verlobungsfest gefeiert.

Luise war das letzte unserer Kinder, das wir noch im Hause hatten. Sie war auch die einzige aus unserer Kinderschar, die noch unverheiratet war. Als sie im Juli 1834 ihre Hochzeit mit dem jungen Garthe feierte, da glaubten wir, daß nun eine Zeit des Glücks für uns alle beginnen werde. Er als mein Schwiegersohn und Nachfolger. Sie als unser jüngstes Kind weiterhin in unserer Nähe. Konnte es Besseres geben? Und das Glück der beiden jungen Leute schien sich zu vollenden, als ihnen nach einem Jahr ein kräftiger Sohn geboren wurde, unser lieber Enkel Max. Aber ein grausames Schicksal

hatte es anders gemeint. Unserer teuren Luise war kein weiterer Erdenwandel mehr beschieden. Drei Wochen nach der Geburt des Kindes ist sie im Wochenbett gestorben. Wir waren alle fassungslos und wie betäubt. Wenige Tage später haben wir sie auf dem neuen Rostocker Friedhof in unserer Familienkapelle bestattet.

*

Wenn unser Körper verwundet wird, dann werden sofort Abwehrkräfte in ihm lebendig. Sie bringen das rinnende Blut zum Stehen und bilden eine schützende Narbe über der wunden Stelle. Unter der Einbruchstelle formen sich neue Gebilde und lindern und heilen und stellen das gestörte Gleichgewicht in unserm Organismus wieder her.

Auch wenn unsere Seele verwundet wird, sind lindernde Kräfte da. Sie kühlen den heißen Schmerz um einen lieben Toten. Sie schenken uns lösende Tränen. Heilende, schützende Narben bilden sich. Ein neues Gleichgewicht kommt zustande.

In meiner Frau ist die Liebe zu dem mutterlosen kleinen Enkel mit einer Glut erwacht, die ihrem Körper und ihrem Geist eine wohltuende Bewegung schenkt und keinen starren Schmerz duldet. Mir hilft ein gütiges Schicksal auf andere Art: ich entschwebe. Nahe unserm Garten am Waldrande steht mein Liegestuhl. Dort liege ich gern und betrachte über mir das im Winde spielende Laub und den Himmel mit den ziehenden Wolken. Dann ist mir's, als entschwebte ich selber in weite, weite Fernen. Es ist mir gar nicht immer recht, mich erwachend auf der festen Erde wiederzufinden. Von meinen lieben Menschen weilen einige auf der Erde, andere, wie unsere Luise, schon jenseits des Lärms. Ob sie hier oder da weilen, sie sind mir gleich teuer. Ich hoffe, daß es mir einst leicht fallen wird, mich ganz aus der irdischen Hülle zu lösen.

Begrenzt und abgemessen ist meine Lebensbahn. Nur bis zu einer Scheidelinie, die wir Tod nennen, gehört mir die Welt. Dann rücken wir ein in die Reihen der Abgeschiedenen, und hinter uns tauchen aus den Scharen der noch Ungeborenen die ersten Reihen ins Licht der Sonne. Daß der farbige Zug des Lebens aus einer geheimen Welt hervorquillt und in eine andere geheime Welt hineinmündet, das erschreckt mich nicht. Aus dem Frieden heraus und in den Frieden hinein! Und die Spanne Unruhe dazwischen, diese Rosen- und Dornenkette von Lust und Leid — was macht es denn im Grunde aus, ob sie kurz oder lang ist?

Unverändert aber geht der ewige Zug des Lebens auch dann weiter, wenn Tausende auf einmal dem Tode verfallen. Die Cholera, die wir vor fünf Jahren mit Grenzsperren und Ostseewachen abzuwehren suchten, ist im Sommer 1832 doch noch in Rostock eingedrungen. Sie hat gerast wie der Windbruch in der Heide. Aber er verjüngt den Wald, und das Leben geht weiter.

Ein bleicher Schrecken durchzitterte damals die Stadt. Man häufte Lebensmittel an, um mit niemand mehr in Berührung zu kommen. Die Kranken wurden in Körben fortgetragen, und vor der warnenden Klingel der Krankenträger flüchtete alles voller Grauen in die nächsten Häuser. Alle Gegenmittel wurden versucht. Man räucherte mit Bernstein und mit Chlor. Man besprengte sich aus Gießkannen mit Essig. Man hielt alle Fenster dicht geschlossen, solange die Sonne nicht schien. Man schüttete das Geld in scharfe Flüssigkeiten, bevor man es in die Hand nahm. Der neue Friedhof füllte sich jedoch mit Gräbern. Vierhundert Choleratote mußten in wenigen Wochen beerdigt werden. Rövershagen ist damals gnädig verschont geblieben.

Sobald der neue Rostocker Friedhof fertig war, durfte auf den alten Begräbnisplätzen rings um die Kirchen nicht mehr beerdigt werden. Das wußte man schon einige Jahre vorher. Vielen war es schmerzlich, weil sie auf den alten Stellen ihre Eltern und Großeltern ruhen hatten und neben ihnen bestattet werden wollten. Aber Ausnahmen wurden nicht gemacht. Auch nicht für den alten Oberpostamtsdirektor Amtsberg, der die Post in seinem Hause am Vogelsang hatte und der sich schon lange eine Grabstelle auf dem Marienfriedhof gesichert hatte, die man von seinem Hause aus sehen konnte. Er war ein leicht erregbarer Herr, und er geriet in großen Zorn, als die neue Friedhofsordnung ihm seine eigene Grabstelle sperrte. Ein Spaßvogel gab ihm den Rat, er solle doch rasch sterben, bevor der neue Friedhof eingeweiht sei. Das entfachte seinen Zorn von neuem, der Aerger untergrub seine Gesundheit, und schließlich ist er noch gerade zur rechten Zeit gestorben und als einer der letzten neben der St. Marienkirche begraben worden. Dort ruht er nun in Frieden, im Angesicht seines Hauses am Vogelsang, so wie er sich's gewünscht hatte.

Schöner ist die Umgebung unserer Kirchen nicht geworden, seitdem dort nicht mehr beerdigt wird. Die Mauern und Zäune, die die alten Friedhöfe umgaben, sind niedergelegt worden. Alle ungepflegten Gräber hat man eingeebnet, nur die gepflegten bleiben vorläufig erhalten. Aber da man rings um die Kirchen jetzt Feuerlöschgeräte aufbewahrt, so ist die Stille auf den früheren Kirchhöfen dahin. Ganz verschwunden aber ist einer unserer ältesten Friedhöfe: der von St. Johannis am Steintor, und leider hat man nicht nur den Friedhof eingeebnet, sondern auch die uralte Dominikanerkirche von St. Johannis abgebrochen. Das kam so:

Du weißt, daß wir in der Stadt viele Leute haben, denen die alten Gebäude ein Greuel sind. Wenn sie ein Denkmal des Mittelalters zerstören wollen, dann behaupten sie entweder, es hindere den Verkehr oder es sei baufällig. Ihnen ist die Johanniskirche jetzt zum Opfer gefallen. Gottesdienst wurde schon lange nicht mehr darin gehalten, aber der Engere Auschuß des Landtages bewahrte in der Kirche seine große Bibliothek auf. Auch wurden in der Haupthalle noch Leichenfeiern abgehalten, denn auf dem Johannisfriedhof fanden ja unsere Soldaten ihre letzte Stätte. Dort ruhten sie bisher alle, Offiziere, Sergeanten und Gemeine mit ihren Frauen und Kindern. Nun sind Kirche und Friedhof beseitigt. Einige Grabsteine und Bilder aus der Kirche und die Bibliothek hat man in die Nikolaikirche geschafft, und da, wo einst der Friedhof war, fahren jetzt die Wagen der Theaterbesucher auf. Wieder ist ein Stück altes Rostock dahin.

Aber es bleibt nicht dabei. Es wird bald noch viel mehr fallen. Unsere Aktienchaussee von Rostock nach Laage, Güstrow und Neubrandenburg ist im Bau. Sie arbeiten daran fleißig wie die Bienen und mögen sie schon im nächsten Jahr fertig haben. Es wird ein stolzes Werk, und ich will nicht darauf schelten. Aber die Chaussee wird ein Stück Alt-Rostock vernichten. Sie wird einen starken Wagenverkehr zum Mühlentor hineinleiten, und wenn auch das alte, enge Mühlentor durch ein paar Säulen mit Torflügeln ersetzt ist, es läßt sich doch nicht bestreiten, daß der Weg vom Mühlentor in die Innenstadt eng und winklig ist. Um scharfe Ecken müssen die Wagen herum, steil auf und ab müssen sie fahren, und immer gab es schon Stockungen, wenn die langen Reihen der Kornwagen oder gar Fuhren mit Baumstämmen in die Stadt wollten. So ist das Losungswort gefallen: für die neue Chaussee müssen wir einen neuen und zeitgemäßen **Zugang in die Stadt öffnen!**

Ein solcher Zugang läßt sich durch das dicht bebaute Hügelgelände bei der Nikolaikirche beim besten Willen nicht schaffen. Es gilt, einen besseren Eingang in die Stadt zu suchen. Der nächste ist das Steintor. Folglich muß vom Mühlendamm außen um die Stadtmauer herum eine breite Straße zum Steintor hergestellt werden. Hierüber bestand bald Einigkeit zwischen dem Rat und den Quartieren der Bürgerschaft. Es war ein hartes Muß, dem sich niemand verschließen konnte, auch ich nicht. Unser Dr. Bencard selber hat den Vorschlag gemacht, weil es eine andere Wahl nicht gab: den langgestreckten Hohen Wall zwischen Mühlentor und Steintor abzutragen und an seiner Stelle eine gradlinige, breite Straße zu bauen. Verschwinden muß die Himmelsleiter oder Teufelstreppe. Verschwinden wird der schöne Blick vom Hohen Wall auf die große Wasserfläche des Bassins. In das Bassin selbst müssen die Erdmassen des Hohen Walls hineingeschüttet werden. Verschwinden müssen die Bürgermeistergärten. Und eines Tages wird wohl auch der Zwinger fortmüssen, der nun bald wie ein hemmender breiter Turm am Ausgang der neuen Straße stehen wird.

Schon hat der Großherzog zu all diesen Arbeiten seinen landesväterlichen Segen gegeben. Unsere Werk- und Zuchthäusler sind bereits dabei, den Hohen Wall abzutragen. Die Erdmassen schieben sie auf Karren ans Bassin und schütten sie dort ins Wasser. Die Bürgermeister haben einmütig ihre Gärten zur Verfügung gestellt, und in ein paar Nächten sind aus diesen Gärten alle Zäune und Lauben von selbst verschwunden. Die armen Leute haben die Gelegenheit ergriffen, sich von dort Brennholz zu holen. Es sieht gegenwärtig nicht schön aus zwischen Steintor und Mühlentor. Ich vermeide die ganze Gegend. Mir ist, as begrübe man dort ein Stück von mir.

•

Viel lieber als von der Landseite sehe ich zur Zeit mein liebes, altes Rostock von der Wasserseite. Eine Freude ist es, zu sehen, wie die Rostocker Flotte emporsteigt. Daß ich selber Besitzer von Schiffsparten bin, spielt auch eine Rolle, ich gestehe es gern. Unsere Schiffahrt hat die lange Krise überstanden, und was das bedeutet, das weiß hier jedes Kind. Alles ist ja in Rostock mit der Seefahrt verflochten. Kaufleute und Baumeister, Handwerker und Träger, Fuhrleute und Landleute, auch wir Forstleute, die das

Bauholz liefern, alle haben unter der Krise gelitten. Aber jetzt sind wir glücklich hindurch. Frachten sind wieder da. Die Kornpreise steigen. Die Fahrten lohnen sich wieder. Der Schiffer bringt wieder Geld in die Stadt, und neue Schiffe werden gebaut. Freilich, ungetrübt ist die Freude nicht. Stürme und Eisnot haben uns im letzten Jahre unsere besten Schiffe geraubt. Manche sind überfällig, und keine Nachricht von ihnen dringt in die Heimat, bis schließlich Schiffer und Mannschaft auf dem Rathaus für tot erklärt werden.

Die große Politik, die ferne Länder umgestaltet, ist für unsere Rostocker Schiffahrt günstig gewesen. Daß sich in Südamerika neue freie Staaten gebildet haben, unabhängig von Spanien und Portugal, das hat eine starke englische Schifffahrt nach Südamerika ins Leben gerufen. Aber dazu konnte England nicht lauter neue Schiffe bauen, sondern es mußte seine alten einsetzen, die bisher in der Nord- und Ostsee, nach Frankreich und Spanien fuhren. Für diese englischen Schiffe, die jetzt über den Ozean gehen, sind die Rostocker eingetreten und haben die Frachten auf den alten Linien übernommen. Aber schon wagen es unsere Reeder, auch ihre eigenen Barks und Briggs nach Argentinien und Brasilien zu schicken.

Unsere Kaufherren, die im Rat sitzen, sind Auslandspolitiker geworden. Sie haben es verstanden, den Großherzog für die Rostocker Schiffahrt warm zu machen. Seine Regierung ist jetzt eifrig dabei, Schiffahrtsverträge für Mecklenburg mit fremden Mächten abzuschließen. Unterzeichnet und in Kraft ist ein Vertrag mit den Vereinigten Staaten, in Arbeit sind Verträge mit Rußland und England, und gerade diesen Sommer ist der wichtigste der Verträge unter Dach gebracht worden: der mit Frankreich. Er öffnet uns das Mittelländische Meer.

Das Mittelmeer war bis vor wenigen Jahren ein Seeräubermeer. In Algier und Tunis und Tripolis bestanden Räuberstaaten, die alle fremden Schiffe kaperten und die Besatzungen als Sklaven verkauften. Und im östlichen Mittelmeer ließen die Türken keine Seefahrt hochkommen. Nun haben die Griechen sich von den Türken losgemacht und öffnen ihre Häfen für unsere Schiffe. Aber noch viel wichtiger ist, daß die Franzosen Algier und **Tunis besetzt und dort mit der Seeräuberei**

aufgeräumt haben. Da kommt nun unser Schiffahrtsvertrag mit Frankreich gerade zur rechten Zeit. Für unsere Schiffe sind jetzt die Wege offen nach Marseille und Neapel, nach Athen und nach Algier und sogar nach Aegypten. Und sofort sind unsere Reeder dahin vorgedrungen, denn wer auf der See zuerst kommt, der führt die Braut heim.

Ich sprach mit Rostocker Reedern. Wer ins Mittelmeer fährt, der muß sich ganz umstellen. Der findet auch lohnende Fahrten in den Wintermonaten, in denen sonst das Schiff im vereisten Hafen lag. Aber dadurch haben Schiffer und Besatzung überhaupt keine Ruhezeit mehr und werden der Heimat fremd. Die langen Reisen und das wechselnde Klima verlangen ganz andere Schiffswände als bisher und verteuern den Bau. Das wissen unsere Reeder ganz genau, aber sie sagen: Dennoch! Denn der Gewinn an den Frachten ist so groß, daß er alles ausgleicht. Ich freue mich, daß unser Vogelgreif auf fernen Meeren weht!

Aber einer der Schiffsreeder, ein ruhiger und verständiger Mann, nahm mich in sein Kontor, er schloß die Türen und Fenster und sagte dann: „Sie freuen sich über unsere Schiffahrt in fernen Meeren, aber wissen Sie auch, daß unser Hauptfeind dicht vor den Toren steht?" Ich lächelte ungläubig und fragte: „Wer sollte das wohl sein?" „Preußen", erwiderte er, „Preußen mit seinem Zollverein."

Und dann erklärte er mir, was er meinte. Seit 1834 besteht ein großes deutsches Zollgebiet mit dem Kern Preußen. Noch ist Mecklenburg nicht beigetreten, und unsere Reeder arbeiten in Schwerin dahin, daß wir nicht beitreten. „Aber eines Tages wird es doch geschehen, und dann ist es mit der Rostocker Herrlichkeit zu Ende." Ich widersprach ihm und sagte, dieser Zollverein sei doch vielleicht der Anfang zu einem starken und einigen Deutschland, das wir alle ersehnten. Aber mein Reeder blieb der nüchterne Geschäftsmann. „Was nützt uns Reedern das?" sagte er. „Noch schützt uns die Zollmauer rings um Mecklenburg und zwingt alles Getreide auf den Seeweg nach Rostock. Fallen die Zölle, dann fließt unser Korn nach Berlin und Hamburg und Stettin ab, und der Rostocker Hafen wird öde."

„Lieber Herr", sagte ich, „unsere Rostocker Schiffe fahren von England nach Italien und von Griechenland nach Spanien. Wer fragt da draußen nach dem Zollverein?" — „Niemand", sagte mein Reeder, „aber diese Schiffe verlieren rasch den Zusammenhang mit Rostock, sie könnten ebenso gut ihren Heimatshafen in Hamburg oder Palermo haben, und eines Tages gehen sie uns verloren." — „So hoffnungslos?" fragte ich. „Nein", sagte

er, „das bin ich nicht. Noch wächst unsere Seefahrt. Sie nutzt herrliche Gelegenheiten aus. Wir fahren auf allen Meeren. Geld strömt in unsere Stadt. Aber eines Tages wird es zu Ende sein. Der Zollverein und die anderen größeren Häfen, die viel besser und tiefer sind als unser, sie machen uns tot. Wir schaffen unser Bestes, so lange wir können. Es mag noch zehn, noch zwanzig Jahre gut gehen. Wir bleiben auf unserem Posten, bis unser Rostocker Schiff sinkt."

*

Ich brauchte eine Weile, um die schwarzen Zukunftsgedanken zu verscheuchen, die der Reeder ausgesprochen hatte. Ich ging an den Strom, und da riß mich das bunte Treiben gleich in seinen Bann. Nein! Mag die Zukunft bringen, was sie will, heute sind wir eine blühende Seestadt ohne Todesahnungen, ja, voll trotzigen Lebensmutes! Das zeigt sich am Strande auf Schritt und Tritt. Das Leben und Treiben auf unserer Warnow aber kann ich jetzt auf eine ganz neue Art genießen: mit dem Dampfschiff!

Wir haben seit dem vorletzten Sommer auf der Warnow ein Dampfschiff. Es fährt regelmäßig zwischen Rostock und Warnemünde hin und her. Horch! Es tutet gerade zur Abfahrt! Steige mit mir ein, lieber Freund! In einer Stunde sind wir in Warnemünde, und unterwegs sehen wir mancherlei!

Das Schiff ist mir schon vertraut, denn wir benutzen es, wenn wir im Sommer für einige Wochen nach Warnemünde übersiedeln, und von da aus machen wir auf dem Dampfer auch Lustfahrten in See. Er ist in Newcastle in England gebaut worden, er tut uns allen gute Dienste, aber leider macht er sich nicht bezahlt, seine Maschine arbeitet zu teuer. Aber das soll uns heute gleichgültig sein, wir fahren mit und genießen von Bord aus das Leben auf dem Strom.

Sieh! Grade während wir von der Schnickmannsbrücke abfahren, rudert ein großes Boot nach Gehlsdorf: es ist die „Aline", mit Dach und Seitenwänden, die dem Krugwirt auf der Fähre seine Gäste bringt. Das Boot ist breit und stark, auch Wagen können damit überfahren. Wir dampfen weiter. Zur Linken die Schiffsbauplätze. Da liegt ein Schiff auf der Seite, es bekommt einen neuen Kiel. Und nun aus dem Hafen heraus. Der Baum ist geöffnet. Wir sind draußen. Vom Wege nach Bramow winken die hohen Windmühlen. Aus dem Schilf bei Marienehe kommen ein paar Schwäne hervor und begleiten uns.

Unser Dampfer fährt im Fahrwasser. Jammerschade, daß es nicht tiefer und nicht breiter ist! Es ist so schmal, daß kein Holz mehr aus der Heide nach Rostock geflößt werden darf. Allzu sehr würde das die Schiffahrt stören. Die aber ist jetzt für uns die Hauptsache. Wir haben heute Windstille, und die Schiffe, die aus- und einfahren, müssen „getaut" werden. Dazu dienen die Pfähle am Rande des Fahrwassers. Es sind immer vier Pfähle, schräg zueinander geneigt und durch einen Eisenring zusammengekoppelt. Sie stammen aus der Heide. Das „Tauen" von Pfahl zu Pfahl sehe ich gern. Ein Ruderboot bringt ein Tauende zum Pfahl, dort wird es festgemacht, und vom Schiff aus zieht man sich dann an den Pfahl heran. Inzwischen aber ist das Boot schon wieder mit einem anderen Tau zum nächsten Pfahl unterwegs. Und wer rudert die Boote? Rostocker Jungens, die sich damit ein Trinkgeld verdienen! Im Winter kosten diese Pfähle viel Geld, denn sie müssen eisfrei gehalten werden, damit sie nicht bei steigendem Wasserstand durch das Eis herausgehoben werden.

Wir durchfahren den Breitling. Er stößt beim Schnatermann mit seinem Ostzipfel in die Rostocker Heide hinein. Siehst Du das Häuschen am Schnatermann? Dort beginnt mein Reich. Und nun aus dem Breitling heraus in den schmalen Strom, der nach Warnemünde und in die See führt. Dazu müssen wir heute noch um den vorspringenden Pagenwerder herum. Aber diesen Umweg brauchen wir im nächsten Jahre nicht mehr zu machen, denn es wird fleißig daran gearbeitet, den Pagenwerder zu durchstechen und dadurch die Fahrt nach Warnemünde kurz und grade zu machen. Sonderbar! Sechshundert Jahre lang sind unsere Schiffe um den Pagenwerder herumgefahren, und erst unsere Zeit wagt sich an den Durchstich heran!

Nun geht es in Warnemünde am Strom entlang. Bekannte winken uns mit der Mütze. Dort der würdige Herr ist unser Vogt, der König von Warnemünde. Wir machen am Bollwerk fest. Zur Westmole ist es nicht weit. Da, wo die Mole beginnt, ragt noch immer ein Hügel auf. Das ist die letzte Spur von dem französischen Befestigungswerk, der „Redoute", die 1813 die Engländer zerstört haben. Auf dem Hügel ist die neue Leuchte im Bau, die Feuerbake, die noch diesen Herbst in Gebrauch genommen werden soll. Ihr Leuchtfeuer soll zwei deutsche Meilen weit sichtbar sein.

Und nun auf die Mole! Wir ziehen den Hut fest über den Kopf. Die paar Wellenspritzer tun uns nichts zu Leide. An unserer Westmole wird kräftig gearbeitet. Jedes Jahr wird die Molenspitze ein Stück weiter vorgetrieben in die See. Das verschlingt viel Geld und viele Eichenpfähle und viele mächtige Steine, aber es muß sein. Ohne die Mole würden wir rasch versanden. Und wenn wir beim Spill auf der Molenspitze stehen und nach Nordosten blicken, dann können wir in Gedanken Deine Küste in Estland grüßen. Du und ich, wir wohnen ja an derselben Ostsee. Auch das verbindet mich immer von neuem mit Dir.

*

Vor einem Jahre haben wir das fünfzigjährige Regierungsjubiläum unseres Großherzogs gefeiert. Weißt Du noch, lieber Freund, wie er vor fünfzig Jahren nach dem Tode seines Oheims die Regierung antrat? Wir waren damals Rostocker Studenten und neunzehn Jahre alt. Der Jubiläumstag ist in Rostock heftig gefeiert worden. Von Morgens früh bis um Mitternacht schossen die Rostocker Gerber auf dem Walle ununterbrochen mit ihren alten Kanonen, bis die meisten dieser ehrwürdigen, harmlosen Geschütze den Dienst versagten. Gefeiert wurde im Rathaus, in der Kirche und im Theater. Vom Balkon des Rathauses hingen drei große mecklenburgische Fahnen herab. Unter jedem Bogen des Rathauses war ein hoher Pfahl eingegraben, auf dem in einem Gefäß eine Oelflamme brannte.

Ein Zeitgenosse unseres Großherzogs ist Anno 1833 dahingegangen: unser alter Bürgermeister Dr. Johann Friedrich Zoch. Dreißig Jahre ist er Oberhaupt unserer Stadt gewesen und als 83jähriger in Dienstgeschäften im Rathause vom Tode überrascht worden. Man fand ihn, auf seinem Stuhle zusammengesunken, die Gänsefeder noch in der Hand. Wir vergessen ihm nicht, wie geschickt er die Stadt durch die Franzosenzeit hindurchgesteuert hat.

178—179

Du liebtest als Student unser Theater. Es steht noch und hat jetzt auf seiner Rückseite einen großen freien Platz, seitdem die Johanniskirche und ihr Friedhof verschwunden sind. Aber eine eigene Theatertruppe haben wir noch immer nicht. Lange hat die Schweriner Bühne uns mitversorgt. Meine Enkelkinder haben mir mit Jubel davon erzählt, wie kürzlich die ganze Theatergesellschaft — über 70 Personen — in achtzehn großen Reisewagen mit ihren Kostümen und Koffern abgefahren ist. Sie leben wie ein Wanderzirkus, denn sie spielen abwechselnd in Schwerin und Rostock, in Güstrow, Wismar und Doberan.

Unsere Studenten sind im Theater eine gefürchtete Macht. Sie lassen sich das Recht nicht nehmen, dröhnenden Beifall zu spenden und ihr Mißfallen laut und kräftig zu zeigen. Sie haben oft die vordersten Reihen besetzt, gern in Kanonenstiefeln mit Sporen, in schwarzen Samtjacken mit bunten Schnüren und die Cereviskappen auf dem Kopf. Als kürzlich Schillers Tell mit einem auswärtigen Gast gegeben wurde, da klatschten und trampelten sie, daß das Haus erzitterte. In Wallensteins Lager sangen sie auf Kommando das Lied im Chorus mit: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" Das läßt sich der Theaterdirektor gern gefallen. Aber als er kürzlich ein Lustspiel von Kotzebue gab, da haben unsere Studenten solch Pfeifkonzert veranstaltet, gejohlt und wie die Kater miaut, daß das Stück nicht zu Ende gespielt werden konnte. Sie fanden Hilfstruppen in den Turnern, die im Theater waren und begeistert an der Katzenmusik teilnahmen.

Wäre das in einer preußischen Universitätsstadt geschehen, die Folge wäre eine peinliche Untersuchung und ein strenges Strafgericht über die Störer der öffentlichen Ordnung gewesen. Aber unsere Studenten haben es gut. Auch sie haben einen Polizeimeister über sich, aber das ist Karl Friedrich von Both, der liebenswürdige, fröhliche Vorsitzende unserer Justizkanzlei. Er ist in Wirklichkeit nicht der Polizeimeister, sondern der Vater der Studenten. Ich liebe diesen Herrn von Both. Er hat den Vertrag mit dem Herzog über die Universität zustande gebracht. Er findet neben allem Dienst als Jurist noch die Zeit, die Konzerte in unserm umgetauften Kaisersaal zu dirigieren. Keiner beherrscht den Taktstock wie er. Keiner führt den Polizeistock so milde wie er.

Er nimmt die Jugendtorheiten der Studenten niemals tragisch, sondern löst die schwierigsten Fälle mit lachendem Munde. Das wissen unsere Studenten, und sie saufen und raufen und studieren ungestört. Sie haben ihre Schlägereien mit den Primanern, auch einmal mit den Matrosen, und machen noch immer des Nachts den Polizeimännern und Nachtwächtern das Leben sauer. Dabei gibt es ein paar blutende Wunden und höchstens Karzerstrafen. Aber der Rostocker Karzer ist ein fideles Gefängnis, in dem getrunken und geraucht wird. Ist die Karzerstrafe vorbei, dann wird der Verbrecher von den Kommilitonen herausgeführt, sie ziehen mit ihm durch die Stadt und lassen die Schleppsäbel auf den neuen Pflastersteinen klirren.

Herr von Both steht auch dann als Schutzengel vor unserer Universität, wenn ihr Unheil von Schwerin droht. Dort sitzen jetzt Männer in der Regierung, die unserer Landesakademie nicht hold sind und sie sogar aufheben möchten. Aber mannhaft hat von Both ihre Angriffe abgewehrt und unserer Stadt immer neues geistiges Leben zugeführt. Daß so viele junge Gelehrte als Dozenten nach Rostock strömen, verdanken wir ihm. Wohl gehen die meisten nach einigen Jahren weiter, wenn größere Universitäten sie rufen, aber Glanz und Licht haben sie inzwischen über Rostock verbreitet. Jetzt ist von Both am Werk, den Medizinern Kliniken zu verschaffen. Nicht alles ist ihm geglückt. Lorenz Karstens Neuenwerder hat er nicht retten können. Auch sein geplanter Botanischer Garten rings um die Teufelskuhle ist nicht zustande gekommen. Aber er bleibt der Unermüdliche **mit immer neuen, guten Gedanken.**

Wie dagegen zur Zeit die Studenten in Preußen behandelt werden, das habe ich vor kurzer Zeit erfahren. Im Hause des Dr. Bencard lernte ich einen Mann kennen, der mir darüber Erschütterndes berichtet hat. Es war der Bürgermeister Reuter aus Stavenhagen. Er hat einen jungen, hoffnungsvollen Sohn von sechsundzwanzig Jahren, der in Rostock und dann in Jena studiert und wie die andern Studenten sich für ein freies und großes Deutschland begeistert hat. Er hat die Lieder der andern mitgesungen — auch verbotene Lieder — und ist durch irgendeine böswillige Anzeige auf die Liste der gefährlichen Studenten gekommen, die in Preußen geführt wird. Mit List und Tücke hat man den jungen Fritz Reuter auf der Durchreise in Berlin verhaftet und ihn einem Untersuchungsgericht überantwortet, das finster arbeitete wie die Inquisition im alten Spanien. Ein volles Jahr hat Fritz Reuter bei grauenvoller Behandlung in Untersuchungshaft geschmachtet. Dann ist er zum Tode verurteilt worden. Der König hat ihn zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt.

Das alles erzählte mir sein Vater, ein ruhiger und besonnener Mann, der offenbar jede Uebertreibung haßte. Er sprach von seinen eigenen vergeblichen Bemühungen, das Los des verurteilten Sohnes zu erleichtern. Man schleppt den jungen Menschen von einer preußischen Festung in die andere und martert ihn durch niedrige Bosheiten. Dem Bürgermeister Reuter zitterte zuletzt vor Erregung die Stimme, als er sagte: „Und wissen Sie, wer für dieses finstere Tun die Verantwortung trägt? Ein geborener Mecklenburger, der preußische Justizminister von Kamptz!"

Mich hat das Schicksal des jungen Reuter so bewegt, daß ich mich darüber mit jemandem aussprechen mußte, um mir Trost zu holen. Ich ging zu Herrn von Both. Er kannte das Schicksal des jungen Mannes. Er konnte mir nur versichern, daß er das Verfahren scharf verurteile, daß aber seine eigenen Bemühungen um den Sohn des Bürgermeisters Reuter vergebens gewesen seien.

„Und was sagen Sie zu dem Justizminister von Kamptz?" fragte ich schließlich. „Und er ist ein Mecklenburger in preußischen Diensten!" Von Both lächelte: „Kamptz ist ein großer Rechtsgelehrter von ungeheurem Fleiß. Was er an juristischen Büchern geschrieben hat, das ist ein Lebenswerk, vor dem wir kleineren Juristen staunend stehen. Politisch vertritt er eine andere Richtung als ich."

Als ich schließlich meinen alten Groll gegen Preußen erwähnte, da ergriff von Both meine Hand und sagte: „Ich will Sie mit einem Herrn bekannt machen, der auch als Mecklenburger in preußischen Diensten steht wie Herr von Kamptz. Er wird Ihnen vielleicht besser gefallen." Er führte mich in ein anderes Zimmer. Dort saß ein jüngerer preußischer Offizier, in Landkarten vertieft. Er erhob sich, und ich sah ein feines, klares Antlitz mit ein paar Adleraugen. „Herr Hauptmann von Moltke", stellte der Hausherr vor.

Ich erfuhr, daß von Both den Herrn von Moltke in Doberan kennengelernt hatte, wo er als Begleiter eines preußischen Prinzen sich aufhielt. Er hatte sich nach dem Gute Toitenwinkel erkundigt, das Jahrhunderte lang im Besitz der Familie Moltke gewesen war, und von Both hatte sich erboten, ihm den Besitz seiner Ahnen zu zeigen. Aber nun waren dringende Dienstgeschäfte dazwischen gekommen, und aus der geplanten Fahrt nach Toitenwinkel war noch nichst geworden.

Es war Abend. Von Boths Zeit war am andern Morgen durch Gerichtssitzungen besetzt. Ich hatte meinen Wagen in Rostock und erbot mich, Herrn von Moltke nach Toitenwinkel zu fahren, ihm in der Kirche die Gräber und Wappen seiner Ahnen zu zeigen und ihn auch bei dem Pächter des Gutes einzuführen. Mein Angebot wurde mit freudigem Dank angenommen.

*

Die Stunden, die ich am andern Tage in Moltkes Gesellschaft verweilte, sind mir unvergeßlich. Er ist ein Mann von sechsunddreißig Jahren, in Parchim als Offizierssohn geboren, und auf dem Umwege über ein dänisches Kadettenhaus in

preußische Dienste getreten. Schon in jungen Jahren im Generalstab, und jetzt gerade im Begriff, auf mehrere Jahre in die Türkei zu fahren, um eine fremde Armee und neue Kriegsverhältnisse kennenzulernen. Er sprach wenig, aber er zeigte sich als ein Mann von reichem Wissen. Wir beide hatten die gleiche Liebhaberei: die Landkarten. In der Kirche von Toitenwinkel fanden wir die Gräber seiner Ahnen und an den Wänden immer wieder die Wappentiere der Moltkes: drei schreitende Rebhühner. Ich konnte ihm berichten, daß man das ganze Gebiet zwischen der Warnow und der Rostocker Heide noch heute den Moltkewinkel nennt, daß aber leider jetzt der Besitz in die Hände des Landesherrn gelangt ist. Wir besuchten auch den Gutshof, der wie eine Wasserburg von breiten Gräben umgeben ist.

Unterwegs sprachen wir über Preußen. Ich machte aus meinem Groll kein Hehl und erwähnte auch den preußischen Zollverein, der Rostocks Schiffahrt bedroht. Moltke blickte mich freimütig an. Dann sagte er: „Daß Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg Mecklenburg ausgeplündert hat, war sein Recht und seine Pflicht, denn der Herzog hatte sich als sein Feind erwiesen. Daß Preußen vor der Jenaer Schlacht zehn Jahre neutral war, das war eine Torheit, die es teuer bezahlt hat. Im Freiheitskampf hat es seine Schuld gesühnt. Der preußische Zollverein kann auf Kleinstaaten keine Rücksichten nehmen, denn es ist das Recht der Großen, sich auszubreiten. Die Reaktion in Preußen macht jetzt Mißgriffe. Wenn aber die Studenten Soldaten würden und in der preußischen Armee dienten, sie würden anders stehen zu diesem Staate."

Auf der Heimfahrt erzählte Moltke auf meine Bitte von seinem Leben. Er hat als junger Mensch die Absicht gehabt, mit seinem Bruder nach Australien auszuwandern und dort Schafzüchter zu werden. Nur durch einen Zufall hat der Plan sich zerschlagen. Seitdem er als Offizier dem König von Preußen dient, fühlt er sich in seinem Lebenselement. „Ich sehe in Preußen den Staat der Zukunft", sagte er ruhig und bestimmt. „Kein anderer Staat ist so stahlhart und doch so elastisch. Die preußische Armee wird einmal wichtiger für ein großes Deutschland sein als feurige Studentenreden. Dieser Armee zu dienen und Gneisenaus Vermächtnis zu pflegen, ist meine teure Pflicht."

Als wir auf dem Heimwege über den Hopfenmarkt fuhren, da bat Moltke mich, noch einmal vor dem Blücherdenkmal zu halten. Er blickte lange auf das erzene Standbild, als wolle er es sich einprägen für immer. Dann sagte er ruhig: „Auch der war ein Mecklenburger in preußischen Diensten."

*

Laß mich heute schließen, lieber Freund. Wir wollen jetzt öfter auch kürzere Briefe wechseln, denn wer weiß, ob wir noch die nächsten fünf Jahre ganz erleben werden. Haben wir überhaupt noch das Recht, der Jugend einen Platz auf der Welt wegzunehmen?

Herzlich drücke ich Dir die liebe Hand! Meine Frau grüßt die Deine!

Dein Hermann Friedrich Becker.

ELFTES KAPITEL: 1841

Rövershagen, den 1. August 1841

Lieber alter Lebensgenosse und Herzensfreund!

Nun haben wir es doch noch erreicht und alle beide das 75. Lebensjahr vollendet. Und beide sind wir dem gütigen Schicksal dankbar, daß es uns gnädig einen so weiten Weg geführt hat. Vor fünfzig Jahren begannen wir diese Briefreihen. Was wir uns damals als Jünglinge vorgesetzt hatten, wir haben es getreulich erfüllt und uns gegenseitig alle fünf Jahre gebeichtet. Du hast meine Berichte durch einen geschickten Buchbinder in einen Lederband einbinden lassen. Ich bewahre Deine teuren Briefe in einem Kasten aus kostbarem Holze auf, den mir mein Schwiegersohn vor vielen Jahren aus Amerika mitgebracht hat. Mit tiefer Rührung habe ich Deinen letzten schönen Brief zu den anderen gelegt und drücke Dir mit herzlichem Danke die Hand.

Um Dich ist es einsamer geworden. Deine liebe Frau ist schon vor vier Jahren für immer von Dir gegangen, und auch einen Deiner Söhne hat der Tod Dir bald darauf entrissen. Aber viele neue Schößlinge treiben aus Deinem Stamm, und eine blühende Enkelin hegt und pflegt Dich und ist der Sonnenschein Deiner Tage. Und Dein Petersburger Haus hast Du einem Sohn abgetreten, der nun als Arzt an Deiner Stelle wirkt, und Du selber lebst auf Deinem Gute in Estland und willst die Stadt nicht wiedersehen. Ich kann es verstehen. Ich glaube, Eure große Hauptstadt umfängt ihre Kinder nicht mit so weichen Mutterarmen wie unser liebes Rostock.

Ich habe in diesem Sommer den Tag gefeiert, an dem ich vor fünfzig Jahren mein Amt als Forstinspektor antrat. Es erschien in unserem Hause eine Abordnung des Rostocker Rats und der Bürgerschaft, um mir in meinem Amtszimmer eine feierliche Ansprache zu halten. Sie rühmten mich als einen würdigen Greis, der fünfzig Jahre lang treu seine schweren Pflichten erfüllt und immer mit dem Rat und der Bürgerschaft in harmonischem Einklang gearbeitet habe. Sie vergaßen dabei alle die Kämpfe, die wir miteinander ausgefochten haben. Zum Schluß verkündeten sie mir die Absicht des Rats, mich von meinen Dienstpflichten zu entbinden, mich aber in ungekürztem Genuß meines Gehaltes zu lassen. Zu meinem Nachfolger wolle man meinen Schwiegersohn Georg Garthe ernennen und ihm das gleiche Gehalt wie mir bewilligen. Man erwarte, daß ich alsbald die Dienstwohnung meinem Nachfolger einräumen werde.

Ich hatte schon vorher von diesen Plänen des Rats gehört und erbat mir für meine Antwort eine Stunde Bedenkzeit. In dieser Zeit besprach ich das Angebot des Rats mit meiner Frau. Ja, lieber Freund, das hättest Du erleben sollen. Meine liebe Oelgard wurde plötzlich eine kämpfende Amazone. „Fünfzig Jahre habe ich in dieser Wohnung gelebt", erklärte sie, „und soll mich jetzt kurz vor meinem Tode hinauswerfen lassen? Wer mich hier wegjagen will, der muß mich mit Gewalt hinaustragen!"

Inzwischen hatten die Rostocker Herren bei uns gut gefrühstückt und wollten meine Antwort hören. Ich bat sie in mein Dienstzimmer und sagte ihnen folgendes: Meine Frau und ich hätten ein halbes Jahrhundert in diesem Hause gelebt und das Haus auf unsere Kosten so einrichten lassen, wie es jetzt sei. Unser großer Hausrat passe nicht in eine städtische Wohnung, alles Vieh im Stall und alles Korn in der Scheune sei unser Eigentum. Meine Frau sei auf dem Lande geboren und wolle auf dem Lande sterben. Ich bat den Rat, mich vom Dienst zu befreien, mir mein Gehalt zu lassen, aber außerdem uns auch bis zu unserem Tode im Forstamt wohnen zu lassen. Mein Schwiegersohn Garthe sei bereit, bis dahin die große Jägerwohnung in Hinrichshagen und auch den Sonderdienst des dortigen Reviers zu übernehmen, weil er von dem Forstinspektorgehalt allein nicht leben könne.

Aber gleichzeitig trug ich den Herren eine zweite sehr ernstliche Bitte vor: Meine beiden Vorgänger Möller und Rödeler seien durch ihr geringes Gehalt in Schwierigkeiten geraten. Ich selber habe nur dadurch bestehen können, daß ich **das Vermögen meiner Frau zum Teil** mit-

verbraucht habe. Es sei eine vornehme Pflicht einer Stadt wie Rostock, ihren neuen Forstinspektor so zu stellen, daß er von seinem Gehalt anständig leben könne. Ich schlug vor, meinem Nachfolger nicht wie mir 450 Taler, sondern das Doppelte: 900 Taler jährlich zu gewähren. Die Herren nahmen mit sehr ernsten Gesichtern von mir Abschied und versprachen, alles in den nächsten Sitzungen vorzutragen.

Dann hörte ich einige Wochen nichts von diesen Dingen. Aber am 22. Juli 1841 kam der schöne Tag, an dem ich mit meiner geliebten Oelgard das Fest der goldenen Hochzeit feierte. Da erschien von neuem eine Abordnung der Stadt, um mir zu diesem Feste Glück zu wünschen. Gleichzeitig aber überbrachten die Herren die Entscheidung der Stadt. Sie lautete: Ich werde von meinen Dienstgeschäften befreit, aber mit vollem Gehalt in der Forstinspektorwohnung belassen. Mein Nachfolger wird mein bisheriger Adjunkt Georg Garthe mit einem Jahresgehalt von 900 Talern und einer vorläufigen Dienstwohnung in Hinrichshagen.

Das war für meine liebe Frau und für mich, aber auch für unsern getreuen Garthe ein Tag der Freude. Einige Zeit darauf wurde mir vom Großherzog der Titel „Forstmeister" verliehen. Geführt habe ich ihn nicht. Wenn man fünfzig Jahre Forstinspektor gewesen ist, dann braucht man für seine letzten Lebensjahre keinen neuen Titel mehr. Die Universität hat mir ehrenhalber den Doktorgrad verliehen.

Wir hatten eine wehmütige Freude. Unser Mädchen fand beim Graben im Garten den Trauring meiner Frau, den diese vor fast fünfzig Jahren dort verloren hatte. Er hatte wenig an Glanz verloren und paßte ihr. Sie hatte als Braut sehr schlanke Finger gehabt, die später runder geworden waren. Aber jetzt im Alter waren sie wieder abgemagert und dem Ringe angepaßt. Meine Frau hat über dem Ring manche Träne geweint.

Von meiner großen Familie ist noch zu melden, daß uns die erste Urenkelin geboren ist. Mein Schwiegersohn Passow, der Großvater des Kindes, ist zum Rostocker Ratsherrn erwählt worden. So geht es: in jungen Jahren hatte ich manche Gegner im Rat, aber jetzt wird meine Partei dort immer stärker. Es wird zwischen dem Rat und mir wohl keine Konflikte mehr geben.

Mein ältester Sohn, der Professor, hat das Gut Oberhagen aufgegeben, das er einundzwanzig Jahre in Pacht gehabt hat. Die Pachtzeit war abgelaufen, und bei der Neuvergebung wurde von einem anderen ein so hoher Pachtpreis geboten, daß mein Sohn verzichtet hat. Wir bedauern, daß wir ihn als Nachbarn verlieren.

Unsere Sorge und Freude ist unser mutterloser Enkel Max. Er ist jetzt sechs Jahre alt und schläft in einem Bettchen, das zwischen dem Bett meiner Frau und meinem eigenen steht. Sein Vater, unser lieber neuer Forstinspektor, nimmt die Mahlzeiten gewöhnlich bei uns ein. Zum Weihnachtsfest hat der kleine Max einen brennenden Weihnachtsbaum erhalten. Das ist ein neuer Brauch, der sich seit einigen Jahren in Rostock und auch hier verbreitet. Man sägt junge Tannen ab, befestigt Kerzen an ihren Zweigen und zündet diese zum Weihnachtsfeste an.

•

Die letzten Jahre meiner Dienstzeit haben mir Wünsche erfüllt, die ich fünf Jahrzehnte gehegt habe. Vor allem hat die Neuordnung der Waldwirtschaft, die ich zusammen mit den beiden Garthes ausgearbeitet habe, aller bisherigen Willkür in der Heide ein Ende bereitet. Es wird jetzt planmäßig aufgeforstet und ebenso planmäßig abgeholzt. Nach festen Plänen werden die wüsten Stellen besamt. Die noch fehlenden notwendigen Schneisen werden nach und nach gebaut. Befreit wird die Heide von dem Hineinreden kenntnisloser Leute. Der Wildschutz, den wir schon längere Zeit üben, wird solange fortgesetzt werden, bis wir einen guten Wildbestand haben, doch darf er niemals so hoch werden, daß die Holzwirtschaft darunter leidet. Ich möchte wohl fünfzig Jahre jünger sein und meinen Weg als Forstinspektor unter so vernünftigen Grundsätzen noch einmal beginnen können. Das wäre eine Lebensbahn! Ich beneide Garthe, daß er in solchen Zeiten sein Amt angetreten hat.

Mit ganz besonderer Freude kann ich Dir melden, daß in den letzten Jahren vor meiner Pensionierung noch ein alter schöner Traum Wirklichkeit geworden ist. Es ist endlich, endlich ein Kanal zustande gekommen, der den Breitling mit dem Kerngebiet der Rostocker Heide verbindet.

Unsere Vorfahren haben um 1580 schon einmal einen Kanal vom Breitling in die Rostocker Heide geschaffen. Dieser alte Kanal hat eine dramatische Geschichte. Unter den Bürgervertretern, denen damals die Heide anvertraut war, befand sich ein früherer Schuster mit Namen Jochim Barchmann, ein Mann von ungeheurer Willenskraft. Er wollte die Torflager der Heide ausbeuten und brauchte für die Abfuhr einen Kanal, konnte aber keinen Ratsbeschluß darüber erreichen. Da überzeugte er den reichen Ratsherrn Dr. Heyne von den Aussichten seines Unternehmens so, daß der Ratsherr den Kanal mit eigenem Gelde erbaute. Barchmann pachtete die Moorgebiete der Heide und richtete mit vielen Arbeitern eine große Torfstecherei ein. Das Unternehmen brachte durch den Kanal glänzenden Gewinn, dem Ratsherrn wurden alle Kosten des Kanalbaus erstattet, und Barchmann hat bis an sein Lebensende die Stadt Rostock mit Torf versorgt.

Dieser alte Kanal ging vom Breitling über Markgrafenheide zum Heiligen See. Er hieß in meiner Jugend der Prahmgraben oder Stinkgraben und war verfallen und verlandet. Ich habe von jeher einen neuen breiteren und tieferen Kanal gefordert. Er sollte dem Lauf des Prahmgrabens nur zum Teil folgen und nicht wie der alte Kanal zum Heiligen See, sondern mitten in die Heide hinein zum Moorhof führen, denn ich wollte ja nicht wie Jochim Barchmann nur Torf, sondern in der Hauptsache Holz auf ihm befördern. Ich habe diesen Kanal in Berichten immer und immer wieder gefordert und habe betont, daß auf dem Wasserwege drei bis vier Mann die gleiche Menge Holz fortschaffen, für die auf schlechten Landwegen hundert Pferde und auf Chausseen dreißig Pferde nötig seien.

Als ich nicht mehr allein stand, sondern mein Schwiegersohn Garthe als Adjunkt mir zur Seite wirkte, haben wir den Kampf um den Kanal wieder aufgenommen, und Garthe erwies sich in Rostock als ein sehr geschickter Verhändler. Vielleicht war ich immer zu sehr tiftelnder Gelehrter. Garthe trat auf wie ein frischer, kecker Offizier und machte auf die Herren in Rostock starken Eindruck. Er betonte, daß die Neubrandenburger Aktienchaussee, sobald sie fertig sei, Rostock mit Holz überschwemmen

werde, weil sie waldreiche Gebiete durchschneide, daß ein Fallen der Holzpreise zu erwarten sei und wir dann nicht mehr wie bisher das Holz der Heide mit ungeheuren Fuhrkosten in die Stadt schaffen könnten. Der Kanal aber werde uns mit einem Schlage wettbewerbsfähig machen. Die Rostocker Herren spitzten die Ohren, als Garthe auf die Stadt Magdeburg hinwies, die nicht in der Lage sei, aus dem sieben Meilen entfernten Harz das nötige Holz zu holen, sondern es siebzig Meilen weit auf dem Wasserwege aus Böhmen beziehe.

Der Vorkämpfer für den Kanal wurde unser Dr. Bencard. Er hat wieder wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel für die Heide gekämpft. Am 23. Mai 1838 wurde der Kanalbau nach einer bewegten Abstimmung genehmigt und das Forstdepartement beauftragt, ihn auszuführen. Gleichzeitig wurde beschlossen, das Holz auf dem Wasserwege nur auf Prahmen, niemals durch Flößerei fortzuschaffen, um das Fahrwasser der Warnow nicht zu versperren.

Der Bau des Kanals hat nur ein Jahr gedauert. Ich habe ihn verfolgt und mit überwacht und alles miterlebt vom Anfang bis zum Ende. Es war mir eine tiefe Genugtuung, daß ich am Ende meiner Tage noch dieses Werk entstehen sah, für das ich mich solange eingesetzt hatte. Gleichzeitig mit dem Kanal wurden Holzschuppen in Moorhof und Markgrafenheide errichtet und auf den Rostocker Werften Holzprahme gezimmert. Ich habe es erreicht, daß sie nicht allzu groß gebaut wurden, denn wir wollten doch nicht mit hoher Ladung und starkem Tiefgang im Kanal stecken bleiben.

Wir haben neben den Holzprahmen auch Torfprahme gebaut und unsere alten Torflager wieder aus dem Schlummer geweckt. Aber wir lassen den Torf teilweise im Walde verkohlen und zunächst nur die Kohle in die Stadt schaffen. Der ganze Holztransport auf dem Kanal wickelt sich glatt und rasch ab. An einem Tage gelangt ein Prahm vom Moorhof in die Stadt. Vier Männer sind als Besatzung nötig. Es sind sehr billige Fuhren. Die Kanalfahrt ist in vollem Betrieb, die Heide ist aufgeschlossen, und Dein Hermann Friedrich Becker ist darüber sehr glücklich.

185

Röversdagen, 19. September 1841

Dieser Brief ist lange liegengeblieben. Ich versuche, mich umzustellen. Das ist schwerer als ich gedacht hatte. Ich habe mir — seitdem ich zur Ruhe gesetzt bin — fest vorgenommen, dem neuen Forstinspektor, meinem lieben Schwiegersohn, keinen Rat zu geben, wenn er nicht ausdrücklich darum bittet, und ihm nicht in Dinge hineinzureden, die ich fünfzig Jahre lang gemacht habe und die nun seine Sache sind. Das war nicht immer leicht, denn ich war in einem langen Leben selber ein Teil meiner Heide geworden, ihr Leben war mein Leben, und oft wollte die Heide durch meinen Mund reden. Aber dann habe ich diesen redelustigen Mund fest verschlossen und mich daran gewöhnt, durch den Wald zu fahren und zu gehen wie ein Lustwandler aus der Stadt, der nur seine Augen erquicken will. Diese alten Augen erblicken jetzt oft Dinge, die sie früher übersehen haben.

So saß ich vor einigen Tagen tief im Walde auf einem Baumstumpf. Ein breiter Sonnenstrahl fiel auf mich, so weich und mild, als wolle er mich liebkosen. Dicht vor mir breitete ein großer Farn seine prachtvoll gefiederten Blätter aus wie eine Palmenkrone. Ueber wie manchen Farm bin ich mit schweren Stiefeln achtlos hinweggeschritten! Jetzt plötzlich erschien mir dieses Farnkraut wie ein köstliches Meisterwerk des Schöpfers, das nicht berührt werden durfte von Menschenhänden. Vom Farn fiel der Blick auf das Moos zu meinen Füßen. Ein schwellender, weicher Teppich von herrlichem Grün, mit kriechenden kleinen Stämmen und auf ihnen Bäumchen wie im Märchenwald der Zwerge. Eine Zärtlichkeit ergriff mich gegen diese übersehenen Kinder des Waldes, daß ich die weiche Moosdecke leise streicheln mußte, so wie ich kurz vorher das Köpfchen meiner Urenkelin gestreichelt hatte. Und aus dem Farn und aus dem Moose redete Gott zu mir.

Nun saß ich hier und atmete und schaute und genoß die Strahlen der Sonne, und mit mir trank der Farn und das Moos das Sonnenlicht. Und bald ruhen wir alle in der kühlen Tiefe, und neue Lebewesen sind an der Reihe, das ewige Spiel weiter zu treiben, das wir als die Lebenden noch ein paar Jahre oder ein paar Stunden spielen dürfen.

Auf einmal war es mir, als müsse ich mich losmachen von der dunklen Erde, die uns in die Tiefe ziehen will, das Farnkraut, das Moos und mich. Ich suchte mit den Augen hoch oben die ziehenden Wolken und hier und da ein Stück blauen Himmels. Aber da blieb des Forstmanns Auge voller Entzücken hangen an einer herrlich gewachsenen Kiefer. Kerzengerade strebte ihr rissiger, astloser Stamm empor, und über ihm wölbte sich wie ein

dunkelgrüner Schirm eine herrliche Krone. Sie wogte leise im Winde hin und her. Aber der Stamm, der an der Spitze sich mitbewegte, er stand unten eisenfest, denn sein gewaltiges Wurzelwerk ruhte ja tief verklammert im Urgrund der Mutter Erde. Mein Auge fiel auf die Rinde. Sie war aufgerissen, und an einer Stelle war aus dem Riß das Harz herausgequollen und hatte hegend und schützend die Wunde des Baumes verschlossen. Ja, steh nur, du königlicher Baum! Deine Krone freue sich noch lange des Sonnenlichtes! Wenn alte, dumme Forstmänner wie Hermann Friedrich Becker in dir nur den künftigen Schiffsmast sehen, du bist wichtiger als sie und verkündest laut die Wunder Gottes im Walde!

•

Dein pensionierter Forstinspektor ist endlich auch zu einer reizvollen Arbeit gekommen, zu der ihm fünfzig Jahre lang die Zeit und die Muße gefehlt haben. Es gibt im Pfarrhaus zu Röversh agen einen sorgfältig behüteten Schatz: das älteste Kirchenbuch Mecklenburgs, geführt in den Jahren 1580 bis 1605 von dem Pastor Johannes Gryse in alter plattdeutscher Sprache. Zwischen seinen Taufen und Trauungen hat Gryse soviel über das damalige Rövershagen und den Wald niedergeschrieben, daß das alte Buch fast eine Chronik meiner Heide geworden ist.

Ich habe dieses Buch schon als junger Mann in Händen gehabt, konnte aber die Schrift nicht lesen und hatte auch nicht die Geduld, mich in die Geheimnisse früherer Buchstaben zu vertiefen. Aber jetzt habe ich Zeit. Mein lieber Pastor Wolf hat mich in Schrift und Sprache eingeführt, und seit einigen Wochen kann ich besser und immer besser das entziffern, was Gryse geschrieben hat, und ich freue mich wie ein Schuljunge über **meine Fortschritte im Lesen.**

In dem Kirchenbuch erscheinen die Kuhhirten, die Schafhirten, die Köhler. Da kommen als Trauzeugen oder Taufpaten die beiden Heidevögte, die vom Rostocker Rat zur Aufsicht über die Heide eingesetzt sind, aber sie wechseln oft, neue Männer treten an ihren Platz, der Heidevogt Mathias Ridewech wird abgesetzt, der Heidevogt Daniel Bartels wird als Gefangener nach Rostock abgeführt, weil er den Bürgermeister des Diebstahls beschuldigt habe und doch selber ein Dieb und Totschläger sei.

Als 1597 der Bürgermeister Lemmeke Wildbraten für die Hochzeit seines Sohnes braucht, da werden in Netzen viele Hasen und Rehe, aber auch vier große „gatliche" Hirsche gefangen. Und ein andermal berichtet der Pastor, es sei so großer Eichelsegen in der Heide gewesen, daß 10 000 Schweine zur Mast angenommen und fett geworden seien.

Mitten in der Rostocker Heide liegt damals das jetzt untergegangene Gut Müggenburg mit dem Vorwerk Born. Jahr für Jahr werden Müggenburger getauft, getraut, beerdigt. Markgrafenheide ist zu Gryses Zeit eine Holländerei und liefert Butter und Käse. Nicht weit davon aber lag am Moor eine große Torfstecherei mit vielen Knechten und Mägden und einem Unternehmer an der Spitze, dessen Name mir vertraut war wie der eines Freundes. Es war der frühere Schuster Jochim Barchmann, der durch seine Tatkraft den alten Kanal für seinen Torf geschaffen hatte. Oft erscheint Barchmann als Pate, wenn Kinder vom Moor getauft werden. Wie nahe rückt uns später Geborenen die ferne Vergangenheit, wenn wir in ihr einen Menschen wissen, der gefühlt und gedacht hat wie wir selber!

Sechs Kinder wachsen dem Pastor Gryse empor. Alle vier Töchter sind verheiratet, die eine mit seinem Küster. Von seinem Sohn Adam rühmt er, daß dieser in drei Jahren sechsmal die ganze Bibel durchgelesen habe, dreimal in deutscher und dreimal in lateinischer Sprache, jeden Tag acht Kapitel. Sein anderer Sohn Daniel wird sein Nachfolger im Predigtamt. Wenn des Pastors Stuten Fohlen zur Welt bringen, dann wird das genau so ins Kirchenbuch eingetragen wie die Geburt und die Taufe der Kinder. Ein junges Hengstpferd, vier Jahre alt, schenkt er seinem Schwiegersohn als Brautschatz. Eines Tages stirbt plötzlich des Pastors Lieblingspferd, eine Stute. Er ist fest davon überzeugt, daß irgend jemand das Tier behext oder bezaubert hat, und er vertraut, daß Gott den Uebeltäter kennt und ihn richten wird.

Mancherlei Unglück erleben wir mit in Gryses Gemeinde. Kinder ertrinken im Brunnen oder im Dorfteich. Knechte werden durch Hufschläge der Pferde getötet. Regengüsse und Wasserfluten verheeren das Land. Winterstürme mit tagelangem Schneefall begraben das Dorf. Die Pest rafft auf einmal 20 Menschen hin. Schiffe stranden an der Küste, Leichen schwemmen an und werden in Rövershagen beerdigt, alles wie heute.

Aber den Hauptteil des Kirchenbuches füllen natürlich die Taufen, Trauungen und Beerdigungen aus. Ein großer Teil der eben getauften Kinder stirbt wenige Wochen später. Die Zahl der Beerdigungen ist immer so groß, daß sich zu Gryses Zeit die Bevölkerung nicht vermehrt haben kann. Uneheliche Kinder kommen vor, sie werden getauft wie die anderen, aber sie sterben fast immer bald darauf.

Ich sehe im Geist die jungen Brautpaare in der alten Tracht ihrer Zeit vor den Altar treten. Frisch und trotzig blickt der junge Bursch in die Zukunft, gläubig und vertrauend schaut das Mädchen auf ihn. So legen sie die Hände ineinander. Nach einem Jahre kommt das erste Kind, und dann Jahr für Jahr eins, aber nicht alle werden groß. Bis dann eines Tages die Frau im Wochenbett stirbt und meist noch im selben Jahr der Mann von neuem zum Traualtar tritt.

Ich sehe in Gedanken die alten Männer mit ihren wetterharten Zügen und die alten Weiblein mit den verarbeiteten Händen auf der Totenbahre liegen, und daneben junge Menschen, die der Tod in der Blüte der Jahre gefällt hat. Die Menschen sinken dahin wie die Bäume des Waldes, nur schneller, und Jungholz wächst neben ihnen empor. So habe ich in fünfzig Jahren den Wechsel der

Geschlechter in Rövershagen erlebt, und genau so war es vor einem Vierteljahrtausend, als Pastor Gryse die Geborenen und Gestorbenen in sein Kirchenbuch eintrug.

•

Seitdem ich aus meinem Amt entlassen bin, war ich einige Male in Rostock und glaubte zu fühlen, daß die Leute mich anders betrachteten als bisher: Als den würdigen Greis, dem man wohl einen angenehmen Lebensabend wünscht, aber mit dem Nebengedanken, er möge sich nicht mehr allzu lange auf der Welt aufhalten, wo er eigentlich nichts mehr zu suchen habe. Zuweilen fühlte ich mich selbst schon wie ein Mensch der Vergangenheit, der das Treiben der Gegenwart nur noch mit großem Abstand betrachtet, beinahe wie von einem anderen Planeten.

Das sah ich an einem erschreckenden Beispiel. Du wirst davon gelesen haben, daß im Mai dieses Jahres ein großer Teil der Stadt Hamburg durch ein gewaltiges Feuer in Asche gelegt worden ist. 20 000 Menschen waren ohne Obdach und flüchteten, viele davon nach Rostock. Ueberall wird gesammelt für die Abgebrannten. Die Rostocker Handwerker ziehen in Scharen nach Hamburg, wo man zum Wiederaufbau Maurer und Zimmerer, Tischler und Glaser braucht. Dennoch, ich gestehe es Dir offen, war mir der Brand von Hamburg nicht wichtiger und nicht näher, als der Brand von Troja oder der Brand von Moskau oder irgendein geschichtliches großes Feuerwerk.

Die Hamburger Flüchtlinge, die ich mit ihren Bündeln in den Straßen von Rostock sah, sie erschienen mir wie Personen in einem Theaterstück, so unwirklich und so lebensfern. Und wenn die Leute mir jetzt zeigen, wie gut wir in Rostock gegen solch Feuer gesichert sind, wenn sie voller Stolz auf die Wassertonnen und Löscheimer und Leitern hinweisen, die rings um die Kirchen stehen, auf die Knarren unserer Nachtwächter, auf die Sturmglocken und die Bürgerfähnlein, die bei jedem Feuerlärm die Trommeln rühren ... ja, lieber Freund, verzeihe es mir ... all diese Dinge der Gegenwart gehen den Mann der Vergangenheit nichts mehr an und langweilen ihn ein wenig!

Aber dann haben sie versucht, mich in Rostock durch ein kurzweiligeres Stück zu fesseln, und das ist ihnen gelungen. Davon will ich Dir erzählen. Du weißt, daß die Menschen jetzt viel von den Dampfwagen reden, die sich ohne Pferde auf Schienen fortbewegen. Sie nennen sie Eisenbahnen, weil die Schienen aus Eisen sind. Auf der Eisenbahn kann man jetzt von Leipzig nach Dresden fahren und von

Berlin nach Potsdam, und seit einiger Zeit baut man sogar eine große Schienenstrecke von Berlin nach Hamburg, die unser Mecklenburg bei Ludwigslust durchschneiden soll. Ich habe noch keine solchen Dampfwagen gesehen, und war auch, offen gestanden, gar nicht neugierig darauf. Aber wie ich das letztemal in Rostock war, da habe ich solchen Wagen verkleinert, wie ein Spielzeug, gesehen, und das kam so:

Ich erhielt eine Einladung zu einem glänzenden Frühstück, das man schwedischen Schiffsoffizieren geben wollte. Man erklärte mir die Sache genau. Es besteht eine schwedische Dampferlinie von Ystad nach Stralsund, das ja schon lange nicht mehr schwedisch ist. Die Reeder haben sich mit der Stadt Stralsund veruneinigt und suchen einen anderen Anlegehafen. Nun hofft man, die Linie nach Rostock oder Warnemünde zu ziehen und will die Schweden so gut behandeln wie nur möglich.

Ich habe pflichtschuldig mitgefrühstückt und kann Dir versichern, daß wir in Pätows großem Saal nicht gehungert und nicht gedurstet haben. Etwas langweiliger waren mir die schwungvollen Reden, mit denen man die Schweden einfangen wollte. Aber das Beste an dem Tag war das Nachspiel. Wir mußten die Mitte des Saales freimachen und uns an den Wänden aufstellen. Dann ließ der schwedische Maschinenmeister vor unsern Augen durch die Mitte des Saales einen kleinen Wagen laufen, der sich mit Dampfkraft fortbewegte. Du kannst Dir nicht den Jubel vorstellen, mit dem besonders unsere Damen das Schauspiel begleiteten, und ein wenig war auch ich gepackt. Denn ich sagte mir: Da vor unsern Augen rollt auf dem Fußboden das Symbol einer ganz neuen Zeit! Die Eisenbahn!

*

Daß meine eigene Zeit zur Rüste geht, das spürte ich schon vor vier Jahren, als unser alter Großherzog Friedrich Franz I. starb. Er war ungefähr ebenso lange in seinem Amt wie ich in meinem. Und auf ihn folgte gleich der Enkel, weil der Sohn schon lange tot war. Dieser Enkel, Großherzog Paul Friedrich, der uns jetzt regiert, gehört schon einer neuen Zeit an. Er hat sich abgewendet von Oesterreich und sich eng an Preußen angeschlossen,

und unsere Soldaten fangen an, den preußischen ähnlich zu werden. Gleich nach dem Großherzog starb auch sein Leibarzt, unser Professor Vogel, der das Seebad Heiligendamm geschaffen hat. Seine Leiche wurde mit viel Pracht und Prunk durch ganz Rostock zum neuen Friedhof gefahren, und mir war es, als begrüben sie nicht nur den Professor, sondern auch sein Heiligendamm, das schon jetzt von unserem schlichteren Warnemünde überflügelt ist.

Mein liebes Warnemünde wächst und gedeiht. Wir waren auch in diesem Sommer mehrere Wochen da. In Warnemünde nehme ich noch an allem Anteil. Die Dünen sind fest geworden, und fliegenden Sand haben wir nur noch bei heftigem Sturm. In den Anlagen sind die Bäume, die ich einst gepflanzt habe, weit über Mannshöhe gewachsen und spenden schon Schatten. Oft bin ich auf der Mole, auf diesem langen, kunstvollen Steingebilde, das eine Viertelstunde weit ins Meer hinausragt und unsere Einfahrt vor Versandung schützt.

Seit Jahrhunderten wird diese Mole aus Doppelreihen von Steinkisten gebildet, die untereinander mit Eisenbändern verklammert sind. Fast 50 Jahre lang habe ich aus der Rostocker Heide die Eichen und Kiefern für die Steinkisten geliefert. Diese Kisten, die ewig zu erneuern waren, haben ganze Wälder gefressen. Vom Frühjahr bis zum Winter arbeitet eine Menge von Zimmerleuten an der Mole, um das zu bessern, was die See zerschlägt.

Ich habe den Zimmerleuten immer gern zugesehen, auch jetzt noch. Wie ein riesiger Sarg schwimmt die leere Kiste heran. Sie wird mit Stangen und Tauen dahin geleitet, wo sie mit Steinen gefüllt und versenkt werden soll. Gewaltig quirlt das Wasser, wenn der gefüllte Sarg versinkt. Und außer den Zimmerleuten sind immer noch die Wasenbinder dabei, die unter die Steinkisten die Reisigwasen oder Faschinen schieben, damit das Meer nichts unterspült. Aber auch hier geht die alte Zeit zu Ende. Man versucht jetzt, die ganze Mole aus Steinen und Zement aufzubauen. Es mag noch viele Jahre dauern, bis die letzte Steinkiste ersetzt ist. Aber immerhin: zu Ende geht mein Zeitalter auch auf der Warnemünder Mole.

In der Mitte der Mole, zwischen den Steinkisten, kann man auf festem Sand gehen, und wenn der Weg auch schmal ist, er führt doch weit hinaus in die offene See. Ich gehe dort gern, auch jetzt als 75jähriger, mit dem Hut in der Hand, und lasse das weiße Haar im Winde flattern. Woran habe ich alter Kerl dabei eigentlich den größten Spaß? An der herrlichen Luft? Oder an dem weiten, freien Blick über das Meer? Oder an den Wellen, die sich schäumend an den Steinen brechen? An allem zusammen! Aber auch an den Steinen selbst! Da ist schwarzer Granit, da ist michweißer, löcheriger Quarz, gelber und roter Sandstein und fleischfarbener Feldspath, und alle Steine haben zweierlei Farbe: eine helle, solange sie trocken sind, und eine dunklere, sobald die Welle darüber hingegangen ist. Zwischen den Steinen bleibt immer Tang hängen, und auch den will ich nicht missen. Sein Geruch gehört für mich zu der Luft, die ich an der See atmen will.

•

In Rostock habe ich so viele Kinder, Schwiegerkinder und Enkel, daß ich immer vor der schweren Wahl stehe: bei wem soll ich einkehren? Ich gehe gewöhnlich reihum, um keinen durch Absage zu kränken. Aber sie kennen mich schon und wissen, daß ich auch in Rostock jeden Tag ein paar Stunden ganz für mich allein haben will. Dann gehe ich bei schönem Wetter langsam über den Wall und durch die Straßen. Aber es reizen mich nicht mehr die neuen Häuser und die Arbeiten an den Wällen. Mich locken jetzt die alten Gassen, die noch ganz so aussehen wie einst.

Im Großen und Kleinen Katthagen lebt noch unsere Jugendzeit. Auch im Heiligengeisthof und seinen Nachbarstraßen, der Eselföterstraße und der Faulen Grube. Unverändert sind der Beginenberg, die Pümper- und die Wasserstraße. Und erst gar zwischen Petri- und Nikolaikirche, in der Altschmiede- und Lohgerber- und Wollenweberstraße, da könnte man glauben, man schriebe noch das Jahr 1791 und nicht 1841. Da stehen überall noch Bänke unter den Fenstern. Da sind noch die alten, geschnitzten Haustüren, und manchmal unter demKlingelzug auf dem blankgeputzten Schilde der Name eines Mannes, von dem **ich den Urgroßvater kannte.**

200—201

Hier in den alten Gassen gehen die Leute langsam, ich grüße in manches Fenster hinein und erhalte immer einen freundlichen Gegengruß, manchmal von einem Mütterchen in Nachtmütze und Nachtjacke. Ich werde angeredet und wechsele ein paar Worte und pilgere weiter. Dabei höre ich wohl mit meinen immer noch guten Ohren, wie sie hinter mir sagen: „Dat is unsen ollen Forstentspekter, de ward nu ok all bannig stümperig!"

Ja, ihr lieben alten Leutchen, mit uns Alten steigt eine Zeit ins Grab, die nicht die schlechteste war! Was unsere Handwerksmeister leisteten an Häusern und Schiffen, an Hausrat und Schmuck, das kann sich sehen lassen. Ob es die Neueren mit ihren Maschinen besser machen, ist mir noch recht ungewiß. Die jungen Leute nennen uns rückständig und zopfig. Wenn sie wüßten, was wir in unserer Zeit alles zweckmäßiger und besser gestaltet haben! Wenn wir aber nicht das Alte immer gleich umgestürzt haben, sondern recht behutsam weiterbauten, so wollen wir darauf besonders stolz sein!

Ob unsere Weltverbesserer noch einen regelmäßigen Briefwechsel zustande bringen wie den, den wir beide, Du und ich, nun fünfzig Jahre lang geführt haben? Ich kann ihn mir aus meinem Leben nicht mehr fortdenken. Was Du mir dadurch an Halt gewesen bist, das kann ich mit Worten gar nicht sagen! Wenn ich Dir heute in Gedanken länger als sonst die Hand drücke, dann ist das nicht greisenhafte, rührselige Schwäche, sondern die ruhige Ueberlegung, daß alles Schöne einmal ein Ende nimmt, und daß der heutige vielleicht der letzte Brief ist, den ich an Dich richten darf. Darum halte ich Deine liebe Hand heute länger fest als sonst, und wenn eine Träne darauf fällt, so schadet es nichts.

Leb wohl, Du Kamerad meines Lebens, mein teurer, geliebter Freund!

Dein Hermann Friedrich Becker.

LETZTES KAPITEL: 1846–1852

Rostock, den 15. Juni 1846

Herzlieber, teurer Freund! Erst heute melde ich Dir mit wehem Herzen, daß am 28. Januar 1846 meine liebe Frau Oelgard, geborene Kremer, im Alter von 75 Jahren gestorben ist. Harte Krankheitswochen gingen ihrem Tode voran. Mit tiefer Wehmut sahen wir den noch im hohen Alter schönen Leib dahinschwinden, so daß sie zuletzt nur noch ein Schatten ihres früheren Daseins war. In den letzten Tagen ihres Lebens war ihr sonst so klarer Geist verwirrt, und sie erkannte uns nicht mehr. Nachdem sie in den ewigen Frieden eingegangen war, nahmen ihre Züge eine stille Hoheit an, die auch fremde Menschen ergriffen hat. Wir ließen in ihren Sarg eine runde Oeffnung mit einem Glasfenster machen und beobachteten sie eine Woche lang. Am 4. Februar haben wir sie in Rostock in der Kapelle unserer Familie beigesetzt. Dort ruht sie nun aus, und bald werde ich den Platz an ihrer Seite einnehmen.

Der Wunsch meiner Frau, auf dem Lande in unserer Wohnung zu Röversshagen zu sterben, ist erfüllt worden. 55 Jahre hat sie diese Wohnung mit mir geteilt. Aber nach ihrem Tode war mir die Wohnung zu groß und zu leer, und so sehr meine Enkelin sich bemühte, mir die Räume heimisch zu machen und die Gestorbene zu ersetzen, ich habe dennoch bald beschlossen, Röversshagen zu verlassen und den Rest meiner Tage in meiner Geburtsstadt Rostock zu verbringen. Es war nicht leicht, mich hier zu lösen. In Rostock bot mein Schwiegersohn, der Senator Passow, mir eine schöne Wohnung in seinem Hause am Vogelsang an. Sie enthält vier Zimmer, während ich in Röversshagen zwölf Zimmer, viele Kammern und Scheunen und Ställe hatte.

Die Röversshäger Wohnung hat mein Schwiegersohn und Nachfolger Georg Garthe übernommen. Einen Teil des Hausrats habe ich ihm zurückgelassen, einen anderen großen Teil habe ich unter meine Kinder verteilt. Für das, was ich Garthe an Vieh, an Korn und an sonstigem Inventar zurückließ, zahlte er mir einen billigen Ersatz, zum Teil in Lebensmitteln, die er erst im Laufe der Zeit zu liefern braucht. Aber alles konnte Garthe nicht übernehmen, und so mußten wir am Tage nach meinem Fortgang noch eine Auktion veranstalten. In dieser ganzen Zeit hat meine liebe Enkelin Linchen Passow, die meinen Haushalt führt, mir getreulich beigestanden. Mit ihr zusammen bin ich nach Rostock übergesiedelt. Das war vor einem Monat. Jetzt bin ich in meinem neuen Heim zur Ruhe gekommen und sitze an meinem alten Schreibtisch und schreibe an meinen teuren, alten Freund in Estland.

In den Briefen, die Du 50 Jahre lang von mir bekommen hast, habe ich wenig von meiner Frau gesprochen. Ich glaube, ich habe sie nur selten erwähnt. Da ist es mir jetzt wie eine Ehrenpflicht, Dir zu sagen, daß ich in meiner Oelgard die beste aller Frauen gehabt habe. Sie hat die große Kunst verstanden, unsern ländlichen Haushalt mit den vielen Kindern, den Knechten und Mägden, dem Vieh und Garten fast geräuschlos zu lenken, und doch war alles unter ihren Händen in mustergültiger Ordnung. Wenn ich mit ihr zusammen sein wollte, dann mußte ich sie aufsuchen und fand sie dann immer bereit zu jedem Gespräch und auch zu stillem Beisammensitzen, aber sie hat sich niemals aufgedrängt und sich viel im Verborgenen gehalten. Ich kenne andere Frauen, die ihre Ehe dadurch verderben, daß sie den Mann niemals allein lassen.

Meine Frau redete mir selten in dienstliche Dinge hinein, aber wenn sie es tat, dann mußte ich ihr immer recht geben. Die Leute im Hause fürchteten sie ein wenig, denn sie konnte sehr strenge blicken, aber niemals hörte man sie schelten. Starken Anteil hat sie an meinen wissenschaftlichen Arbeiten genommen und viele davon angeregt. Ich las ihr das Geschriebene oft vor, und sie verstand dann, zu kürzen und zu vereinfachen oder — wie sie zu sagen pflegte — den Gelehrtenzopf abzuschneiden. Alle unsere Kinder hat sie zu tüchtigen, frohen Menschen erzogen. Wohl hatten wir immer reichlich Vorräte im Hause, aber Oelgard sorgte dafür, daß die Kinder sich nicht an üppige Mahlzeiten gewöhnten. Nur an Sonntagen gab es einmal Leckerbissen. Aber oft hatte sie für mich allein eine Ueberraschung aus der Küche bereit, und immer dann, wenn sie sah, daß ein Aerger mich plagte. Wenn ich dann während des Essens vergnügter wurde, hatte sie daran eine schelmische Freude. Sie war eine gläubige Christin, aber sie redete auch dreist und fröhlich mit dem Pastor und war fest davon überzeugt, daß der Herrgott an lachenden Menschen Wohlgefallen hat.

Nun ist die schöne Zeit in Rövershagen dahin. Ich habe keine Frau und keine Landwirtschaft mehr und sitze im ersten Stock eines Stadthauses und schaue aus dem Fenster auf eine gepflasterte Straße. Das ist für einen Landmenschen kein trostvoller Anblick. Um so lebendiger steigen vor mir die Tage herauf, in denen ich von meiner Rostocker Heide, von ihren Menschen und Tieren und Bäumen und von meinem geliebten Rövershagen Abschied nahm. Drei Tage war ich mit dem Wagen unterwegs, dann erst war ich mit allen Händedrücken fertig. Aber da war ich selber auch fertig, und nun mußte **ich fort, schleunig fort.**

Am 12. Mai 1846 habe ich das Forstamt Röversbagen verlassen, in dem ich 55 Jahre gewohnt habe. Als 25jähriger zog ich ein mit frohen Gedanken an eine nahe Hochzeit. Als 80jähriger ziehe ich aus, nachdem ich meine treue Lebensgefährtin ins Grab gelegt habe. Schwer wurde es mir, mich von meinen Pferden und Wagen zu trennen, und noch jetzt entbehre ich es bitter, daß ich nicht zu jeder Stunde befehlen kann: „Korl, spann an!" Aber meinen Kutscher nehme ich als Diener mit nach Rostock. Meine liebe 19jährige Enkelin Linchen Passow hat den ganzen Umzug klug und tatkräftig geleitet und mir auch in der Rostocker Wohnung die meiste Arbeit abgenommen. Ich wünsche ihr einen guten Mann, sie wird eine rechte Hausfrau und Mutter werden.

*

Ich habe in den ersten Tagen in Rostock das Haus nicht verlassen. Auch das schönste Frühlingswetter lockte mich nicht ins Freie. Eine tiefe Schwermut und eine Todessehnsucht hielten mich umfangen. Ich hauste wie ein Einsiedler in seiner Höhle.

Den ersten Spaziergang habe ich dann eines Morgens um 6 Uhr früh gemacht, um keine Bekannten auf der Straße zu treffen. Ich pilgerte die Lange Straße entlang und zum Grünen Tor hinaus und fand eine sonnige Bank auf der Fischerbastion. Da habe ich wohl eine Stunde lang gesessen. In den Bäumen sangen die Vögel, auf der blauen Warnow kehrten Fischer von nächtlicher Fahrt zurück, und unten am Strande begann das Klopfen und Sägen auf den Schiffswerften.

Da war es mir, als würde ein schwarzes Tuch von mir abgehoben. Die Vögel, die Sonne, die Bäume, alles war auf einmal wieder mein! Ein seltsames Frohgefühl bewegte mich und rührte mich zu Tränen. Als ob noch einmal für eine letzte kurze Wanderung die ganze schöne Welt vor mir ausgebreitet würde, für mich allein! Da lag sie noch einmal vor mir, die farbige Welt, in ihrer ganzen Blutwärme, und ich, ich konnte sie noch einmal ergreifen, denn noch war mein Auge klar, und meine Beine trugen mich noch, und mein Geist überschaute weitere, lichtere Räume als alle die jungen Menschen rings um mich. Noch einmal durfte ich ein paar tiefe Züge aus dem Becher trinken, der mich achtzig Jahre lang erquickt hatte! Die Erde war mir neu geschenkt, und ich ihr.

Ich beschloß, noch am selben Tage zum Friedhof zu gehen und meiner geliebten Oelgard einen Strauß Frühlingsblumen zu bringen als frohen Gruß aus der Welt der Lebendigen an die Kameradin, die hier ihren Lauf so schön vollendet hatte. Als ich von meiner Morgenwanderung zu Hause eintraf, fand ich meine Enkelin angstvoll wartend. Sie hatte sich Sorgen um mich gemacht. Nun freute sie sich unbeschreiblich, auf einneben der Hauptwache mit den dicken

mal einen fröhlichen Großvater und sogar einen hungrigen Frühstücksgenossen zu haben.

198

*

Rostock, den 10. August 1846

Lieber Freund! Noch habe ich den vor zwei Monaten begonnenen Brief nicht abgeschickt, weil ich hoffte, inzwischen den Deinen zu bekommen. Er ist in Röverhagen eingetroffen und mir von meinem Enkel Max Garthe nach Rostock gebracht worden. Ich muß mich vor Dir schämen, denn ich hatte eine kurze Zeit lang meinen frohen Lebensmut verloren und war doch wohl und gesund. Du aber kannst Dich nicht mehr fortbewegen, auch nicht mehr mit dem Stock, und mußt im Fahrstuhl gefahren werden. Dr hast das Gehör fast ganz verloren und bist doch trotz aller Altersgebrechen immer ohne Wanken ein froher Mann geblieben, voller Dankbarkeit für das, was Dir von der schönen Welt noch zugänglich ist. Und das ist so unendlich viel, schreibst Du. Du hast noch das Licht der Augen und kannst lesen und schwelgst in Goethes Briefen und in seinen Tagebüchern und Gesprächen. Du kannst noch schreiben und Deine Kinder und Kindeskinder um Dich sehen.

Gib mir die Hand, mein lieber, lieber Freund, ich will von Dir lernen. Auch ich versuche schon lange wieder, jeden Tag des Daseins dankbar zu trinken wie eine unverdiente Gabe. Uebrigens geht es mir wie Dir: Die Erinnerungen der allerfrühesten Jugend werden wieder wach wie nie zuvor. Auch Du schreibst, nichts sei Dir gegenwärtig so lebendig wie Deine Kindheit in Rostock. Darum verlangst Du stürmisch, daß ich Dir immerfort von der alten Heimat erzählen soll. Ja, Du lieber Unersättlicher, Du bist in mehr als fünfzig Jahren nicht müde geworden, meine Rostocker Berichte zu lesen. So will ich auch jetzt noch einmal versuchen, Dir von unserer Stadt zu erzählen.

Als wir noch Schüler und Studenten waren, da haben wir manchmal in unserer Naseweisheit gespottet über die uralten Männer, die auf den Bänken des Oberwalls in der Sonne saßen. Als ob das Alter das Alter anzöge, so fanden sie sich. Sie gingen langsam die gewohnten Wege, und wenn einer etwas zu erzählen hatte, dann blieb

er stehen und seine Zuhörer auch. Zu diesen alten Männern, diesen Museumsstücken aus der Vorväterzeit, gehöre ich jetzt auch und habe mich in die neue Rolle hineingefunden. Ein paar alte Herren treffe ich regelmäßig. Wir trinken manchmal zusammen ein Glas Rotwein, gewöhnlich aber machen wir vor dem Mittagessen und vor dem Abendbrot einen kurzen beschaulichen Spaziergang, reden von alten Tagen und sehen gutmütig lächelnd auf das herab, was die Menschen in Rostock jetzt treiben.

*

Zwischen dem Steintor und dem Schwaanschen Tor hat man in den letzten Jahren auf dem Gelände des Schießhauses eine stattliche Volksschule erbaut. Sie steht ganz nahe dem Theater. Sie hat den Namen Friedrich-Franz-Schule erhalten, weil sie aus einer Friedrich-Franz-Stiftung erwachsen ist. Auch meine Spenden sind mit hineingemauert worden.

Nicht weit davon sind zwei kleinere Schulen eingerichtet worden: In der Schwaanschen Straße neben dem Zeughaus die Gewerbeschule in einem langen niedrigen Gebäude, das aussieht wie unsere Katen in der Rostocker Heide. Hier treiben die Kinder ungefähr das, was sie in meiner Röversháger Industrieschule machen. Aber sie haben bessere Lehrer als unsere Dorfkinder. Auch die Lehrlinge der Handwerker können hier zeichnen und rechnen lernen. Am andern Ende des Zeughauses aber, in der Altbettelmönchstraße, gerade gegenüber dem Geburtshause unseres Helden Blücher, steht jetzt eine Kleinkinder-Warteschule. Da werden die Kleinen behütet, die noch nicht in die wirkliche Schule gehen. Sie spielen und singen und schlafen. Unser Zeughaus selber aber, in dem früher die Michaelisbrüder Schule hielten, ist nicht mehr Waffenkammer, sondern Wollniederlage. Vielleicht ist es dadurch vor dem Abbruch bewahrt worden, denn unsere zerstörungswütigen Männer hatten schon den „alten Kasten," wie sie sagten, aufs Korn genommen und wollten die Stadt von ihm befreien. Mag er nun als Wollmagazin noch recht lange leben!

Der westliche Teil des Hopfenmarktes heißt jetzt Blücherplatz. Dort hat man neben der Hauptwache mit den dicken

Säulen ein schmuckes Gebäude für das Ober-Appellations-Gericht gebaut, das zu unserer Freude von Parchim nach Rostock verlegt worden ist. Aber dicht daneben haben sie dem Weißen Kolleg unserer Universität ein akademisches Museum angebaut und dadurch den köstlichen Blick vom Blücherplatz auf die schöne Heiligkreuzkirche für alle Zeiten versperrt! Ich würde fassungslos und erschüttert sein über solche Torheit, wenn ich noch ein Mann der Gegenwart wäre. Jetzt sehe ich solche schlechten Scherze der Menschen von meinem Planeten aus und lächle darüber.

Aber geschmunzelt und die Hände gerieben habe ich, als sie die alte ehrwürdige Schreiberei am Ziegenmarkt durchaus abbrechen wollten und es nicht zustande brachten. Du kennst doch noch das dunkle alte Fachwerkgebäude mit den vielen Ratten und Mäusen. Als Kinder gruselte uns, wenn wir daran vorbeigingen. Sie haben den Abbruch nicht zustande gebracht, weil sie nicht wußten wohin mit den Untersuchungsgefangenen und den aufgefundenen Leichen. Ich bin zufrieden, wenn das alte Haus wenigstens noch so lange stehen bleibt wie ich.

*

Seit einigen Jahren ist die Aktienchaussee fertig, die über den Mühlendamm in die Stadt führt. Auf ihr fliegen jetzt unsere Schnellposten nach Berlin dahin, wenn sie auch noch den Umweg über Neubrandenburg nehmen müssen. Jetzt ist aber auch die breite neue Prachtstraße da, die vom Mühlendamm außen um die Stadtmauer herum zum Steintor führt. Sie hat den Namen „Neue Wallstraße" erhalten, und schon werden an ihr die ersten Häuser gebaut. Sie liegen als wahre Herrenhäuser in weiten Gärten. Gottlob hat der Großherzog bestimmt, daß die Straße nur an einer Seite bebaut werden darf. So bleibt der Blick auf den Rosengarten frei. Aber dort sieht es noch recht wüst aus. Noch steht der Zwinger, aber die Zerstörungsmänner blasen schon zum Angriff, um ihn zu zertrümmern. Sie nennen ihn gern den alten Backofen, der die ganze Gegend verunziere. Sie wollen auch das Steintor abreißen. Noch hält der Großherzog über Tor und Zwinger seine schützende Hand, aber wie lange noch?

Inzwischen ist ein Ereignis eingetreten, das diese ganze Gegend noch weiter umgestalten wird. Rostock soll einen Bahnhof für die Eisenbahn erhalten. In diesem Jahre ist die große Schienenstrecke von Berlin nach Hamburg eröffnet worden. Sie führt durch Mecklenburg, und von Hagenow aus soll eine Zweigbahn nach Schwerin gebaut werden, die nördlich nach Wismar und östlich nach Rostock weiterführen soll. Nun galt es, in Rostock einen Platz für den Bahnhof auszusuchen. Er sollte so liegen, daß die beladenen Schienenwagen gleich zum Strande laufen und ihre Last an die

Schiffe weitergeben, und von den Schiffen sollen sie wieder Frachten mitbringen für die Schienenwege. Da der Weg zum Strande ohne Steigung sein mußte, entschied man sich für einen Schienenweg durch die Grube. Die will man überwölben, und an ihrem Ende soll der Bahnhof entstehen, also in der Nähe der Neuen Wallstraße, aber viel tiefer als sie, so daß die Schienen unter ihr hindurch gehen müssen.

Aber gleichzeitig sollen auch neue Straßen von diesem künftigen Bahnhof in die Stadt führen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was dadurch wieder zerstört und verändert werden muß. Schon ist meine liebe alte Spekula abgebrochen worden. Die Stadtmauer bei der Viergelindenbrücke ist gefallen. Um aber vom Bahnhof zu dem viel höher liegenden Steintor zu gelangen, zerstört man den ganzen Rosengarten. Durch ihn hindurch baut man eine neue Straße in einer Schlangenlinie, damit sie nicht zu steil wird, und da ihr Erfinder der Senator Dr. Crumbiegel ist, so haben die Rostocker diese krumme Straße den Krummbiegel getauft.

*

Es war sehr notwendig, daß sich in Rostock einflußreiche Männer zusammenschlossen, um bei allen diesen Umwälzungen im Bilde unserer lieben Stadt auch für das Schöne zu sorgen und darauf zu achten, daß nicht alles dem sogenannten Verkehr und der neuen Zeit geopfert wurde. Zu diesen Männern gehöre auch ich, und einer der Tätigsten ist mein Schwiegersohn Senator Passow. Schon als ich noch in Röversh[illegible]gen wohnte, haben wir einen „Verschönerungsverein" gegründet. Seitdem ich nun selber Rostocker geworden bin, ist mein altes Herz für diese Dinge wieder jung geworden. Immer in meinem Leben habe ich versucht, Unzweckmäßiges zweckmäßig zu gestalten, und dazu habe ich nun im Verschönerungsverein Gelegenheit. Freilich besuche ich nicht die Versammlungen, weil sie am späten Abend sind und alte Leute mit den Hühnern schlafen gehen, aber mein Schwiegersohn Passow berät alles mit mir und ist in den Versammlungen mein Sprachrohr.

Für den verwüsteten Rosengarten schlägt der Verein vor: Die sieben Linden, das Wahrzeichen der Stadt, bleiben für immer stehen, absterbende werden erneuert. Bis zum Laufe der Grube sollen einheitliche Anlagen entstehen. Der Zwinger bleibt erhalten, wird aber von allem ihm angeklebten Beiwerk befreit und mit Buschwerk umgeben.

Eine noch größere Aufgabe winkt unserm Verein vor dem Kröpeliner Tor. Dort verschwindet jetzt die Klüwenschanze, die an der Feldseite den Zugang zum Tor versperrte und immer im Halbkreis umfahren werden mußte. Die Stadt hat unsern Verschönerungsverein gebeten, Pläne für ein großes zusammenhängendes Gelände aufzustellen: Für die Klüwenschanze, für den Gertrudenfriedhof der Armen und Heimatlosen und für das ganze Land bis zur Gärtnerei von Hädge, das jetzt als Kartoffelacker, Kehrichtfeld und Düngerlager dient. Wir schaffen hier vor den Toren Rostocks große einheitliche Anlagen, wie sie im Tiergarten zu Berlin vorhanden sind. Die Aufsicht bei den Arbeiten führt der Landschaftsgärtner Wilken, den wir vom Verein aus besolden. Die Arbeiter stellt das Zucht- und Werkhaus, und die meisten Pflanzen liefert meine alte Rostocker Heide. Kannst Du Dir vorstellen, daß ich für diese Dinge mit achtzig Jahren noch Feuer und Flamme werde?

In weiter Ferne freilich droht auch diesen unseren Anlagen schon wieder Unheil. Man will ein großes städtisches Krankenhaus schaffen und möchte dieses am liebsten mitten in unsere Anlagen hineinstellen. Glücklicherweise fehlt es an Geld für solch großes Werk, und das rettet vorläufig unseren Park.

*

Seitdem ich kein eigenes Fuhrwerk mehr habe, benutze ich die Droschken, die es seit einigen Jahren in Rostock gibt. Sie haben weiche Bänke, die Wagen hängen in Federn, und ein Verdeck läßt sich bei Regen oder Kälte so schließen, daß man ganz geschützt sitzt und durch zwei seitliche Fenster hinausschauen kann. Diese neuen Wagen und ihr Name sollen aus Rußland stammen.

Die Rostocker Kaufleute dagegen fahren noch immer in ihren Reisewagen zur Messe, meist mehrere zusammen in einem Wagen, und in einem zweiten Wagen haben sie dann ihr Gepäck und ihre Proben und Lebensmittel. Aber ich glaube, sie reisen nicht mehr lange so. Bald werden sie auf Schienenwegen nach Leipzig fahren. Ich fürchte, daß die Eisenbahn unser ganzes Land und Volk umgestaltet, und ich zweifle, ob uns das zum Segen gereichen wird.

Viel zu reiselustig werden die Menschen. Mein ältester Sohn Eduard war mit seiner Frau in Venedig und Rom. Sie haben die Ausgrabungen in Pompeji besucht und den Vesuv bestiegen. Aber wichtiger war mir, was mein Sohn mir von dem Landbau in Italien erzählte, von der Tierzucht und von der jämmerlichen Waldwirtschaft. Nun wollen meine Kinder übermorgen mit mir eine große Wagenfahrt in die Rostocker Heide unternehmen, aber — ich gestehe es Dir — mir bangt davor!

Mir bangt auch davor, diesen Brief abzuschließen, und das muß jetzt doch geschehen. Ich danke Gott, daß wir den Austausch unserer Gedanken bis zum achtzigsten Lebensjahre fortsetzen durfte. Daß wir ihn noch weitere fünf Jahre führen, ist nach menschlichem Ermessen nicht anzunehmen. Um so länger halte ich heute die liebe Hand meines Herzenfreundes fest und drücke sie zärtlich.

Dein alter Hermann Friedrich Becker.

*

Rostock, den 10. Mai 1851.

Du mein teurer Freund! Vor einer Woche erhielt ich Deinen lieben Brief. Er war nicht mehr von Deiner Hand geschrieben. Du hattest ihn Deinem Tochtersohn diktiert. Aber er brachte mir doch Deine eigenen Worte. Er hat mich zu Tränen gerührt. Du sagst, daß Deine irrende und forschende Seele reisefertig sei, um bald die Gefilde einer höheren Welt zu durchfliegen. Du hoffst, daß Du nicht mehr allzu lange in der arg verfallenen Hülle Deines irdischen Leibes festgehalten werdest. Ja, wir sind nun beide fünfundachtzig Jahre alt geworden und haben auf dieser Welt wohl nicht mehr viel zu suchen. Aber da Du in alter Freundestreue auch diesmal Dein Wort gehalten und mir über die letzten fünf Jahre kurzen Bericht gegeben hast, so will ich Dir mitteilen, was mich in diesen letzten Jahren bewegt hat. Es ist nicht mehr viel, denn an den meisten Dingen nehme ich keinen Anteil mehr. Noch mache ich kurze Wege zu Fuß, aber ich stütze mich gern auf einen Begleiter, damit ich nicht falle. Die Buchstaben, die ich recht langsam schreibe, erscheinen mir noch deutlich, aber das Schreiben macht mir einige Mühe. Darum gebe ich Dir nur kurze Notizen, die ich meinem Kalender entnehme.

Kannst Du es glauben, daß ich alter Mann noch zweimal in Rostock die Wohnung gewechselt habe? Es war mir am Vogelsang zu unruhig, darum mietete ich mir ein Haus in der Altschmiedestraße, nahe dem Alten Markt. Von meinen Fenstern schaute ich auf die Marienkirche. Hier wohnte ich meiner ältesten Tochter ganz nahe. Den Haushalt führte mir nach wie vor meine liebe Enkelin.

Wir nahmen unser Mädchen und den Laufburschen mit. Aber als wir einige glückliche Jahre zusammen in diesem Heim verbracht hatten, da verlobte sich meine Enkelin und heiratete bald darauf. Nun beschloß ich, meine eigene Wirtschaft aufzugeben und zu meiner ältesten Tochter zu ziehen. Sie überließ mir schöne und bequeme Zimmer in ihrem Haus in der Lohgerberstraße mit weitem Ausblick auf Warnowwiesen und freies Feld. So hause ich nun in meinem letzten Horst, von dem ich bald abfliegen werde.

Der Mann, der mir meine liebe Enkelin entführt und sie geehlicht hat, ist ein junger Maler mit Namen Geist. Er betreibt eine neue Kunst, die man Photographie nennt, und will sie in Rostock einführen. Er ist mir ein lieber, frohgemuter Geselle.

Aus der Rostocker Heide habe ich zu berichten, daß sich mein Nachfolger Georg Garthe nach langem Witwertum zum zweiten Mal verheiratet hat. Sein Sohn, mein lieber Enkel Max, hat seinen ersten Rehbock geschossen und bildet sich zum Forstmann aus. Wie lange ist es her, daß ich meinen letzten Rehbock erlegt habe! Vielleicht wird durch den ersten und den letzten Schuß das tätige Mannesleben begrenzt. Ich habe in den letzten Jahren noch einige Fahrten durch meine Rostocker Heide gemacht, aber ich hatte keine Freude daran, weil alles zu stark mit Erinnerungen belastet ist. Lieber fahre ich durch einen fremden Wald. Ich muß für heute schließen. Auge und Hand versagen. Morgen fahre ich fort.

Rostock, den 11. Mai 1851

Mit neuen Kräften fahre ich heute fort, an Dich zu schreiben. Du hast aus den Zeitungen erfahren, daß im Jahre 1848 in den meisten Ländern Unruhen ausgebrochen sind. In Mecklenburg hatten wir einen außerordentlichen Landtag in Schwerin. Dort wollte man die ganze Verfassung ändern, aber ein Jahr später war das ganze, lichterloh brennende Feuer schon wieder zusammengesunken. In unserer Stadt selbst hat das Jahr 1848 auch mancherlei Lärm gebracht. Wir hatten eine Bürgergarde, in die mehrere meiner Angehörigen eintraten. Aber die allgemeine Ordnung ist in Rostock nicht umgestürzt worden. Das ist in der Hauptsache das Verdienst unseres Bürgermeisters Bencard, der als Senator der Beschützer der Heide war. Er hat die Stürme, die auch über Rostock hinwegbrausten, geschickt aufgefangen und sie immer so geleitet, daß sie keinen Schaden anrichteten.

217-219

Schmerzlich war es mir, daß die Jahre der Unruhe unsern alten Zwinger umgebracht haben. Er hat sich tapfer seines Lebens gewehrt, denn er war eisenfest und konnte nur mit roher Gewalt und vielen Kosten zerstört werden. Unser Kröpeliner Tor ist dem Abbruch dadurch entgangen, daß der Stadtbaumeister ein Wachthaus angebaut und neue Durchgänge für Fußgänger geschaffen hat. Dadurch soll das alte Tor sogar verschönert worden sein, was ich aber nicht finde. Aber ich freue mich, daß es mich überlebt.

Seit dem 12. Mai 1850 fahren aus Rostock Eisenbahnzüge ab. Viele Leute entschlossen sich zu Lust- und Probefahrten. Auch mein Schwiegersohn machte sich mit seiner Frau, meiner ältesten Tochter, zu einer Lustfahrt nach Schwerin auf, und auf seine dringenden Bitten erklärte ich mich bereit, die Reise mitzumachen. Wir fuhren in einem gepolsterten Wagen, der gegen Regen überdeckt war. Die Fahrt ging so rasch, daß ich fast schwindlig wurde. Wir waren nach drei Stunden in Schwerin, aßen in einer Weinstube ein gutes Mittagessen und fuhren in einer Droschke durch die Stadt. Schon am Nachmittag machten wir auf derselben Schienenstrecke die Heimfahrt nach Rostock. Es war mir wie eine Fabel, daß man an einem einzigen Tage nach Schwerin hin -und zurückfahren kann. Nur habe ich bisher noch nicht eingesehen, was durch diese Geschwindigkeit eigentlich gewonnen wird. Ich habe zwar die Reise wider Erwarten gesund überstanden, aber ein zweites Mal wird man mich nicht zu solcher Teufelsfahrt überreden.

Im Spätsommer desselben Jahres 1850 hatten wir zum zweitenmal die Cholera in Rostock. Es sind über 300 Menschen gestorben. Viele Bewohner der Stadt flüchteten nach anderen Orten. Ich bin mit meiner Enkelin, die kurz vor ihrer Hochzeit stand, mit dem Mädchen und dem Burschen zu Hause geblieben, und wir alle sind gnädig vor der Seuche bewahrt worden.

Man hat jetzt eine Dampferlinie von Rostock nach St. Petersburg eingerichtet. Sie wird unseren Briefen wohl nicht mehr viele Dienste tun. — Lieber Freund, ich muß abbrechen. Auge und Hand sind schon wieder ermüdet. In den nächsten Tagen schreibe ich weiter. Lebe wohl bis dahin!

Rostock, den 14. Mai 1851

Lieber Herr, Sohn meines teuersten Freundes!

Tief erschüttert vernahm ich die Mitteilung von Ihrer Hand, daß Ihr lieber Vater, mein Herzensfreund, nach einem reich gesegneten Leben sanft entschlafen ist. Er hat Sie gebeten, auch meinen letzten Brief, falls er unterwegs sein sollte, zu den andern zu legen. Ich füge Ihnen den Brief bei, soweit er fertig ist. Die Freundschaft mit Ihrem Vater hat mit zum Glück meines Lebens gehört. Ich danke Ihnen herzlich für den letzten Schattenriß Ihres Vaters und für die Zeichnung seiner Grabstätte. Sie schreiben, daß Sie mit den Bildern der Stadt Rostock, die an Ihren Wänden hängen, auch meine Briefe behüten und sie an Ihren Sohn vererben wollen. Dafür danke ich Ihnen tief gerührt. Ich werde Ihrem Vater in kurzer Zeit nachfolgen und hoffe ihm in einer anderen Welt froh zu begegnen. Ueber meinen Tod wird Ihnen Nachricht zugehen.

Ich drücke Ihnen und den Ihrigen herzlich, sehr herzlich die Freundeshände.

Ihr Hermann Friedrich Becker.

— * —

Rostock, den 20. Oktober 1852

Verehrter, lieber Herr!

Es liegt mir die schmerzliche Pflicht ob, Ihnen zu melden, daß mein lieber Vater, der Forstinspektor Hermann Friedrich Becker am 5. Oktober 1852 im 87. Jahre seines Lebens nach kurzer Krankheit heimgegangen ist. Ich habe den Briefwechsel zwischen unsern Vätern jahrzehntelang verfolgt und mitgenossen und bin daher über Sie und die lieben Ihrigen gut unterrichtet. Zu den Schätzen meines Lebens, die ich treu zu hüten habe, gehören die Briefe Ihres Vaters, die unser teurer Gestorbener mir vermacht hat.

Unser lieber Vater hat seine letzte Ruhestätte in unserer Familienkapelle an der Seite meiner Mutter gefunden. Dort ruht er aus von seinem tätigen Leben. Wir, seine Nachkommen, sehen in ihm ein leuchtendes Vorbild edlen und hohen Strebens. Auch Sie haben das große Glück, einen herrlichen Vater besessen zu haben. So können wir uns in gemeinsamem Dank gegen ein gütiges Schicksal die Hände reichen.

Ihr ergebener Eduard Becker.

— Ende —

Wohl ist unser Blücherdenkmal ein hoher Gewinn für Rostock, aber leider muß ich melden, daß dieses Denkmal uns einen bitter schweren Verlust gebracht hat, der mir fast jede Freude an dem bronzenen Helden raubt. Unser Landesherr hatte erklärt, er wolle nur dann für das Denkmal eintreten, wenn dieses seinen Platz mitten vor dem Palais erhalte. Vor dem Palais stand aber bisher unser altes, schönes Kollegiengebäude; das Auditorium Magnum. Also — traurige Folgerung! — mußte das Auditorium abgebrochen werden, um Blüchern Platz zu schaffen!

Als ob es in der ganzen Stadt keinen andern Ort für den Marschall gegeben hätte! Konnte er nicht auf dem großen, statt[illegible] Alten Markt stehen, mit dem Blic[illegible] Petrikirche, in der die Grabstä[illegible]ern sind? Oder an der S[illegible]? Aber leider gab [illegible]ich freuten, wenn [illegible]ittelalter ver[illegible]n das alte [illegible]h habe [illegible]hin-

[illegible]n [illegible]k- [illegible]chen [illegible]hause [illegible]nd als [illegible]sräume [illegible] würden, [illegible]soren die [illegible] abhalten! [illegible] das Audi- [illegible] Es soll einst [illegible] gewesen sein, [illegible]ölbe, die man

HARTBLEI
© 2009 digitalfoto-trainer.de

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset